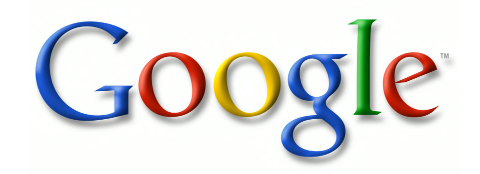
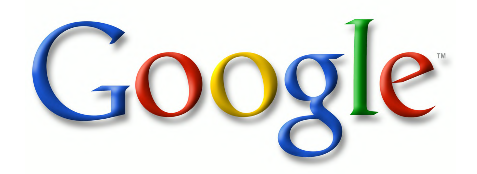





EX LIBRIS
HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.

Minne- und Meistersang.

Bilder

aus der

Geschichte altdeutscher Litteratur.

Von

Dr. Otto Lyon.



Leipzig.
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
1883.

Herrn Geh. Hofrat

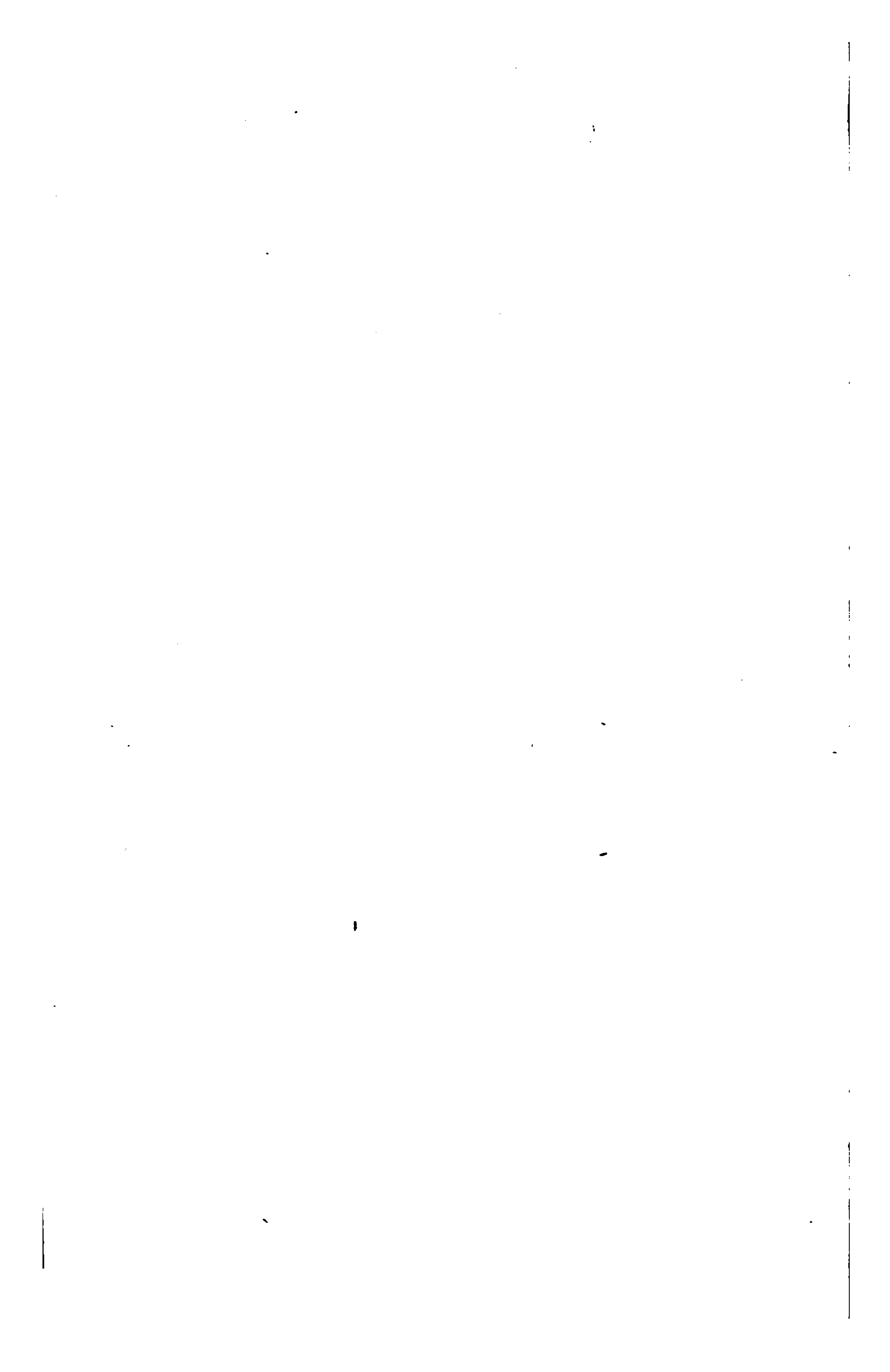
Dr. Gustav Freytag

in Wiesbaden

in

dankbarer Verehrung

zugeeignet.



Vorwort.

Die Liebe zur Vorzeit des eigenen Volkes zu wecken und zu pflegen ist eine der schönsten Aufgaben der Wissenschaft. Denn dort in der Vergangenheit liegen die Wurzeln alles Guten, Großen und Schönen, das in der Gegenwart zu tage tritt. Kein Volk vermag auf die Dauer groß und mächtig zu sein, das nicht mit Liebe und Verehrung auf seine eigene Vergangenheit zurückblickt.

Auch die vorliegende Schrift will diese Liebe zur Vergangenheit unseres Volkes fördern helfen; sie möchte gern dem deutschen Altertum und ganz besonders der altdeutschen Dichtung Freunde zuführen auch aus dem Kreise derjenigen, welche den altdeutschen Studien fern stehen. Zu dem Zwecke ist hier der Versuch gemacht worden, Geist und Inhalt altdeutscher Lyrik in der Kürze darzustellen und zugleich durch Übertragungen altdeutscher Lieder jedem Gebildeten den Genuß altdeutscher Poesie zu vermitteln, auch dem, welcher des Altdeutschen nicht mächtig ist. Bei diesen Übertragungen habe ich mich in Form und Inhalt so eng als möglich an die Originalgedichte angeschlossen. Freilich ist die Feinheit und Eleganz des Mittelhochdeutschen eigentlich unübersetzbar, aber die Eigenart altdeutscher Poesie im allgemeinen läßt sich doch auch aus Übertragungen erkennen.

So möge denn die vorliegende Schrift hinausgehen; vielleicht gelingt es ihr, der altdeutschen Dichtung neue Freunde und Verehrer zuzuführen und mancherlei irrige Anschauungen, welche über die altdeutsche Poesie verbreitet sind, zu zerstreuen.

Döbeln, im November 1882.

Dr. Otto Lyon.

Inhalt.

Einleitung.

Von jeher strebte der Mensch darnach, allem Erdenhandeln eine höhere, reinere, schönere Gestalt zu geben. Tief in seiner innersten Natur ist dieses Streben gegründet. Bewußt oder unbewußt dient jeder demselben, selbst der rohe Sohn eines ungesitteten Zeitalters. Kann sich der Mensch den irdischen Forderungen seiner Natur nicht entziehen, so sucht er doch in der Art, wie er denselben nachkommt, sein höheres geistiges Sein zum Ausdruck zu bringen. Er begnügt sich nicht damit, überhaupt seinen Hunger und Durst zu stillen, seinen Körper mit schützender Hülle zu decken, sich durch feste Mauern gegen die Unbilden der Witterung zu schirmen, nein, er hat ein ganzes, kunstreiches Gebäude von Regeln geschaffen, nach denen die Speisen und Getränke zubereitet und genossen, die Gewänder gewebt und geschnitten, die Häuser emporgeführt und geschmückt werden müssen. Allem, was er thut und schafft, sucht er eine gewisse schöne Form zu geben. Je reicher an Geist und Mitteln ein Zeitalter ist, um so mehr wird es dieses Menschenstreben zur Entfaltung bringen. Daher preisen wir ein Zeitalter, in welchem die Kunst in hoher Blüte stand, als ein glückliches, goldenes, dem hartes Ringen ums Dasein fremd, bloßer roher Sinnengenuß verhaßt war. Gern flüchtet sich der Geist in eine solche Zeit der Kunstblüte zurück, wenn schwere Gegenwart ihn drückt, und er träumt und dichtet wohl manches in diese Vergangenheit hinein, was er bei der Gegen-

wart vergebens gesucht hat. So gewinnt er aus der Vergangenheit ein hohes, reines Ideal, das er seiner Gegenwart als Zielpunkt des Strebens hinstellt. Aus solcher Verbindung von Vergangenem und Gegenwärtigem erzeugt sich das Künftige.

Das Bild freilich, das sich der Geist vom Vergangenen macht, wird sich mit der Wirklichkeit nicht ganz decken. Der Schwärmer, der lieber im Zeitalter des Perikles oder in dem der Mediceer geboren sein möchte, als in poesiearmer Gegenwart, dürfte seine Lage bald ganz unerträglich finden, wenn er plötzlich in Wirklichkeit in jene Zeiten versetzt würde. Tausend Kleinigkeiten, die ihm das Leben in der Gegenwart behaglich machen, würde er bald schmerzlich vermissen. Die Kulturfortschritte nur des letzten Jahrhunderts würde er kaum zu entbehren im stande sein. Als größte Last dürfte er aber die Unfreiheit empfinden, die mit ehernem Zwange alle seine Bewegungen einengen würde. Denn die Geschichte der Menschheit ist eine Entwickelung von Unfreiheit zur Freiheit. Das Altertum opferte dem Staate, das Mittelalter Korporationen und Bündnissen die Freiheit der Persönlichkeit. Schranke um Schranke haben die Jahrhunderte mit sich fortgenommen, schroffe Standesunterschiede sind verwischt, lästige Fesseln gesprengt, geisttötende Dogmen zertrümmert worden. An die Stelle unfreier Willkür sind Gesetz und Recht getreten, die allein wahre Freiheit zu geben vermögen.

Auch die Kunst selbst hat an diesem Entwickelungsgange teilgenommen. Im Altertum wie im Mittelalter ist der Kreis der Schaffenden wie der Genießenden ein engbegrenzter, nur die bevorzugten Klassen der Gesellschaft gehören demselben an. Die Kunst ist ein Standesvorrecht, oder sie wird von einzelnen Korporationen unter ganz bestimmten Formen ausgeübt. Im Altertum sind einzelne Familien im Besitze gewisser technischer Regeln, die sie ängstlich als wertvolles Geheimnis hüten. Im Mittelalter ist eine Zeitlang nur

der Ritterstand Pfleger der Kunst, später der Stand der Handwerker. Ein ganzes System von Formeln, die sich zuletzt ins Kleinliche verlieren, beschränkt die Freiheit des schaffenden Geistes. Erst die Neuzeit hat die Kunst zum Eigentum des ganzen Volkes gemacht, und wie der Ärmste und Niedrigste durch Adel des Geistes sich in die höchsten Gesellschaftskreise emporschwingen kann, so ist es auch jedem möglich, zum reinen Genusse der edelsten Kunstwerke durchzudringen. Immer und immer wieder hat der Geist die lähmende Herrschaft der Regel im Laufe der Jahrhunderte zu durchbrechen und ebenso auf der andern Seite zuchtlose Willkür zu zügeln versucht, und das letzte Ziel, dem hier die Kunstentwickelung zustrebt, ist die schöne Einheit von Form und Geist, wie sie nur der Genius in gottgeweihten Augenblicken zu finden vermag.

Am schwierigsten ist diese Einheit in der Dichtkunst zu erreichen, weil hier der Geist neben der Form als etwas völlig Selbständiges erscheint, das uns auch ohne Form zu fesseln vermag, während bei anderen Künsten der Geist geradezu an die Form gebunden ist, und nur in dieser selbst erst zum Ausdruck kommen kann. Lange hat man nur ein einziges Blütenalter der Dichtkunst gekannt, das antik-klassische, das in seiner hohen, unvergänglichen Schönheit wie ein köstlicher Edelstein aus dunkler Vorzeit herüberstrahlt. Neben die Griechen trat aber im Laufe des vorigen Jahrhunderts Shakespeare, und bald darnach entdeckte die deutsche Philologie in unseres eigenen Volkes Vorzeit einen herrlichen Blütengarten echter Poesie. Zwar scheut man sich, diese mittelalterliche Blütezeit deutscher Dichtung neben das griechische Kunstideal zu stellen, aber warum soll man nicht mit Liebe und herzlicher Hingabe an dieselbe herantreten? Ist doch die Poesie jener mittelalterlichen Zeit auf eigenem Boden gewachsen und nicht aus der Fremde zu uns verpflanzt worden. Sollen wir nur die Vorzüge des fremden Landes bewundern und nicht auch die des eigenen schätzen?

Freilich haben sogar deutsche Philologen, Männer von hohem wissenschaftlichen Range, die griechische Dichtung hoch über den altdeutschen Helden- und Minnesang gestellt. Doch darf diese Erscheinung nicht befremden, und die Gründe dafür liegen nahe. Zunächst ist die deutsche Philologie eine Tochter der klassischen, insbesondere der Tacitusstudien, und man kann ihr die Pietät gegen die Mutter gewiß nicht verübeln; dann aber hat das antik-klassische Ideal so lange Zeit hindurch alle unsere Verhältnisse so vollkommen beherrscht, daß es in der That unendlich schwer ist für den Geist, der sich an diesem Ideal genährt hat, neben dasselbe etwas anderes treten zu lassen. Dennoch wird die künftige Zeit auch aus der altdeutschen Dichtung Anregung zu neuem Schaffen erhalten, ja zum Teil ist es schon jetzt geschehen. Der Durchbruch deutscher Bildung, welcher in unserm Jahrhundert begonnen hat, wird in ernster Arbeit immer mehr gefördert werden. Immer lebendiger wird sich die allgemeine Teilnahme den altdeutschen Studien zuwenden. Aber nicht als Feindin des griechischen Kunstideals wird die neue deutsche Kunst auftreten, sondern ergänzend und neubelebend wird sie sich mit demselben verschmelzen. Denn daß auch das griechische Kunstideal dem Geiste der neuen Zeit nicht völlig entspricht, das haben schon Goethe und Schiller gefühlt, auch hin und wieder ausgesprochen. Und wie im zweiten Teile des Faust Goethe eine Vermählung der antiken Kultur mit dem Geiste der Neuzeit als das letzte Ziel der Kunst hinstellt, so wird in der That eine gesunde Weiterentwickelung unserer Dichtkunst nur möglich sein, wenn der Deutsche nicht verschmäht, was seine eigene Vergangenheit ihm bietet. Hier ist der feste Grund, auf dem weitergebaut werden muß, um das Werk zu vollenden, an dem die größten Geister unseres Volkes Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es sind träge Seelen, welche meinen, der Tempel der deutschen Kunst sei nun ausgebaut für alle Zeiten, und wir könnten von den Vorräten unserer klassischen Dichter bis in Ewigkeit zehren. Nur das

griechische Kunstideal hat seine köstlichsten Früchte bei uns gezeitigt, die Aufgabe einer neuen Kunstentwickelung wird es sein, der altdeutschen Dichtung ähnliche Früchte abzugewinnen, ohne doch dabei griechische Schönheit aus den Augen zu lassen.

In kurzen Bildern soll im Folgenden Aufkeimen, Blühen und Hinwelken altdeutscher Poesie im Zeitalter ritterlicher Frauenliebe gezeigt werden. Nur auf den ersten Blick erscheint der Inhalt der Dichtung jenes Zeitalters als ein beschränkter; wer tiefer in den Geist jener Zeit eingedrungen ist, der staunt über den Gedankenreichtum und die Formenschönheit, welche die Lieder der Minnesinger uns offenbaren.

1.

Das höfische Leben im Ausgang des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Rauh, hart, trotzig und hochfahrend zeigt uns die Geschichte den alten Germanen. Seine reckenhafte Gestalt, ungelenk und von gewaltiger Kraft, wird überall gefürchtet, wo sie erscheint. Einfach und streng von Sitten haßt er alles Fremde, was seine alten Gesetze zu untergraben droht. Grundbesitz und Waffenhandwerk allein stehen bei ihm in Ansehen, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe schätzt er gering. Die Ehe ist ihm heilig; denn in der Familie allein ruht die Sicherheit der Person und des Besitzes. Trotzdem ist die Frau schutz- und rechtlos; sie ist nur die dienende Magd des Hauses. Der Mann kann sie verkaufen, verschenken, niemand fragt danach; er kann sie totschlagen, kein Richter fordert Sühne. Bis zum elften Jahrhundert dauern im allgemeinen diese alten Zustände fort, obwohl natürlich im einzelnen manche Änderung eintritt, manches Harte sich mildert, manches Rauhe verschwindet.

Da steigt plötzlich im zwölften Jahrhundert ein neues Zeitalter herauf, in welchem die alten Verhältnisse völlig vergessen zu sein scheinen. An den Höfen der Fürsten und großen Grundherren entfaltet sich ein farbenreiches, frohbewegtes, vielgestaltiges Leben. Der schwerfällige und un-

gelenke Deutsche ist ein gewandter und schmucker Reiter geworden. An Stelle der einfachen, schmucklosen Tracht sind Prachtgewänder getreten, welche den herrlichen Wuchs des Leibes plastisch zu Tage treten lassen. Die Frau ist nicht mehr die dienende Magd des Hauses, sondern die edle, hohe Herrin, die der Mann verehrt als die oberste Leiterin des gesamten Gesellschaftslebens, in deren Dienst er Leben und Schwert stellt, die er in köstlichen Liedern immer und immer wieder preist. Die einfachen und rohen Sitten sind feiner, höfischer Zucht gewichen, froher und anmutiger Lebensgenuß hat die alte Neigung zu Spiel und Trinkgelage verdrängt. Man nennt dieses Zeitalter heiterer und freier Entfaltung der Schönheit und Kraft gewöhnlich das des Rittertums oder des Minnesangs. Die erstere Bezeichnung ist jedoch nicht ganz genau, denn es hat Ritter in Deutschland bis ins sechzehnte Jahrhundert gegeben. Aber diese Ritter späterer Zeit haben mit dem Ritter des zwölften und beginnenden dreizehnten Jahrhunderts fast nichts weiter als den Namen gemein. Der eigentliche ideale Begriff des Ritters findet sich nur kurze Zeit hindurch in der Wirklichkeit verkörpert, und die Blüte des Rittertums umfaßt etwa die Zeit von 1180—1250. Man kann daher recht wohl diese Zeit als das Zeitalter des Rittertums schlechthin bezeichnen. Und wenn wir heute von ritterlicher Gesinnung und Tugend sprechen, so denken wir nicht an die Thaten der Raubritter und ihrer Genossen.

Der Name Ritter bedeutet eigentlich nichts anderes als Reiter. Aus dem Reiterdienste hat sich die Ritterwürde herausgebildet. Heinrich I. hatte den Reiterdienst zunächst bei den Sachsen eingeführt in jener Zeit, als die Magyaren auf ihren flinken Rossen die deutschen Gaue beunruhigten. Bald wurde es dann allgemeiner Brauch in ganz Deutschland, daß der Freie seiner Kriegspflicht zu Roß nachkam, für den Dienst zu Fuß nahm man gewöhnlich nur Unfreie. Diese reisigen Lehnsträger sind es, aus welchen sich der

Ritterstand entwickelt hat. Der oben angedeutete Umschwung tritt aber nicht gleich mit der Einführung des Reiterdienstes selbst auf, sondern erst Jahrhunderte später. Die Kreuzzüge sind es, welche denselben herbeiführen. Im Morgenlande, im Wunderlande der Sagen und Märchen, lernten die abendländischen Kreuzfahrer eine Lebensanschauung und eine Art, das Leben zu genießen, kennen, welche ihren Bräuchen und Sitten vollkommen entgegengesetzt war. Die Blüte, in welcher Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe bei den Arabern standen, die Beweglichkeit, Gewandtheit und sinnliche Erregbarkeit der Sarazenen, die reiche, farbenglühende Phantasie und die poetische, ideale Auffassung aller Lebensverhältnisse, die leidenschaftliche Schwärmerei für Frauenliebe und für die Schönheiten einer von Gott reich gesegneten Landschaft: dies alles ergriff mit unwiderstehlichem Zauber den Abendländer, und in die Heimat zurückgekehrt übertrug er auf den eignen Boden, was ihm auf fremdem so schön und nachahmenswert erschienen war. In Südfrankreich, in den Thälern der Provence, erblühten zuerst diese neuen Verhältnisse, und von da breiteten sie sich allmählich über das ganze Abendland aus.

Mit den Kreuzzügen erstand aber auch zugleich der Begriff der Ritterwürde, die seitdem als besondere Ehre des Reiters galt. Jene Züge ins heilige Land verlangten von dem Manne, der an denselben teilnahm, vollste Selbstverleugnung im Dienste eines hohen Ideals: und das ist recht eigentlich der innerste Begriff der Ritterwürde. Der Ritter soll überall seiner selbst vergessend helfen, er soll Gott und der Kirche treu ergeben sein, seinem Lehnsherrn freudig dienen, Witwen und Waisen schirmen, wehrlose Frauen und Jungfrauen beschützen. Unabhängig von allen Standesverhältnissen stellt er das Ideal des Mannes dar, und nie darf sein Schwert einem niedrigen Zwecke dienen. Jeder, der frei geboren war oder während seines Lebens die Freiheit erlangt hatte, konnte zum Ritter erhoben werden, ja

selbst Hörige, die doch in voller Abhängigkeit von ihrem Lehnsherrn lebten, wurden zum Ritter geschlagen, wenn sie nur die Kosten und den Aufwand, welche der Reiterdienst mit sich brachte, zu bestreiten vermochten. Nichtadlige erhielten die Ritterwürde ebenso wie Adlige; neben Fürsten, Grafen, Freien und Herren wurden auch Dienstmannen und Bauern zu Rittern geweiht. Wenn der Erlaß Friedrich Barbarossas vom 30. Dezember 1187 die Söhne der Geistlichen und Bauern vom Ritterstand ausschließt,[1]) so drückt diese Vorschrift nur das Bestreben aus, ein etwaiges Herabsinken der Ritterwürde von ihrer ursprünglichen Höhe zu verhüten. Ein solches hätte dadurch eintreten können, daß die Zahl der Ritter zu groß geworden wäre und der Lehnsbesitz nicht mehr ausgereicht hätte, um alle entsprechend auszustatten. Für die thatsächlichen Verhältnisse ist dieser Erlaß aber zunächst ohne Bedeutung; denn er ist zur Zeit der Blüte des Rittertums gar nicht beobachtet worden. Erst später, als in der That das Rittertum zu verfallen begann, greift man auf diese lehnsrechtliche Bestimmung zurück und benutzt sie, um den Bauernstand herabzudrücken. Ganz dasselbe gilt von der späteren Bestimmung Friedrichs II., daß nur dem ein freier Lehensbesitz gewährt werden solle, dessen Vater und Großvater bereits Ritter gewesen seien.

Ursprünglich aber, zur Zeit der Entstehung und Blüte des Rittertums, steht der Ritter außerhalb aller Standesverhältnisse. Jeder Stand wird zur Ritterschaft zugelassen, und in den Turnierschranken ist der Bauer dem Könige gleich. Freilich nennt sich der König, der Fürst, der Graf nicht Ritter, weil der Titel, den sie führen, einen höheren Klang hat, als der einfache Rittername; aber sie sind es deshalb nicht weniger, wie die niedrigen Adligen, die, weil sie keinen andern Titel haben, sich mit Vorliebe Ritter nennen,

---

*) „De filiis quoque sacerdotum, dyaconorum ac rusticorum statuimus, ne cingulum militare aliquatenus assumant, et qui jam assumserunt, per judicem provinciae a militia pellantur.“

und die in den Berichten der Historiker gewöhnlich neben den Fürsten und Grafen ausdrücklich als Ritter aufgeführt werden. Niemand war der Königskrone würdig, der nicht vorher zum Ritter geschlagen war. Dieser demokratische Zug, der durch das ganze Rittertum geht, giebt demselben sein eigenartiges, ideales Gepräge. Das Bewußtsein, daß in den Turnierschranken Manneswert allein Geltung hatte, daß hier der Entfaltung der Kraft und Tüchtigkeit sich nicht Stand und Herkunft hindernd in den Weg stellten, adelte den Niedriggebornen und wurde so von hoher sittlicher Bedeutung für das ganze Volk. Erst in den Zeiten des Verfalls kommt die Anschauung zum Durchbruch, daß die Ritterwürde ererbtes Vorrecht gewisser Stände sei, und mit dieser Anschauung war das Rittertum seinem innersten Kern untreu geworden und hatte sich seines idealen Charakters entkleidet.

Zwei Umstände namentlich waren es, welche auf das Leben in jenem Zeitalter der Blüte des Rittertums, von welchem jetzt allein noch die Rede sein soll, bestimmend einwirkten: die Unsicherheit der Person und des Besitzes und der Mangel einer behaglichen Häuslichkeit. Erstere trieb den Ritter dazu, seine Wohnung auf steilen Bergkegeln hinter Mauern, Türmen, Palissaden und Gräben anzulegen und seinen Körper in eisernes Gewand zu hüllen, letzterer machte den Winter zu einer beschwerlichen, kaum zu ertragenden Zeit, den Frühling und Sommer dagegen zur wahren Saison des geselligen Lebens, zu einer von allen mit Jubel begrüßten und in tausend Liedern besungenen Zeit der Lust und Freude. Während heutzutage der Winter die Menschen näher zusammenrückt, der Sommer sie zerstreut, so vereinigte damals der Lenz die Mitglieder der ritterlichen Gesellschaft zu Spiel und Scherz, und der Winter verbannte sie in die trübe Einsamkeit der Burg, wo sie hinter dicken, kalten Mauern, in finstern Räumen, die nur durch schmale, niedrige Öffnungen Luft und Licht erhielten und jedem Zugwind

ausgesetzt waren, belästigt von dem Rauche des Kamins, sich wie Gefangene fühlten.

Auf unzugänglichen Felsen oder an einem Orte, der rings von Wasser oder Sümpfen umgeben war, erhob sich die ritterliche Burg. Hohe, dicke Mauern umgürteten dieselbe, welche aus großen Quadern fest zusammengefügt waren. Die meisten Burgen hatten zwei solcher Mauern, eine innere und eine äußere, zuweilen auch mehr, wenn die Burg durch ihre natürliche Lage nicht hinreichend geschützt war. Jede Mauer wurde von einem tiefen, breiten, mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Mitunter war auch die äußere Mauer noch durch einen Holzverhau geschützt, der erst genommen werden mußte, ehe der Sturm auf die Mauer beginnen konnte. Auf der breiten Plattform der Mauern erhoben sich Zinnen und Türme. Hinter den Zinnen hervor sandten die Krieger, welche die Burg verteidigten, ihre Geschosse auf den belagernden Feind herab, in die Türme zogen sie sich zurück, wenn die Plattform vom Feinde genommen war. Ganz besonders war das Thor durch Türme geschützt. Einem Hause ähnlich bot es sich den Blicken dar, rechts und links von einem Turme eingerahmt, oft noch von einem dritten gekrönt. Wenn die Zugbrücke, hier am Thore durch Ketten an zwei starken Balken befestigt, nicht niedergelassen war, so trug in der That eine so befestigte Burg ihren Namen mit Recht; denn der Bewohner war wohl g e b o r g e n vor feindlicher Nachstellung und konnte hier in Ruhe seines Lebens und Besitzes froh werden.

Aber selbst innerhalb der Mauern war noch eine letzte Zufluchtsstätte in andringender Feindesnot vorhanden. Ein gewaltiger, hoher, die übrigen Gebäude der Burg weit überragender Turm war hier aus starken Mauern aufgeführt. Er lag gewöhnlich völlig getrennt von der Halle, sowie von den Wohn- und Wirtschaftsräumen. Hierher konnte sich der Burgherr mit Familie und Knechten zuletzt noch flüchten, wenn der Feind über die innere Mauer gedrungen war.

Hier barg er seine Schätze, seine Vorräte, seine Waffen. Dieser Turm hieß Bergfrid oder Donjon. Früher hatte derselbe zugleich auch die Wohnräume für die Familie des Burgherrn, den Saal und die Küche mit in seinen Mauern geborgen; aber diese Einrichtung verschwand mit der glänzenden Entfaltung ritterlichen Lebens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Nur der Wächter hatte noch seinen Wohnsitz im obersten Stock des Turms.

Zur Zeit der Blüte des Rittertums verlegte man die Wohnräume aus dem Bergfrid und errichtete für dieselben eigene Gebäude. Das Hauptgebäude unter diesen war der Palas*), der neben den Wohn-, Schlaf- und Küchenräumen den großen Saal enthielt, in welchem alle Festlichkeiten abgehalten wurden. Gewöhnlich war der Palas gleich unmittelbar an der Mauer errichtet, und vor ihm breitete sich ein weiter Platz aus. Im Erdgeschoß lag die Küche und im oberen Stock, zu dem eine breite Freitreppe emporführte, befanden sich der Saal und die Wohngemächer der herrschaftlichen Familie. Durch ein Portal, das reich mit Säulen und Bildwerk geschmückt war, trat man in das Innere dieses Stockwerkes. Nahm der Saal den ganzen ersten Stock ein, so befanden sich die Wohn- und Schlafgemächer des Burgherrn im zweiten Stock, oder es wurde, wenn der Palas bloß ein Stockwerk hatte, ein besonderes Gebäude für diese Räume aufgeführt. Auch dieses wurde dann Palas genannt, und es gab Burgen, welche drei, ja sieben solcher Wohngebäude hatten. Das zeugte dann von großem Reichtum des Besitzers.

Getrennt von der herrschaftlichen Wohnung lagen die Wohnungen der Dienstleute, die Wirtschaftsgebäude, die Ställe. Oft befanden sich alle diese Nebengebäude gar nicht im innern Burghofe, sondern in dem Raume zwischen der innern und äußern Ringmauer, welcher Vorburg genannt

---

*) Aus lat. palatium, unser Palast, Pfalz, Palais.

wurde. Stets aber lag im innern Burghofe die Kapelle, wenn sie nicht aus Mangel an Raum mit in den Palas eingebaut war. Gern legte man auch im Burghofe einen Garten an, gewöhnlich in unmittelbarer Nähe der Wohnung des Burgherrn. Man wollte im Lenz und Sommer jederzeit Gelegenheit haben, in freier Natur zu leben, man wollte im Freien speisen, womöglich von früh bis abends im Freien sitzen. Und um so mehr war ein Garten innerhalb der Schloßmauern erwünscht, als alle Bäume und Sträucher am Abhange des Burgberges ausgerodet waren, damit sich nicht der Feind heimlich zwischen denselben bergen könne. Schöne Blumenbeete, anmutige Rosenhecken, stattliche Bäume, buschige Sträucher, wohlgepflegte Rasenflächen, schattige Lauben schmückten den Garten. War aber kein Raum für einen solchen vorhanden, so pflanzte man wenigstens inmitten des Hofes eine Linde, unter der man sich im Sommer aufhalten konnte. Diese Burglinde fehlt fast auf keinem Schlosse und ist in die Dichtung jenes Zeitalters vielfach in anmutiger, ja inniger Weise verwoben. Die Dächer der Gebäude waren meist mit Ziegeln, zuweilen auch mit Schiefer oder Blei gedeckt, die Türme mit einem vergoldeten Turmknopf geziert. Oft waren diese Ziegel von den verschiedensten Farben, so daß die Dichter ein solches Dach dem Pfauengefieder verglichen. Die Fensteröffnungen waren durch kleine Säulen geschmückt, die oben durch Rundbogen verbunden wurden. Mauern und Zinnen waren bunt verziert und leuchteten herrlich im Sonnenglanze. So bot die Ritterburg dem ankommenden Fremden, der in ihr Schutz und gastliche Aufnahme suchte, einen stolzen, prächtigen Anblick dar, welcher ihm Sicherheit und reichen Genuß verhieß.

Das Innere der Gebäude war im ganzen einfach und würde dem verwöhnten Geschmacke unserer Zeit wenig behagt haben. Der Hauptraum für den geselligen Verkehr war der Saal oder die Halle, welche gewöhnlich im Palas gelegen, ausnahmsweise aber auch abgesondert von demselben erbaut

war. Der Fußboden dieses Saales war mit Estrich oder mit bunten Thonfliesen belegt, zuweilen mit Marmor getäfelt. Die Wände waren gewöhnlich nur weiß angestrichen, selten bemalt; bei festlichen Gelegenheiten wurden sie mit köstlichen Teppichen behängt. Eine flache Balkendecke, deren Zwischenfelder meist mit Malereien geschmückt waren, schloß den Saal nach oben ab; gewölbt war er nur selten. War die Halle sehr weit und groß, so wurde die Decke in der Mitte durch eine Längsreihe von Säulen gestützt. Die Fenster waren gewöhnlich in einer Höhe von vier bis fünf Fuß über dem Fußboden in die dicken Mauern gebrochen, damit die, welche sich im Saale aufhielten, gegen hereinfliegende feindliche Geschosse gesichert seien. Tiefe und breite Nischen führten zu den kleinen Fensteröffnungen hin; an denselben waren gewöhnlich Steinsitze angebracht, zu welchen man auf einigen Stufen emporstieg. So konnte man in das Fenster gehen und in demselben stehen und sitzen. Oft reihte man mehrere Fenster in Gruppen von drei bis fünf unmittelbar aneinander. Glasfenster waren höchst selten; gewöhnlich wurden die Fensteröffnungen nur durch hölzerne Läden verschlossen, die dann aber zugleich das Innere des Hauses von Licht und Luft absperrten. Daher ließ man im Sommer die Fenster meist ganz unverschlossen, und nur im Winter zog man dauernde Finsternis dem Eindringen von Schnee und Kälte vor. Zuweilen ersetzte man die Läden, um wenigstens etwas Licht zu erhalten, durch Holzgitter, deren kleine runde oder viereckige Öffnungen mit Marienglas, gefirnißtem Pergament, dünnen Hornplatten, Schweinsblase und ähnlichen Dingen verschlossen waren. Aber auch dieser Verschluß war ein höchst mangelhafter; er gewährte wenig Schutz gegen eindringenden Luftzug und Regen. Mehrere große Kamine mit weitem Rauchmantel waren nötig, um den großen Raum in kalter Jahreszeit notdürftig zu erwärmen. Rings herum an den Wänden und in den Nischen waren Sitze und Bänke angebracht, die zu festlicher Zeit mit weichen Kissen belegt

und mit kostbaren Decken behangen wurden. Tische trug man in die Halle nur, wenn in derselben gespeist wurde. Sie bestanden aus einem Gestell mit kreuzweis ineinandergefügten Beinen, über das man eine Platte legte. Bei einem Gastmahl wurden sie an den beiden Langseiten des Saales aufgestellt; nach beendigtem Mahle wurden sie gewöhnlich wieder hinausgetragen.

Mit reichem Schmuck zierte man den Saal zu Festeszeiten. Kostbar gewirkte Teppiche bedeckten den Fußboden, die Bänke und verhüllten ringsum die kahlen Wände. Stets war auch der Estrich mit Laub, Blumen und Rosenblättern dick bestreut. Thüren und Nischen wurden durch prächtige Vorhänge verdeckt. Blumenduft und Wohlgerüche, die den parfümierten Decken entströmten, erfüllten den ganzen Saal. Kunstvoll gearbeitete Kronleuchter waren mit Wachskerzen reich besteckt, zahlreiche Leuchter an den Wänden befestigt.

Neben dem Saale, oft auch in einem besondern, vom Saale getrennten Gebäude, lagen die Wohn- und Schlafzimmer des Burgherrn und seiner Familie. Diese wurden kemenâten (von dem mittellateinischen caminatae), d. h. die durch Kamine heizbaren Räume, genannt. Zuweilen werden jedoch unter Kemenaten auch bloß diejenigen Gemächer verstanden, welche die Gemahlin des Burgherrn mit ihren Gesellschaftsdamen bewohnte. Gewöhnlich war das Wohnzimmer zugleich auch Schlafgemach. In jeder Kemenate stand ein Bett, das bei Tage als Sopha diente. Wegen seines elastischen Sitzes hieß es Spannbett. Ein mit Federn gefülltes Kissen (das Pflumit) lag auf untergespannten Bändern, über das eine gefütterte Steppdecke (der Kulter) gebreitet war. Bei Tage setzte man sich auf diese Decke, zur Nachtzeit aber legte man über den Kulter ein weißes Betttuch (lîlachen). Mit einer Steppdecke, die zuweilen noch mit Pelz gefüttert war, bedeckte man den Körper; den Kopf bettete man auf einen weichen Pfühl. Die Kissen wurden mit Seide oder Sammet überzogen, oft mit Pelzwerk besetzt.

Ein großer Betthimmel hing über dem Lager; prächtige Vorhänge fielen von diesem Baldachin in reichen Falten zum Fußboden nieder. Dicht am Bett stand eine Bank, auf welche man sich beim An- und Auskleiden setzte. Ein weicher Fußteppich lag vor dem Bett, an der Wand standen Bänke mit Rücklehnen, Tische, Stühle und Fußschemel durften nicht fehlen. Gepolsterte Möbel kannte man noch nicht; aber Sitz und Lehne der Stühle und Bänke wurden mit Kissen belegt, die entweder mit Federn oder Roßhaaren gefüllt waren. Über diese Kissen hing man dann bunte Teppiche, so daß auch hier alles Kahle und Nüchterne soviel wie möglich vermieden wurde. Schwere Truhen mit aufzuhebendem Deckel, die oft zugleich als Bänke benutzt wurden, dienten zur Aufbewahrung der kostbaren Gewänder und Schmuckgegenstände. Auch hohe Schränke waren zu diesem Zwecke vorhanden. Auf den Tischen standen kleine, zierlich geschnitzte Schmuck- und Toilettenkästchen aus Elfenbein, kunstvoll gearbeitete Handleuchter, schön geformte Wassergefäße. Die kleinen Handspiegel, deren man sich damals bediente, waren meist aus Glas, selten aus Metall. Eine mit prächtigem Bildwerk verzierte Schutzkapsel aus Bronze oder Elfenbein schloß dieselben ein. In zierlichen Käfigen hielt man Papageien, sprechende Stare und Elstern, Singvögel; sehr beliebt waren auch zahme Eichhörnchen, Marder, Hermeline, namentlich aber liebten die Damen die Schoßhündchen, die ihre steten Gesellschafter waren.

Daß diese Räume, trotz des mannigfachen Schmuckes, namentlich im Winter wahres Behagen nicht zu geben vermochten, das bezeugen deutlich die Lieder der Dichter, welche das Herannahen des Winters aufs bitterste beklagen, das Kommen des Lenzes als Erlösung aus trauriger Winterhaft sehnend herbeirufen. Da die Mauern sehr dick, die Fenster klein waren, so konnte nur wenig Licht in die Wohnräume dringen. Kälte, Wind und Regen hatten ungehindert Zutritt, wenn man nicht die Läden der Fenster

schloß. Bei verschlossenen Läden aber mußte man die Wohnräume wieder den ganzen Tag über durch Kerzen und Fackeln erleuchten. Die Heizung der Zimmer war eine ungenügende. Das Feuer im Kamin vermochte die kalten, steinummauerten Räume nicht völlig zu durchwärmen. Die Schornsteine leiteten den Rauch nicht hinreichend ab, er drang daher in die Zimmer und vermehrte die Unbehaglichkeit in hohem Grade. In Pelzwerk gehüllt erwarteten die Bewohner in diesen düsteren, kalten, dumpfen Räumen den befreienden Lenz, der sie zu Glück, Glanz und Freude führen sollte. So glich in der That die höfische Gesellschaft im Winter einer unschönen Puppe, die erst der milde Sommer zum glänzenden Schmetterling entfaltete.

Die Liebe zur Natur, welche in jenem Zeitalter so lebhaft zu Tage tritt, ist daher durchaus nicht etwas Gemachtes und Erkünsteltes, wie man wohl gemeint hat, sondern sie ist völlig wahr und in den Verhältnissen begründet. Man lebte mehr im Freien, als im Zimmer, und von Jugend auf wurde der Ritter für dieses Leben in freier Natur erzogen. Daß dabei im ganzen der Körper mehr geübt wurde und geübt werden mußte, als der Geist, war natürlich; es war das zugleich mit bedingt durch die damals herrschende Unsicherheit, die jeden leicht in die Lage bringen konnte, Leben und Gut mit dem Schwert verteidigen zu müssen. Über diese körperlichen Übungen wachte aber der Geist höfischer Zucht, der es verhütete, daß dieselben in Roheit ausarteten. So wurden der Kraft Gewandtheit und Anmut gepaart, und es lag daher auch in diesen körperlichen Übungen eine gewisse, nicht zu unterschätzende Schulung des Geistes.

Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Leitung und Pflege der Mutter. Ihr war es namentlich anheimgegeben, die ersten Keime ernster und tiefer Religiosität im Herzen des Kindes zu wecken und zu pflegen. Denn vertrauende, demütige Hingabe an Gott forderte man

vom Ritter, sie war ein wichtiges Stück höfischer Zucht, das niemals fehlen durfte. Mit dem siebenten Jahre begann die eigentliche Erziehung der Kinder zu höfischer Bildung. Gewöhnlich brachte man den Knaben an einen fremden Hof, wo er dem Herrn oder der Frau als Edelknabe diente. Er wartete bei Tische auf, that allerlei Handreichung in der Kemenate, begleitete die Herrin auf Spaziergängen und Reisen. Gewöhnlich stand er mit anderen Knaben seines Alters unter einem „Zuchtmeister“, der ihn in allerlei Wissen und Können, sowie insbesondere in höfischer Zucht unterwies. Die biblischen Geschichten, Sagen und Ritterromane lernte er kennen, Gesang und Saitenspiel wurde fleißig geübt, italienische, französische, lateinische Sprache eifrig erlernt. Schreiben und Lesen dagegen lernten nur die Frauen; der Ritter verstand von diesen Künsten gewöhnlich nichts und hielt sich einen Schreiber und Vorleser. Ulrich von Lichtenstein konnte einst den Inhalt eines Briefes, welchen die Herrin seines Herzens ihm sandte, zehn Tage lang nicht in Erfahrung bringen, weil sein Schreiber abwesend war.

Regeln äußerer Zucht wurden dem Knaben streng eingeschärft. Wie er zu gehen, zu reden, zu essen und zu trinken habe, wurde ihm bis ins einzelnste vorgeschrieben. Es gab besondere „Tischzuchten“ und „Hofzuchten“, welche in Versen die Regeln anständigen Verhaltens gaben. Thomasin von Zirkläre rügt in seiner Dichtung: „Der welsche Gast“ die mannigfachen Verstöße gegen die höfische Zucht, welche sich Knappen und junge Ritter zu Schulden kommen ließen, und giebt im ersten Buche seines Gedichts eine förmliche Anstandslehre. „Wer als Gast bei Tische sitzt,“ sagt er, „der sei bescheiden und tadle die Speisen nicht. Nur die Speise auf seinem Teller greife er mit der Hand an (man aß damals ohne Gabel und führte die Speisen mit den Fingern vom Teller zum Munde; aus der Schüssel holte man sie sich mit einem Löffel oder einer Brotkruste auf den Teller).

Das Brot esse er nicht bereits, ehe noch das erste Gericht aufgetragen ist. Er stopfe die Speisen nicht von beiden Seiten in den Mund. Wenn er den Mund voll hat, soll er nicht trinken oder sprechen. Dem Tischgenossen (seinem Gemaßen) den Becher zu bieten, ehe man ihn von dem Munde abgesetzt hat, ist unschicklich. Beim Trinken soll man nicht über den Becher hinwegsehen. Seinem Tischgenossen soll man immer den Vorrang lassen und sich nicht vor ihm (womöglich die besten und größten Bissen) nehmen. Immer soll man mit der Hand essen, welche sich an der vom Tischgenossen abgekehrten Seite befindet; sitzt derselbe zur Rechten, so esse man mit der Linken. Man soll auch nicht mit beiden Händen essen und nicht so gierig, daß man mit dem Tischgenossen 'zugleich in die Schüssel lange. Wenn zuletzt Waschwasser herumgereicht wird, sollen sich die Knappen nicht mit an öffentlicher Tafel waschen; sondern sie sollen hinweg gehen von den Rittern und sich abseits die Hände waschen.“ Mancherlei andre Vorschriften wurden noch gegeben: Man sollte beim Schneiden nicht die Finger auf die Messerklinge legen, wie die Kürschner, nicht beim Abschneiden das Brot an die Brust drücken; man sollte nicht mit den Fingern in das Salzfaß greifen, nicht mit dem Messer in den Zähnen stochern, den Gürtel bei Tafel nicht lockern, sich nicht auf den Tisch stützen, sich nicht in die Hand oder ins Tischtuch schneuzen. Schon vom siebenten Jahre an wurden dem Knaben solche Regeln eingeprägt, obwohl Kinder an öffentlicher Tafel niemals teilnehmen durften.

Mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre wurde der Edelknabe Knecht oder Knappe eines tüchtigen Ritters. Hier lernte er das eigentliche Waffenhandwerk. Er mußte sich üben im Werfen, Springen und Laufen, im Schwimmen und Reiten, im Bogenschießen, in Führung des Schwertes, des Schildes, der Lanze. Die Künste der vornehmen Jagd mußte er eifrig erlernen: den Eber anzupirschen, mit Falken

und Windhunden zu jagen, das Jagdhorn zu blasen, den Hirsch kunstgerecht auszuweiden. In besonderen Knappenturnieren lernte er fest im Sattel sitzen und dem Stoße des Gegners widerstehen, sowie in kunstgerechten Stößen Schild und Helm des Gegners treffen. Dabei wird aber der edlen geselligen Künste nicht vergessen. Gesang und Liederdichtung, Saitenspiel und Tanz, ritterliches Benehmen im Verkehr mit Frauen werden unablässig geübt.

Die Pflichten des Knechtes waren mannigfache. Er mußte seinen Herrn überall hin begleiten: auf die Jagd, zum Turnier, in den Krieg. In der Schlacht durfte er zwar Panzer und Helm tragen, aber statt des Schwertes nur eine Keule. Auch auf Reisen mußte er seinem Herrn immer zur Seite sein, er mußte ihn, die Kerzen vorantragend, zum Schlafgemach geleiten, ihm beim Entkleiden helfen. Bei Tafel mußte er die Speisen herzutragen, die Becher füllen, den Gästen Waschwasser reichen. Er hatte als Bote die Aufträge seines Herrn auszuführen und wurde dabei oft, wenn er freudige Kunde überbrachte, mit reichem „Botenbrot" (so nannte man die Geschenke, welche der Bote empfing) belohnt.

Hatte der Knappe ritterlichen Brauch gründlich erlernt, sich allezeit treu und tüchtig erwiesen, so wurde er in feierlicher Weise zum Ritter geweiht. Ein bestimmtes Alter war für die Erlangung der Ritterwürde nicht erforderlich. Söhne von Fürsten erhielten sie oft schon mit sechzehn oder achtzehn Jahren, Knappen ohne adlige oder ritterliche Herkunft zuweilen erst mit dreißig. Oft beschleunigte ein Zufall die Erhebung in den Ritterstand; bei großen Hoffesten oder vor einer Schlacht empfingen mitunter hunderte von Knechten die Ritterwürde. Oder that sich ein Knappe bei irgend einer Gelegenheit durch Kühnheit und Mut besonders hervor, so konnte das wohl der Anlaß werden, ihn sofort zum Ritter zu weihen.

Die Erteilung der Ritterwürde war ein feierlicher Akt. Mit kurzem Gottesdienst, in welchem das Schwert vom

Priester am Altar geweiht wurde, begann derselbe. Dann wurde der Knecht, welcher die Ritterwürde erhielt, durch seinen Herrn oder zuweilen auch durch den höchsten Fürsten des Landes (und das galt als besondere Ehre) mit dem geweihten Schwert umgürtet. Diese Schwertumgürtung ist das eigentliche Zeichen der Erhebung zum Ritter, daher heißt auch die ganze Feierlichkeit Schwertleite. Vor der Umgürtung legte der junge Ritter ein Gelübde ab, daß er alle Gesetze ritterlichen Standes treulich beobachten wolle, daß er bereit sei, Gott und der Kirche allezeit treu zu dienen, dem Landesherrn in Gehorsam ergeben zu sein, edle Frauen zu verehren, Witwen und Waisen zu schützen, alle Ungerechtigkeit zu meiden. Gewöhnlich folgte zum Schluß ein Turnier, in welchem der junge Ritter Gelegenheit hatte, sofort seine Gewandtheit in ritterlicher Waffenübung zu zeigen.

Im Laufe der Zeit trat mancherlei neuer Brauch hinzu, so daß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bei der Schwertleite ein reiches Ceremoniell sich ausgebildet hatte, das sich im vierzehnten Jahrhundert noch glänzender und feierlicher gestaltete. So war z. B. der Ritterschlag der deutschen Schwertleite ursprünglich fremd; seine Heimat war Frankreich, und von da kam er im dreizehnten Jahrhundert nach Deutschland. Er bestand darin, daß der Knappe von dem Herrn, der ihm die Ritterwürde erteilte, mit der Hand oder mit der Fläche des Schwertes leise an den Hals oder Nacken geschlagen wurde. Man hat diesen Brauch verschieden gedeutet. Einige sagen, der Ritterschlag habe ausdrücken sollen, daß mit demselben der Knappe den letzten Schlag empfangen habe, den er sich müsse gefallen lassen, andere meinen, er habe nur darauf hingezielt, daß der Knappe sich die guten bei dieser Gelegenheit erhaltenen Lehren noch besser einpräge. Man hat darin auch Nachahmung römischen Brauches sehen wollen; bei den alten Römern schlug nämlich der Liktor den Sklaven, welchem die Freiheit gegeben wurde, mit der Vindikta auf das

Haupt. Alle diese Erklärungen scheinen aber nicht das Rechte zu treffen. In dem Ritterschlage scheint vielmehr, wie in so vielem Ritterthun, Anlehnung an kirchlichen Brauch vorzuliegen und zwar an das Handauflegen, wie es die Bischöfe übten. So wie der Bischof seinem Nachfolger durch Handauflegen den heiligen Geist mitteilte, so übermittelte der Fürst oder Herr dem Knappen durch kurze Berührung mit der Hand den ritterlichen Geist. An Stelle ruhigen Handauflegens trat ein leiser Schlag, an Stelle der vermittelnden Hand zuweilen das ritterliche Schwert.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist der Ritterschlag in Deutschland schon ganz gebräuchlich. Es ist uns eine ausführliche Schilderung aus jener Zeit aufbehalten, wie dem Grafen Wilhelm von Holland, dem Gegenkönige Friedrichs II. und Konrads IV., am 3. Oktober 1247 zu Köln die Ritterwürde erteilt wurde. Nachdem im Dome zu Köln, heißt es in diesem Berichte, eine feierliche Messe gehalten worden war, führte der König von Böhmen den Knappen Wilhelm vor den Kardinal (der als Stellvertreter des Papstes zugegen war) und bat ihn, das Gelübde des Knappen entgegenzunehmen, damit er würdig in die Rittergenossenschaft aufgenommen werden könne. Der Kardinal wies nun den Knappen in feierlicher Rede darauf hin, daß jeder, der Ritterschaft üben wolle, hochherzig, edelgesinnt, freigebig, mustergiltig und streng sein müsse, hochherzig im Unglück, edelgesinnt gegen die Seinen, freigebig in allem, was die Ehre gebiete, mustergiltig in höfischer Zucht und streng in männlicher Tüchtigkeit und Tapferkeit. Darauf hielt er ihm nochmals die Gesetze der Ritterschaft zu reiflicher Überlegung vor; täglich mit frommem Sinne die Messe zu hören, für den Glauben mutig zu kämpfen, die Kirche und ihre Diener von allen Bedrückern zu befreien, Witwen, Unmündige und Waisen zu schirmen, ungerechten Krieg zu meiden, schlechte Dienste zu verweigern, für die Unschuld jeden Zweikampf zu bestehen, Turniere nur der

kriegerischen Übung wegen zu besuchen, dem Kaiser und seinem Stellvertreter in den Dingen dieser Welt ehrfurchtsvoll zu gehorchen, das gemeine Wohl nie zu schädigen, kein Reichslehen zu veräußern und vor Gott und den Menschen unsträflich in dieser Welt zu leben. Wenn er diese Regeln des Rittertums demütig beobachte und fleißig erfülle, so werde er zeitliche Ehre auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe erwerben. Darnach legte der Kardinal die gefalteten Hände des Knappen in das Meßbuch auf die verlesene Bibelstelle und sprach: „Willst du die Ritterschaft nun in Gottes Namen demütig empfangen und die soeben gehörte Regel nach bestem Vermögen erfüllen?“ Und der Knappe antwortete: „Ich will es.“ Da übergab ihm der Kardinal das Gelöbnis, welches er mit lauter Stimme vor der versammelten Ritterschaft ablas: „Ich, Wilhelm Graf von Holland, des heiligen römischen Reiches Lehnsmann, schwöre in Gegenwart des Herrn Petrus, Kardinals und päpstlichen Legaten bei diesem heiligen Evangelium, das ich mit meiner Hand berühre, alle Gesetze der Ritterschaft zu erfüllen.“ „Dies fromme Gelübde,“ sprach darauf der Kardinal, „helfe dir zur wahren Vergebung deiner Sünden. Amen.“ Nach diesen Worten gab der König von Böhmen dem Knappen einen Schlag an den Hals und sprach: „Zur Ehre Gottes des Allmächtigen erhebe ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unsere Genossenschaft auf.“ Unter dem Schmettern der Posaunen, unter Paukenschall und Glockenklang bestand der junge Ritter darauf sofort ein Turnier und rannte dreimal gegen den Sohn des Königs von Böhmen. Er focht auch mit blanken Schwertern und schied so von seiner Knappenzeit. Dann gab er ein glänzendes Hoffest, das drei Tage dauerte, und bewies durch große Freigebigkeit seine ritterliche Gesinnung.*)

*) Monumenta Germaniae, Leges II., 363.

Die Gesetze des Ritterordens, zu denen sich der Knappe, welcher in denselben aufgenommen wurde, verpflichten mußte, werden uns eingehend in einem trefflichen Gedicht aus jener Zeit dargestellt. Dasselbe führt den Titel: „Des Vaters Lehre", oder wie es gewöhnlich bezeichnet wird: „Der Winsbeke."*) Ein Vater unterweist seinen Sohn in allen Tugenden ritterlichen Lebens:

„Sohn", beginnt er, „minne Gott inniglich, dann kann dir niemals etwas fehl schlagen, er hilft dir aus aller Not. Sieh nur der Welt närrisches Treiben an! Wie diese ihre Anhänger zu betrügen weiß und was zuletzt ihr Lohn ist, das sollst du verständig einsehen. Gewaltig drückt ihr Lohn: wer ihr sich völlig zu Willen ergiebt, der ist an Leib und Seele tot.

„Sohn, merke, wie das Kerzenlicht, während es brennt, gänzlich dahinschwindet, ebenso geschieht dir, glaube mir, von Tag zu Tag; ich rede die Wahrheit. Darum richte hier dein Leben so ein, daß dort die Seele wohl fahre. Wie vornehm auch dein Name durch Gut und Reichtum werde, dir folgt nicht mehr ins Grab, als ein leinen Tuch, um deine Blöße zu decken.

„Sohn, gieb dem, der dir gegeben hat und im Besitz aller Gaben ist. Er giebt dir noch immer von neuem das Leben und mannigfaltige andere Gabe, mehr als der Wald Laub hat. Und willst du diesen Schatz erwerben, so suche dich in seiner Huld zu erhalten und sende gute Boten voraus, die dir dort weiten Platz schaffen, ehe der Wirt die Thür verschließt.

„Sohn, alle Weisheit, die ein menschlich Gemüt nur zu ersinnen weiß, ist nichts, wenn man nicht Gottesminne im Herzen trägt und zu ihm mit Furcht emporblickt. Ein weiser Mann hat einmal gesagt, daß dieser Welt Weisheit

*) Der Winsbeke und die Winsbekin, herausgegeben von Moritz Haupt. Leipzig 1845.

vor Gott nur Thorheit sei. Deshalb richte deine Gesinnung so ein, daß du in seiner Huld lebest und verlaß dich in allen Dingen auf ihn.

„Sohn, halte geistliches Leben in Ehren, das schlägt dir zum Guten aus und ist klug und verständig. Von dieser Gesinnung laß dich durch niemand abbringen, bleibe dabei bis zum Grabe, das bringt dir Heil und Segen. Kümmere dich nicht darum, wie die Pfaffen leben, du sollst doch in ihnen Gott dienen. Sind ihre Worte gut, ihre Werke falsch, so folge ihren Worten nach, nicht ihren Werken, oder du bist thöricht und unklug.

„Sohn, immer war es der Laien Sitte, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten. Damit versündigen sie sich sehr, ich verstehe nicht wozu. Weit bessern Rat will ich dir geben: du sollst ihnen in Treue ergeben sein, freundlich und geziemend von ihnen sprechen. Wenn du das thust, so kann dein Ende gut und dir zum Lohne Gottes Leib und reines Blut beschert werden.

„Sohn, giebt dir Gott in herrlicher Weise ein Weib zu rechter Ehe, die sollst du halten wie deinen eignen Leib und schaffen, daß es so stehe, daß euer beider Wille aus einem Herzen gehe und auch wieder zu einem Herzen hinstrebe. Wenn du irgend der Wonne mehr begehrst, so hüte, falls dir dies Glück zu teil wird, sein in Treuen. Streut aber die Zwietracht ihren Samen hin, so müssen sich die Wege scheiden.

„Sohn, den Ring, den du als Liebeszeichen erhalten, sollst du hübsch verborgen tragen und dein Geheimnis nicht den Thörichten und Unerfahrenen sagen: was für zwei recht ist, das ist zu weit für drei. Laß dich vom Wein nicht übermannen, nimm ihn immer nur so bei dir auf, daß deine Feinde nicht irgendwie deiner spotten. Höre nicht auf die Verleumder, die zwischen Freunden Zwietracht hervorbringen nach der Art des Judas.

„Sohn, wer bei dir etwas erzählt, den unterbrich

nicht mit Worten, und wer dir schüchtern und verzagt seinen Kummer klagt, dessen erbarme dich: erbarmt sich der milde Gott doch auch über alle, die erbarmenswert sind. Von den Frauen allen sprich immer in schöner und feiner Weise. Ist unter ihnen eine nicht wohlgeartet, der stehen tausend und mehr gegenüber, welchen Tugend und Ehre beiwohnt.

„Sohn, willst du dein Leben schmücken, daß ihm alle Unziemlichkeit und Roheit verhaßt sei, so liebe und ehre gute Frauen. Ihre Tugend entriß uns immer allen Sorgen, sie sind ein blütentragender Stamm der Wonne, aus dem wir alle entsprossen sind. Wer das an ihnen nicht anerkennt, der hat weder Zucht noch rechte Scham, der ist in der Tat der Thoren einer und hätte er auch Salomos Weisheit.

„Sohn, sie sind ein wonnespendendes Licht, an Ehre und Ansehen der Welt ein Hort der Freude, kein erfahrener Mann wird das bestreiten. Ihr Name trägt der Ehren Krone, die ist geschaffen und gebildet von Tugenden in reicher Fülle. Gnade ließ uns Gott zu teil werden, daß er, da er sich dort in jener Welt Engel schuf, uns die Frauen an der Engel statt hier auf Erden gab.

„Sohn, du kannst noch nicht völlig wissen, was für Ehre in den Frauen ruht. Wenn ein glückliches Schicksal es so fügen sollte, daß du die köstliche Zeit erlebst, da dir ihre Güte Freude giebt: besseres kann dir in dieser Welt niemals widerfahren, das ist zweifellos. Du sollst ihnen mit Treue ergeben sein und Gutes von ihnen sprechen. Thust du das nicht, so muß ich mich deiner entschlagen.

„Sohn, willst du Arznei nehmen, so will ich dich ein Getränk lehren. Findet das Glück es für dich geeignet, so wirst du nie der Tugend ermangeln, dein Leben sei kurz oder lang. Leg in dein Herz ein reines Weib mit fester, treuer Liebe. Verzagt dein Herz an Würde und Ehre, so

vertreibt ihre weibliche Güte dir diese Schwäche wie Theriak das Gift.

„Sohn, ich versichre dir: Krank ist eines Mannes Herz, das sich nicht jederzeit innen zu reinigen weiß durch Frauenliebe. Es war ein edler Fund, da die guten Frauen erdacht wurden. Liegt jemand von schweren Sorgen gefesselt, hat ihn traurige Stimmung umstrickt, der bestreiche sein Herz mit weiblicher Güte, da zergeht seine Not wie der Tau.

„Sohn, da nun alles Glück und Heil, das nie genug gepriesen werden kann, in ihnen ruht, so diene ihnen gern, wenn du klug bist; um so mehr lebst du in Ehren. Gott vergaß nie, dem Glück und Heil zu spenden, welchem ihre Huld beschert wird, und der dieses Geschenk mit Treue vergilt. Eines solchen Brust deckt würdig der Schild, zum Lohne gereicht ihm blanker Arm, mit dem er den Schild führen soll.

„Sohn, wissen sollst du, daß der Schild höfischer Würde und Ehre gar viel in sich trägt. Den Ritter, welcher ihm in rechter Weise folgen will, verdrießt nicht edle Sitte und männliche Tüchtigkeit. Ich verberge dir die Wahrheit nicht, der Schild ist fürwahr ein hochgestecktes Freudenziel. Trägt ihn ein unerfahrener Thor, der Schildesrecht nicht versteht, daran ist der Schild unschuldig.

„Sohn, wenn Gott dich die Zeit erleben läßt, daß mit Fug und Recht der Schild dich deckt, dann wird dir derselbe eine Fülle von Freuden geben, wenn du in rechter Weise ihn führst. Weißt du, wie dem Gahmuret geschah, der durch die Würde und das Ansehen, das ihm sein Schild gab, der Mohrin Herz gewann? Sie gab ihm Leib, Land und Gut. So giebt er auch dir noch hohen Preis, giebst du ihm Leib, Herz und Sinn.

„Sohn, willst du 'gänzlich Schildesrecht verstehen, so sei wohl gezogen, getreu, freigebig, kühn und aufrichtig; dann ist der Schild nicht in dir betrogen und dein Ruhm entsprießt daraus. Willst du aber in ungebundener und

zuchtloser Freiheit leben, alle männliche Tüchtigkeit und edle Sitte verleugnend, willst du in solcher Weise den Schild führen — meine Treue sei dir Pfand für die Wahrheit meiner Rede — so wäre es besser, er hinge an der Wand.

„Sohn, sobald du den Helm bindest,*) sobald sei mutig und kühn. Gedenke an reiner Frauen Blick, deren Gruß man von jeher mit Dienst vergalt. Sitze gerade, rotte den ganzen Wald aus,**) wie es deiner Art und Herkunft entspricht. Meine Hand hat manchen herabgeworfen, darauf muß ich nun verzichten. Gute Ritterschaft ist ein Würfelspiel; das Glück muß sich des Kämpfers annehmen.

„Sohn, fasse den gegen dich Rennenden scharf ins Auge, senke schön deinen Speer, als ob er dahin gemalt sei, und laß dein Roß mit Meisterschaft anlaufen. Immer mehr und mehr sporne seine Kraft an, die vier Nägel auf dem Schilde soll dein Speer treffen oder die Stelle, wo der Helm gebunden ist. Diese beiden sind die rechten Zielpunkte für den Ritter und bei der Tjost die besten Kunststöße.

„Sohn, wenn du deine Jugend so kleiden willst, daß sie bei Hofe in Ehren einhergehe, so lege Zucht und reine, edle Sitte an, ich wüßte nicht, was dich besser kleidete. Wenn du sie in rechter Weise tragen wirst, wie es Sitte und Herkommen fordert, so erringst du dir bei der Hofgesellschaft Ehre und Ansehen und erwirbst dir dann auch noch weiteres Glück: ich meine guter Frauen Segen. Das ist ein so willkommener Schatz, ich möchte nicht ein Land dagegen in die Wagschale werfen.

„Sohn, mit den durch höfische Zucht Ausgezeichneten

---

*) Das Aufbinden des Helmes war das Zeichen, daß man bereit sei, den Kampf aufzunehmen.

**) d. h. er sollte immer neue Speere (deren Schäfte meist aus Eschenholz waren) an dem Schilde des Gegners brechen. Wer viele Speere in dieser Weise brach, der hieß ein Waltswende, d. i. Waldausrotter, vgl. z. B. Parzival 57, 23.

sollst du verkehren und dich eng an den Hof anschließen; ich meine: wie der Mann sich seinen Genossen wählt, so ist er auch selbst. Schweige zu rechter Zeit und sprich, wenn es am Platze ist. Von denen, welche dir böse Rede zutragen, reiße dein beständiges Herz los; willst du dein Ohr, wie mancher es thut, den verächtlichen Fälschern der Wahrheit darbieten, so wirst du nie froh und glücklich werden.

„Sohn, hüte deine Zunge, daß sie nicht aus der Angel springe: sie läßt dich sonst mitten auf dem Wege der Ehre und des Verstandes beraubt. Stoße Riegel vor und achte streng auf sie, deine leidenschaftliche Erregung zügele in rechter Weise; denn die Zunge würde auf die Ehre auch nicht im geringsten Rücksicht nehmen. Wird sie dein Meister, so wisse: sie bringt dich in Gottes Zorn und erwirbt dir der Welt Haß.

„Sohn, es ist besser zweimal gemessen, als durch unverständiges Schneiden verdorben. Ehe die Rede deinem Munde allzurasch entrinnt, schneide sie wohl zurecht zu dem Zwecke, daß sie den Weisen wohl gefallen möge. Bald ist das Wort aus dem Munde entflohn und kann nicht wieder in denselben zurückgehn. Willst du mir in diesem Punkte nicht folgen, so wirst du krank an deiner Ehre sein.

„Sohn, wenn irgend jemand etwas bloß zum Scheine anlegt, das deckt doch auf die Dauer den Schaden nicht zu. Geschminkte Schönheit, die doch nur den Schaden hindurchblicken läßt, ist unziemlich. Ganz wertlos und verächtlich sind die Tarnkappen, die, mit trügerischer List getragen, nur vor den Leuten schön kleiden. Wenn aber nun der, welcher dich so betrügen will, seine Kappe abzieht, da merke wohl, was er darunter hat.

„Sohn, merke, gerade wie der Rost Eisen und Stahl zernagt, so thut unziemlicher Spott ohne Säumen dem Herzen des Mannes. Es ist ein böser, unglückseliger Fleck, der immer weiter um sich greift, hin und her, von einem zum andern, wie schwellende Flut. Sohn, davor sollst du dich

hüten, nur unsanft möchtest du von ihm wegkommen, wenn er dich in seine Gewalt bringen sollte.

„Sohn, edle Geburt ist ohne Wert für Mann und Weib, wie in den Rhein geworfenes Korn, wenn nicht edle Sitte und Tüchtigkeit daran wahrzunehmen ist. Wer edle Sitte und Tüchtigkeit besitzt, der ist edel geboren und ehrt sein Geschlecht in schöner Weise. Lieber will ich den niederen Mann, welcher nach Ehre strebt, zum Freunde haben, als einen hohen ohne Tugend, der jedes Jahr schlimmer wird.

„Sohn, du sollst das Gut besitzen und lieben, ohne dich von demselben beherrschen zu lassen. Raubt es dir deinen Verstand und freien Sinn, so wirst du wenig Lob erfahren. Das Gut ist das Netz, in dem sich die Habgier fängt. Wem es lieber ist als Gott und weltliche Ehre, und wen es so ganz gefangen genommen hat, daß er lieber diesen beiden entsagt, als jenes eine gänzlich zu verachten, der muß von Sinnen sein.

„Sohn, halte deinen guten Freund fest, der mit Treue zu dir steht. Und sei im Zorne nicht zu schnell in stürmischer Weise, das ist mein Rat. Wenn du zu sehr am Gute hängst, und wenn du es ohne feine höfische Sitte zwecklos vergeudest, so begehst du mit beidem einen Fehltritt. Laß deine Gesinnung den Mittelweg gehen: halte fest und laß laufen, fürchte Gott, so geht dein Leben in Glück und Frieden dahin.

„Sohn, merke, daß edle Mäßigung viel Ehre und Würde giebt. Die sollst du zu aller Zeit lieben, so wird dein Lob bei der höfischen Gesellschaft weithin erschallen. Wenn das die Bösen und Sittelosen verdrießt, was schadet das? Der Bösen Haß läßt nie die Tüchtigen in Ruhe! Lebe du in Tüchtigkeit und edler Sitte, und laß die Schlechtgesinnten leben, wie es ihrer Art und Natur angemessen ist.

„Sohn, wenn der Vogel vor der Zeit aus seinem Neste ausfliegen will, so macht er sich leicht selbst thörichten Kindern zum Spott. Diese Rede will ich auf dich anwenden:

Beginnst du eine Sache, die du nicht vollenden kannst, und die dir zu schwer ist, so mußt du sie ohne Ehre liegen lassen. Dann wäre dir weit besser gewesen, du hättest sie nie angefangen.

„Sohn, hebe das, was du tragen kannst, was dir zu schwer ist, das laß liegen. Wer sich zu hoher Dinge vermißt, der wird zu Schanden. Auf der Weisen Lob mußt du da verzichten; willst du zu raschen Mutes sein, unüberlegt und prahlerisch, so trifft dich völlig das Sprichwort: Ein Mann von allzuraschem Mut soll den trägen Esel reiten.

„Sohn, du sollst nie etwas thun ohne den Rat deiner weisen Freunde. Würde es dir nicht glücken, so wäre das kein Fehltritt. Wer von weisen Leuten Anleitung empfängt und ihnen bereitwillig folgt, dem geht seine Saat zum Heile auf. Sollten die Ratschläge auseinandergehn, so sollst du den besten unter denselben auswählen und diesem folgen; das bringt dir Ehre.

„Sohn, wer sich selbst ehren will, der achtet auf treuen Rat. Man verliert manchen guten Rat an einem tugendlosen Herzen. Wer irgend da dient und rät, wo man es nicht zum Guten aufnimmt, der verliert seine Zeit ganz unnütz. Was immer ein Freund dem Freunde raten kann, das ist wie ein Schlag in einen Bach, wenn er nicht selbst das Steuer in die Hand nimmt.

„Sohn, sie sagen alle: es brenne früh, was eine Nessel werden solle. Möge dein junger Leib dasselbe thun, das wird dir in deinem Alter dienlich sein. Mit dir erhole ich mich vom Leid, meine freudige Zuversicht hat sich allein auf dich zurückgezogen. Deine Freude ist meine Freude, dein Leid mein Schmerz. Von zwei Sorgen befreie mich Gott: mögest du niemals übelgesinnt werden und deine Seele nicht ihr Ziel verfehlen.

„Sohn, wer mit dreißig Jahren noch ein Thor ist, der bleibt immer ein Narr. Die Weisen sagen, es sei wahr; gar oft ist es auch durch den Augenschein bewiesen worden,

und es ist auch mein Glaube. Die Gewohnheit trägt daran die Schuld; die bereitet dem Leibe solche Qual. Wessen er von Kindheit auf gewöhnt ist, sei es ihm schädlich, sei es ihm förderlich, davon kann er, außer wenn Gott ihm beisteht, nicht lassen.

„Sohn, höfische Sitte sollst du in deinem Geiste festen Fuß fassen lassen. Bewahre dich vor einem Mangel, der großen Schaden an der Ehre bringt. Mit demselben war Judas überladen, und wer in diesem Mangel noch befunden wird, der muß mit ihm in der Hölle baden. Ich meine die Untreue: die Schrift sagt uns, dieselbe sei ein Gift, dort für die arme Seele, hier für den Leib.

„Sohn, sei keusch in deiner Rede, beständig in deiner Gesinnung. Wenn du das thust — ich setze meine Treue zum Pfande —, so lebst du um so mehr in Ehren. Trage gegen niemand Neid noch langen Haß, sei gegen die Feinde wohlgesinnt, gegen die Freunde nicht säumig in Dienstleistung, dabei tadellos in höfischer Zucht und grüße den, welchen du grüßen sollst: so wird dir Glück und Segen nicht fehlen.

„Sohn, Hoffart und Habgier sind zwei böse Nachbarn: an denen hat sich der Teufel betrogen, daß ihm seine Süßigkeit in Bitterkeit verkehrt ward und seine Schönheit schwärzer als ein Mohr wurde. Noch heute und bis in Ewigkeit quält ihn deshalb in der Hölle bitteres Verderben. Wer in solcher Schuld erfunden wird, dem giebt dieser schwarze Höllenwirt gleichfalls in seinem Hause Raum.

„Sohn, es ist eine alte Wahrheit, daß der, welcher in Hoffart über dich hinaus will, leicht dahinkommt, daß sein Spiel durch einen schlechten Wurf verloren geht. Einem jeglichen Manne, der in rechter Weise Maß hält und nicht über alle Grenzen hinausstrebt, wird viel Ehre zu teil. Wer sich so verhält und immer so verhielt, daß er durch seine Lebensweise sich auszeichnet, der wird mit Recht hochgeehrt.

„Sohn, wenn du an Bequemlichkeit und Ruhe deine Freude hast, so mußt du auf alle Ehre verzichten. Nie sah

ich dieselben bei einem jungen Manne beide in gleichem Werte stehn. Was taugt denn auch ein junger, in Trägheit versunkener Leib, der weder Ungemach zu ertragen, noch in verständiger Weise nach Ehre zu streben versteht? Meine Lebenserfahrung geht zweifellos dahin: nie läuft eine kluge Maus einem schlafenden Fuchs in den Mund.

„Sohn, wisse, das träge Zuhauseliegen ist ein tödlicher Schlag für einen jungen Mann. Es sei dir unverhohlen gesagt: niemand kann Ehre und ungetrübte Herzensfreude ganz ohne Kummer und Mühe haben. Der Lauch geht nicht allein in den Sack. Wer sich vor Schande bewahren will, der mag es nie fehlen lassen an Leibeskraft, Gut und Gelenkigkeit der Glieder.

„Sohn, du sollst nicht ungeladen dahin gehen, wo dein Feind oder Freund Beratung hält. Es kann den Mann in Schaden bringen, wenn er dort sitzt oder steht, wo man ihn gern los wäre. Sohn, in solcher Weise sollst du dich nicht hinzudrängen, das ist wahrlich ganz falsch gehandelt. Kommst du aber dahin auf Bitten deines Freundes, so zügele deinen Mund mit Bescheidenheit und Scham, daß die Zunge die Schranken feiner Sitte nicht überschreite.

„Sohn, Schlemmerei und Würfelspiel sind des Leibes und der Seele Verderben, wenn sich ihnen jemand maßlos hingiebt; breite Hufen machen sie schmal. Wer ohne Ehre in zügelloser Willkür lebt, der wird von der höfischen Gesellschaft bald verachtet und wohnt im Thal der Thoren. Wer so durch diese zwei schlimmen Gewohnheiten seine Habe verliert, für den wäre es besser, er läge im Grabe.

„Sohn, wen sein Sinn so irre führt, daß er gegen sich selbst Unrecht begeht, ist der auch noch in Gesellschaft weiser Menschen froh, der offenbart da recht deutlich seinen thörichten Sinn. Nach der Schuld ist die Reue an ihrem Platze, wenn sie aus aufrichtigem Herzen kommt. Eher wird ein Fohlen in einer wilden Herde, ohne daß man es heraus-

fängt, zahm, als daß ein ungeratener Leib ein Herz gewönne, daß sich schämte.

„Sohn, zwinge deines Herzens ungebundnen Sinn und wende dich nach Hause. Ich bin leider hinfällig geworden, und man thut und läßt um meinetwillen nichts mehr. Gieb dem Armen bereitwillig von deinem Gelde, schneide ihm von deinem Gewande, brich ihm von deinem Brote. Das gereicht dir zum Segen und wird auch für mich gut sein. Ich habe bisher alle Zeit in Ehren gelebet, nun übergebe ich dir mein Haus.

„Sohn, wenn ich, ohne mich zu rühmen oder zu tadeln, reden soll, so will ich dir mit Freuden erzählen, daß ich, von dem Augenblicke an, wo ich zum ersten Male mein Haus verwaltete, auch nicht einen Tag der Ehre abtrünnig geworden bin. Meine Nachbarn wissen wohl, wie da mein Wort in Ehren stand. Ich hätte noch jetzt in reichem Maße gutes Streben und ein williges Herz, nur daß mir das Alter großen Schaden zufügt.

„Sohn, wer das Haus in gutem Stande halten will, der muß drei Dinge zur Stütze haben: Gut, Milde und Zucht, dann ist sein Spiel gewonnen. Ist er dabei ein fröhlicher Mann, der es in rechter Weise den Leuten darzubieten weiß, so erfreut sein Brot die Nehmenden, und beide lachen einander an. Sohn, wohnen dir diese Tugenden nicht bei, so mag der Gast nur weiter reiten, wie gänzlich naß und müde er auch sei.

„Sohn, wer in tüchtiger und edler Weise sein Haus verwaltet und so sorgfältig Maß hält, daß er mit seiner Habe auskommt, der vermindert dadurch nicht sein Ansehen und seine höfische Würde. Ja, ginge er auch am Stabe (zu Fuße), wie ein Fahrender*), so wäre er doch bei Gott und der Welt angesehen. Diese Rede pflanze ich in dein Herz. Will sie darin nicht Wurzel fassen, so

*) hätte er kein Roß und keine Knechte.

wird dir's ergehen wie einem Vogel, der vor der Zeit vom Neste fliegt.

„Sohn, Hausehre ist eine Würde, die neben den höchsten Tugenden steht. Wer sie in schöner Weise zu tragen versteht, wie wohl bewahrt sich der in Ehren! Das Gut wird ohne Sünde verzehrt, das nicht ein Raub und Schaden genannt werden kann. Doppelter Nutzen geht daraus hervor: Gottes Lohn und der Welt Habedank. Wer diese zwei sich bewahren kann, den macht sein Acker reich.

„Sohn, zwei Worte ehren den Mann gar wohl, wenn er sie in Obhut zu halten weiß. Das eine ist Ja, das andre Nein. Wahre Worte zieren den Leib, wie Gold den Edelstein. Der ist nicht Fleisch bis auf den Knochen (ist kein ganzer Mann), dem der Sinn so glatt und gleißnerisch ist, daß er da, wo er sein Ja gegeben hat, betrügerisch sein Nein mit einschließt.

„Sohn, laß dich besonders von einer Fessel nicht binden, in die ist die Macht hineingewirkt, daß du sofort vor Gott in gewaltige Acht verfällst. Wer in diese Fessel gerät, so daß ihn da der Tod trifft, dem wäre besser, er wäre nie geboren. Diese Fessel ist der rechtskräftige Bann; der bedrängt dich so gewaltig in der Hölle, daß Judas nie solche Bedrängnis erlitt.

„Sohn, dann trägt er auch noch andre Kraft in sich. Wen er an sein Seil gebunden hat, dem raubt er die Gemeinschaft der ganzen Christenheit und seinen Anteil an aller Seligkeit. Seine verwundete Seele gesundet nicht. Kommt er nicht in rechter Weise davon los, so wird die Sünde und Schande immer größer. Gebete, Almosen, und was er immer Gutes vollbringen mag, das ist alles vergebens, so lange ihn dieser Dorn sticht.

„Sohn, die gerichtliche Acht ist auch ein bittres Kraut, meide sorglich ihre Wege und Stege. Sie kann dir deine Wächter irre führen, wie gut Geleite man dir auch geben möge. Es ist Zeit, mit dir ins Gericht zu gehen,

wo man dich nur immer hört oder sieht, so lange auf dir die gerichtliche Strafandrohung ruht. In diese Fessel laß dich ja nicht schmieden. Kein Mensch, und ist auch der Richter gut, kann dich vor ihm in Schutz und Schirm nehmen.

„Sohn, mehr will ich dir nicht sagen, es sei nun der Ratschläge ein Ende gemacht. Du kannst ja doch nicht alles behalten. Greif aus den Ratschlägen allen aber drei wenigstens heraus und nimm sie dir zu Herzen, das wird dir zum Besten ausschlagen: Werde nie der Liebe Gottes ledig, sei wahrhaft, sei tadellos in höfischer Zucht! Manche Tugend entspringt aus diesen dreien, bewahre sie wohl, habe immer Dank."

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht in so kraftvoller und inniger Sprache, werden die Regeln ritterlicher Tüchtigkeit in vielen Gedichten jener Zeit dargestellt. Gottesdienst, Frauendienst und Herrendienst sind die großen, idealen Aufgaben, denen der Ritter sein Leben weiht. Das völlige Durchdrungensein von diesen Gedanken gehört unzertrennlich zum Ritter. Wie der Ritter fast nie von seinem Schwerte sich trennte, so mußte er auch jederzeit seiner idealen Pflichten eingedenk sein, jeden Augenblick bereit, dieselben zu erfüllen. Daher ist auch das eigentliche Symbol dieser Würde das am ritterlichen Gurte getragene Schwert. Das Schwert war das Werkzeug zur Ausführung der ritterlichen Ideale, und wie es durch den Gurt gleichsam unlöslich dem Ritter verbunden war, so sollte er auch nie seiner Ritterpflicht untreu werden. Die Klinge des Schwertes war breit und zweischneidig, zuweilen mit einer Inschrift geschmückt, der Griff war aus Gold oder Silber. Oft erhielt dasselbe einen Namen und erbte vom Vater auf den Sohn und Enkel.

Während der Knappe ohne Schild und Waffenrock, mit ungeschlossenem Helme beim Turnier erscheinen mußte, durfte der in den Ritterstand Erhobene vom Augenblick seiner Ritterweihe an volle ritterliche Rüstung tragen. Das

Hauptstück derselben war der Halsberg (d. h. Leibschützer), ein Ringpanzer, welcher den ganzen Oberkörper bis zu den Knieen hinab eng umschloß. Dieses Kettenhemd hatte Ärmel, gewöhnlich befand sich auch eine Kapuze (das Härsenier) daran, welche man über den Kopf zog. An den Hüften war es durch keilförmige Einsätze (Geren) erweitert, so daß es die freie Bewegung nicht hemmte. Über diesen Kettenrock schnallte man zuweilen noch einen Brustpanzer aus Eisenplatten, die Brünne, der aber im Zeitalter der Blüte des Rittertums fast ganz außer Gebrauch kam. Unter dem Panzerrock trug man ein gepolstertes Wams, das dem Körper die Stöße des Gegners weniger empfindlich machen sollte. Ebenso streifte man über den Kopf eine gepolsterte Mütze, die den Druck der Kettenkapuze (des Härseniers) und des Helmes mildern sollte. Die Füße bekleidete man mit den Eisenhosen; das waren enge Panzerstrümpfe, die von den Fußspitzen bis an die Hüften reichten, wo sie durch einen Gürtel festgehalten wurden. Die Ärmel des Kettenpanzers endigten in Handschuhen, die gleichfalls aus Eisenringen bestanden, im Innern aber mit weichem Leder gepolstert waren. Über das Kettenhemd zog man den Waffenrock, der aus kostbaren, farbenprangenden Stoffen bestand und in kunstvoller Stickerei die Wappenzeichen des Ritters trug. Den Kopf deckte der Helm, den man über die Kettenkapuze stürzte und mit Seidenschnüren oder kleinen Ketten festband. Während derselbe früher Stirn und Hinterkopf frei ließ und nur durch einen Eisenstreifen, der von seinem unteren Rande herabging, die Nase deckte (das Nasenband), reichte er im dreizehnten Jahrhundert bis über den Nacken und bis zum Kinn herab und hatte nur kleine Luft- und Sehöffnungen. Er war aus starkem Stahlblech geschmiedet und hatte oben eine flache Decke, so daß man ihn von seiner Gestalt Topfhelm oder Helmfaß genannt hat. Auf dem Helme befestigte man zum Schmucke Wappenbilder aus Holz oder Pergament: Löwen, Adler, Mohrenköpfe und ähnliche Figuren,

oder auch einen Busch von Pfauenfedern. Dieser Helmschmuck hieß das Zimier.

Außer dem breiten Schwert führte der Ritter noch Schild und Lanze. Die Streitaxt und das kurze Messer galten nicht als ritterliche Waffen. Der Schild, der im zwölften Jahrhundert sehr lang und schmal gewesen war, ist im dreizehnten kürzer und breiter und hat die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks. An den oberen Ecken ist er meist abgerundet. Er ist von Holz und mit Leder überzogen. In der Mitte erhebt sich ein Buckel, von dem festes Eisenbeschläge sich nach allen Seiten hinzieht. Gewöhnlich war er mit Wappenbildern geschmückt, die aus Pelzwerk geschnitten oder auf Leinwand gemalt waren. Diese wurden dann unmittelbar am Schild selbst befestigt, der Eisenbeschlag wurde darüber gelegt. Der breite Rand war oft mit Gold und Edelsteinen verziert. Man trug den Schild an einem Bande, das um den Hals geschlungen wurde. Die Lanze bestand in einem langen Schafte aus Eschenholz, an dem ein breites und spitzes Speereisen befestigt war. Der Griff war mit Leder umwunden und mit einer Scheibe versehen, durch welche die Hand geschützt wurde. Oft befestigte man an dem Schafte in der Nähe der Eisenspitze eine Fahne, welche die Wappenbilder zeigte, oder einen Ärmel, ein Tuch, das man von der Geliebten als Geschenk erhalten hatte. Beim Turnier steckte man statt der scharfen Eisenspitze eine gezackte Scheibe (das Krönlein) oder eine kurze, stumpfe Spitze mit Quereisen auf. Das Roß war im dreizehnten Jahrhundert noch nicht gepanzert, es wurde nur mit einer Decke bekleidet, die gleichfalls mit den Wappenzeichen des Besitzers geschmückt war.

Die Rüstung war schwer und unbequem, und es war selbst für den, der von Jugend auf gewöhnt war, dieselbe zu tragen, eine willkommene Erleichterung, wenn er sie ablegen durfte. Man trug daher dieselbe auch nur, so lange es unbedingt nötig war: im Kampf und beim Turnier.

Sonst trug der Ritter eine Kleidung, deren Hauptstück der lange ritterliche Rock war. Den Körper deckte zunächst ein weißes Hemd, und über diesem trug man unmittelbar jenen langen Rock, der über den Kopf angezogen werden mußte. Er umschloß den Oberkörper eng und reichte in weiten Falten bis auf die Füße. Nur Knappen und Unedle trugen kurze Kleider. Die Ärmel waren eng anliegend, fielen aber am Handgelenk in weiten Falten bis an die Knöchel herab. Die Beine wurden von Hosen bekleidet, welche fest anschließend strumpfartig von der Fußspitze bis an die Hüften hinaufreichten. Goldgestickte Schuhe aus Leder oder Seide umhüllten den Fuß. Über den Rock warf man bei festlichen Gelegenheiten einen langen, wallenden Mantel aus kostbarer Seide, mit Pelzwerk gefüttert, sonst zuweilen auch einen kurzen, ärmellosen, ziemlich weiten Überrock, das Kursit. Gürtel von Silber oder Gold, goldne Armspangen, Ringe, Halsketten erhöhten die Pracht der Kleidung, die in bunten Farben leuchtete. Goldstickereien, Edelsteine und Perlen dienten je nach dem Reichtum des Trägers in größerer oder geringerer Menge als Ersatz der Kleider. Auch Handschuhe hatte man, die gewöhnlich reich mit Pelz verbrämt waren. Das Haar trug man lang herabwallend, das Gesicht glatt rasiert. Kurz geschorenes Haar war Zeichen der Unfreiheit. Vollbärte trugen nur Alte oder besonders Hochstehende, wenigstens zur Zeit des Blüte des Rittertums. Den Kopf bedeckte eine Mütze oder ein Hut, zuweilen auch nur ein Kranz oder ein Reif aus Silber oder Gold.

So war die äußere Erscheinung des Ritters nicht nur eine glänzende, sondern eine durchaus harmonische, edle, plastisch schöne. Man fühlt auch hier, wie in allem Ritterwesen, die Herrschaft weiblicher Anmut. Überall wirkt sie mildernd, harmonisch abrundend, sanft erziehend zu allem Edlen und Schönen. Der Frauendienst ist daher auch dasjenige, was dem Rittertum sein eigenartiges Gepräge giebt,

und jeder Knappe, sobald er Ritter geworden, beeilt sich, einer edlen Frau sein Herz zu weihen, zu ihrer Ehre glänzende Waffenthaten zu vollbringen. Je höher die Frau stand, um so größer war für ihn die Ehre, wenn sie seinen Dienst annahm, am liebsten erwählte man sich als seine Herrin die Gemahlin eines Edelmannes, ja wohl gar die des Landesfürsten. Ihr sang der Werbende seine Lieder, ihr sandte er die Trophäen, welche er im Kampf errang, ihr die Gefangenen, welche sich ihm besiegt unterworfen hatten.

In der Stille der Kemenate erzogen, hatten die Frauen gewöhnlich eine sorgfältigere geistige Ausbildung erhalten, als die Männer. Sie verstanden die Kunst des Schreibens und Lesens, waren in den Wissenschaften gut unterrichtet, mit Musik und fremden Sprachen wohl vertraut. Sie hatten von Jugend auf das Spinnen, Nähen und Sticken gelernt; ihre Gewänder fertigten sie sich selbst, sowie auch die der Männer. Die Stickkunst stand in jener Zeit in hoher Blüte, und die Dichter können die wunderbaren Stickereien edler Frauen nicht genug preisen. Auch in der Heilkunst waren sie erfahren, und zarte Frauenhand wußte den verwundeten Ritter gar wohl zu pflegen. Aus würzigen Kräutern, die sie selbst im Walde sammelten, bereiteten sie heilende Salben.

Die Tracht der edlen Frauen war der männlichen sehr ähnlich und war wohl das Vorbild für die letztere gewesen. Das Hemd aus weißem Linnen wurde an den Oberkörper eng angeschnürt und reichte bis an die Knöchel. Darüber wurde ein Rock getragen, der gleichfalls eng geschnürt an den Oberkörper sich anschmiegte und in weiten Falten bis zu den Füßen herabwallte. Am Hals war er ausgeschnitten und zeigte das Hemd, das hier mit kostbaren Goldstickereien geziert war. Ein Gürtel aus Gold, Silber oder Seide umschloß die Taille, die pelzverbrämten Ärmel hingen in bauschigen Falten weit herab. Zuweilen legte

man darüber noch einen weiten, ärmellosen Oberrock, einen Überwurf, der die verschiedensten Formen und Namen hatte. An dem Rocke befestigte man eine reichgestickte Schleppe, oder man legte bei festlichen Gelegenheiten ein besonderes Schleppkleid an. Bei Festen durfte auch der Mantel nicht fehlen, der immer ein kostbares Prachtstück war und weit nachschleppte. Alle Kleidungsstücke leuchteten in prächtigen Farben, goldene Spangen, Ringe, Ketten, Edelsteine vermehrten den Glanz. Die ausgeschnittenen Schuhe waren aus Seide oder kostbarem Leder und wurden geschnürt oder geknöpft, ebenso die Handschuhe. Das Haar trugen sie geflochten, Mädchen ließen die Zöpfe gewöhnlich lang herabhängen, Frauen banden sie auf. Sehr oft ließ man jedoch auch die Lockenfülle des schönen Hauptes frei herabwallen, und das wurde zur Regel im Zeitalter des Minnesangs. Als Kopfbedeckung diente Mädchen und jungen Frauen ein einfacher Reif aus Gold, ein Kranz aus Laub oder Blumen oder ein einfaches Haarband. Diese Kopfbedeckung hieß Schapel. Nur ältere Frauen trugen Hüte. Verheiratete befestigten ihren Kopfputz gewöhnlich noch mit Bändern, die um Wange und Kinn geschlungen wurden; ein solcher Kopfputz hieß dann Gebende. Zuweilen wird jedoch von den Dichtern der Kopfputz der Frauen überhaupt so genannt, auch der der Jungfrauen. Verheiratete Frauen trugen außerdem noch ein schleierartiges Kopftuch, das auch mit Stickereien geschmückt war und zu beiden Seiten niederfiel. Im allgemeinen unterschied sich also die Tracht der edlen Frauen nur wenig von der der Ritter, und selbst vorzügliche Kenner mittelalterlicher Kunst haben erklärt, daß es zuweilen schwer zu entscheiden sei, ob ein mittelalterliches Bildwerk, wie sie uns in plastischen und bildlichen Darstellungen so vielfach erhalten sind, einen Mann oder eine Frau zur Anschaunng bringe.

Am deutlichsten tritt die beherrschende Stellung, welche

die Frau in jenem Zeitalter einnimmt, darin hervor, daß sie sogar auf die Waffenübungen, die doch sonst die Männer stets als ihr eigenstes Gebiet zu betrachten pflegten, Einfluß gewann. So wurden unter der Herrschaft weiblicher Anmut und Sitte aus den rohen Kriegsübungen der Männer schöne, buntbewegte, phantastische Waffenspiele, die man gewöhnlich mit dem gemeinsamen Namen Turnier bezeichnet. Die Frauen waren Zuschauerinnen bei diesen Kampfspielen, sie entschieden über die Gefangenen, sie berieten mit den Männern in Gemeinschaft, wem der Sieg zugesprochen werden solle, und überreichten zuweilen dem glücklichen Sieger selbst den Preis. Mit lebendiger Teilnahme verfolgten sie den Gang des Waffenspieles, an den Wappenbildern oder an dem Liebeszeichen, das am Speerschaft flatterte, erkannten sie den Ritter, der sich ihrem Dienste geweiht hatte; auch im stärksten Gewoge des Kampfes suchten sie seine Gestalt herauszufinden und in allen ihren Bewegungen zu beobachten, und dem Ritter spornte das Bewußtsein, von schönen Augen unausgesetzt gesehen zu sein, Mut und Kraft immer von neuem an.

Die Turnierfähigkeit war das wichtigste Vorrecht, welches der Ritter erwarb. Der Knappe zog zum Turniere nur als Gefolgsmann seines Herrn mit, er reichte ihm neue Speere, durfte aber nicht selbst eine Lanze brechen. Die Waffenspiele, welche man jetzt unter dem Namen Turnier zusammenzufassen pflegt, waren der Buhurt, die Tjost und das eigentliche Turnier, der Turnei. Genau genommen kommt der Name Turnier nur dem letzteren zu, aber man hat sich gewöhnt, auch die beiden ersteren so zu bezeichnen, um nicht allzu viel technische Ausdrücke aus dem Mittelalter in unsere Zeit herüberzunehmen.

Der Buhurt (von dem mittelhochdeutschen hurten, stoßend losrennen, stoßen, mittelfranz. hourter) war ein Schauspiel zu Roß, ein Paradereiten von Scharen,

die schnell und gewandt durcheinander hindurchsprengten. Es kam hierbei mehr darauf an, daß der Teilnehmer seine Geschicklichkeit in der Reitkunst zeigte. Man ritt ohne Rüstung und führte nur den Schild und leichte Speere, die an dem Schild des Gegenreitenden gebrochen wurden. Es war ein völlig ungefährliches Reiterschauspiel, das man gewöhnlich zu Ehren einer Dame oder zur Begrüßung eines hohen Gastes aufführte. Das dröhnende Anrennen an den Schild des Gegners, der laute Ruf: Hurta, hurt! (d. i. stoße, stoß!, eigentlich der Imperativ von hurten mit angehängtem a), der fortwährend in brausendem Durcheinander erscholl, waren in der That zu einer solchen kriegerischen Begrüßung recht wohl geeignet.

Die Tjost (eigentlich Zusammenrennen, mittelfr. jouste, von lat. juxta, dicht bei, neben) war der ritterliche Zweikampf mit dem Speer. Während beim Buhurt, sowie beim Turnei ganze Scharen gegeneinander ritten, sprengten hier nur zwei Ritter einander entgegen. Dieselben trugen volle Rüstung; am Speer hatten sie aber nicht die scharfe Spitze aufgesteckt, sondern, wie das bei allen Waffenspielen üblich war, eine mit drei stumpfen Spitzen versehene Scheibe (s. oben S. 38). In stürmischem Galopp rannten die Gegner auf einander an; jeder suchte mit seinem Speer den Schild des anderen in gewaltigem Anprall zu treffen, um entweder den Gegner aus dem Sattel zu heben oder seinen eignen Speer am Schilde des Gegners zu zersplittern. Blieben beide im Sattel sitzen und hatten sie im Anprall beide ihre Speere zerbrochen, so war die Tjost gleich ehrenvoll für beide. Fehlte aber der eine den Gegner oder wurde er aus dem Sattel gehoben, so galt er als besiegt. Auch das Zusammenprallen der Rosse sollte vermieden werden; jeder mußte daher sofort nach dem Stoße gewandt zur Seite biegen. Als die besten Stöße galten die unter das Kinn („da, wo der Helm gebunden ist") und zu den vier Nägeln, d. i. an den Schildbuckel (s. oben die Stelle im

Winsbeken). Der erstere warf den Gegner gewöhnlich vom Roß, der zweite splitterte sicher den Speer und schleuderte auch zuweilen den Gegner aus dem Sattel. Den Speer legte man entweder auf eine eiserne Gabel, welche an der rechten Seite des Sattels angebracht war, oder man schlug ihn wohl auch unter den Arm oder setzte ihn auf den Schenkel. War ein Speer gebrochen, so rief der Ritter: Sperâ, sper! und seine Knappen eilten herbei und reichten ihm einen neuen. Jeder Kämpfer war bemüht, möglichst viele Speere an einem Tage zu brechen oder möglichst viele Gegner aus dem Sattel zu heben. Ulrich von Lichtenstein verstach einmal an einem einzigen Tage vierzig Speere. Diese Einzelkämpfe wurden am häufigsten geübt. Oftmals zogen einzelne Ritter, wie z. B. Ulrich von Lichtenstein, durch das Land und forderten jedermann zur Tjost auf, indem sie zugleich einen Preis für ihre Besiegung aussetzten. Diese stellten sich dann an einem bestimmten Platze, gewöhnlich an einem Waldrande, auf, nahmen zuweilen auch den Namen eines sagenberühmten Helden, meistens aus Artus Tafelrunde, an und brachen einen Speer mit jedem, der Ritterschaft an ihnen begehrte.

Das eigentliche Turnier oder der Turnei (eigentlich das Wenden, Drehen; altfranz. tournoi, von mittellat. tornus, die Drehscheibe) war nie ein Einzelkampf, sondern ein Kampf von Scharen, die gegeneinander rannten. Der Turnei war das ritterliche Hauptfest und durfte bei keinem größeren Hoftage fehlen. Durch Boten lud der Fürst oder Herr, welcher ein Turnier veranstaltete, zu demselben ein. Als Preis, den gewöhnlich eine edle Frau austeilte, wurde ein Kranz, ein Gürtel, ein Falke und ähnliches ausgesetzt. Dem Sieger ward hohe Ehre und die Bewunderung von Frauen und Mädchen zu teil. Außerdem stand aber dem, welcher an einem Turnier teilnahm, noch mancherlei Gewinn in Aussicht. Gewöhnlich verlor der Besiegte Roß und Rüstung und mußte diese, sowie sich selbst und seine Knechte,

oft um eine hohe Summe lösen. War der Sieger reich, so verschenkte er allerdings diese Turnierbeute, ärmeren aber war sie ein willkommener Erwerb. Diese großen Turniere waren außerdem aber der Sammelplatz alles ritterlichen Glanzes überhaupt. Die ganze vornehme Welt in weitem Umkreise erschien zu denselben; von allen Seiten strömten die Ritter mit Frauen und Töchtern, mit glänzendem Gefolge und vielem Gepäck herbei. Reiche Herren hatten in ihrem Gefolge oft hundert Ritter und mehr und ebensoviel Knappen und Diener. Ebenso hatten edle Frauen viel weibliches Gefolge und zahlreiche Dienerschaft. Hier begrüßten sich Familien, die sonst nirgends zusammen kamen, hier entfaltete man allen Glanz und Reichtum seines Hauses, die kostbarsten Gewänder wurden angelegt, die prächtigsten Rosse und Rüstungen zur Schau gestellt. Die feinsten Gesellschaftsformen höfischen Lebens kamen hier zur Geltung, namentlich konnte der Ritter hier im Umgang mit edlen Frauen seine Weltgewandtheit und höfische Zucht zeigen.

Gewöhnlich lag der Turnierplatz in der Nähe einer Stadt. Unter dem Schutze der Burg hatten sich Gewerbtreibende und Handwerker angesiedelt, und so waren am Fuße vieler Burgen volkreiche Städte entstanden. Die angesehensten Gäste wurden in der Burg selbst oder in der Stadt beherbergt, die übrigen schlugen auf freiem Felde ihre Zelte auf. Das buntbewegte Leben einer solchen Zeltstadt bot vielen Reiz und gab Gelegenheit zu manchem Abenteuer. Blumen schmückten die Stätten, wo Gäste herbergten; die ausgehängten Schilde der Ritter gaben Auskunft, wer in der gastlichen Herberge wohnte. Mit großem Gepränge zogen die ankommenden Gäste ein. Ausrufer (Kroierer) liefen vorauf und verkündigten laut schreiend den Namen des Kommenden, Musiker mit Geigen, Flöten, Harfen und Pauken folgten, berittene Knechte und Pagen, alle in glänzenden Gewändern, Saumtiere mit Gepäck bildeten einen langen, prächtigen Zug. Viele Tage vor dem eigentlichen Feste kamen

schon zahlreiche Gäste herbei, und je näher der Turniertag rückte, um so bunter und bewegter wurde das Leben in der Stadt. Die Kampfeslust der Ritter konnte nicht bis zum eigentlichen Festtage warten, schon vorher wurde im Einzelkampfe mancher Speer gebrochen, und ganze Tage wurden zuweilen mit Tjostieren hingebracht. Den Abend widmete man geselliger Freude, oft spät erst kehrte man in seine Herberge zurück. Edelknaben gingen dann den Rittern, die ihre Herberge aufsuchten, mit brennenden Wachskerzen vorauf. — Zu einem Turnier zogen außerdem noch aus allen Himmelsgegenden Kaufleute mit allerhand Waren, Musikanten, Gaukler, Jongleure, Seiltänzer und andre fahrende Leute in phantastischem Aufputz herbei, welche am Turnierplatze ihre Buden und Zelte errichteten und zur Erhöhung der allgemeinen Lust und des romantischen Reizes mit beitrugen.

Am Morgen des eigentlichen Festtages wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten, an dem alle Ritter teilnahmen, wie sich ja überhaupt jeder, der zum Ritter geweiht wurde, verpflichten mußte, täglich die Messe zu hören. Dann wurde Wappenschau gehalten, d. h. es wurden die Wappen und Namen geprüft, welche zum Turnier angemeldet waren, damit kein Unwürdiger sich einschleiche.*) Hieran schloß sich die Teilung der gesamten Ritterschaft in zwei große Scharen, die wieder in einzelne Haufen abgeteilt wurden. Dann nahm man in seiner Herberge ein Frühstück und legte, wenn die Herolde durch die Straßen zum Wappnen riefen, die Rüstung an. Rings um den Turnierplatz waren Schranken gezogen, innerhalb deren nun die Scharen sich um ihre Führer

*) Im Zeitalter der Blüte des ritterlichen Lebens war diese Wappenschau noch keine eigentliche Prüfung und Sichtung, sondern sie diente mehr dazu, eine Übersicht über den Rang und die Zahl der Teilnehmer zu gewinnen. Namentlich haben die peinlichen Vorschriften und Bestimmungen der Turnierbücher, die erst im 14. Jahrhundert und später entstehen, für diese Zeit noch gar keine Geltung.

(gewöhnlich hatte jede Schar nur einen) sammelten. Auf einer Tribüne oder, wenn der Platz in der Nähe der Burg lag, auf der Burgmauer oder an den Fenstern des Palas hatten sich unterdessen die Damen und Ehrengäste niedergelassen, um dem Waffenspiele beizuwohnen; dicht um die Schranken drängten die Stadt- und Landbewohner, um auch Zeugen des seltsamen Schauspiels zu sein. Unter den Klängen der Musik sammelten sich die Ritter auf dem Turnierplatze, und nachdem die Scharen geordnet waren, gab Posaunenschall und Trommelwirbel das Zeichen zum Beginn. In fliegendem Galopp stürmten nun die gepanzerten Reiter gegeneinander an und suchten jeder durch wuchtigen Speerstoß einen Gegner aus dem Sattel zu werfen. Die ganze Schar sprengte dann durch die Gegnerschar hindurch, schwenkte und durchritt aufs neue mit Lanzenstoß die feindliche Kampfreihe. So wogte der Kampf lange hin und her, und die einzelnen Haufen lösten einander ab. Wer vom Roß geworfen oder von der Hauptschar abgeschnitten wurde, galt als Gefangener, und die Knappen des Siegers eilten herbei, um Roß und Reiter in Empfang zu nehmen und aus dem Kampfgetümmel herauszuführen. Zuweilen schloß sich an den Speerkampf noch ein Kampf mit stumpfen Schwertern, wobei es nur noch darauf ankam, einzelne von dem Haufen abzuschneiden und durch Hiebe aus den Schranken zu treiben, um sie so zu Gefangenen zu machen. War die Schar des Gegners auf diese Weise so geschwächt, daß nach den Gesetzen des Kampfes an weiteren Widerstand nicht mehr zu denken war, so galt der Kampf für beendet. Wer von der nicht unterlegenen Partei sich im Kampfe am meisten ausgezeichnet hatte, galt als Sieger. In einer auf das Turnier folgenden Beratung, an der sich oft auch die Frauen beteiligten, wurde festgesetzt, wem der Siegespreis zuerkannt werden sollte. Mitunter wurden mehrere mit Siegespreisen gekrönt. Die Sieger waren voll stolzer Freude. Lobsprüche aus dem Munde schöner Frauen wurden ihnen zu teil, und besonders

strahlte ihnen das Auge ihrer Herrin, der sie Herz und Leben geweiht, im holdesten Glanze. Um so niedergeschlagener waren die Besiegten; oft verhandelten sie in trüber Stimmung mit Pfandleihern und Juden, um sich die Lösungssumme für Roß und Rüstung zu verschaffen. Gewöhnlich dauerte ein Turnier bis zum Abend, zuweilen turnierte man jedoch auch mehrere Tage hintereinander. Die Teilnahme am Turnier war nicht ohne Gefahr; ein unglücklicher Sturz vom Pferde konnte den Tod herbeiführen, der Gestürzte konnte überritten und so übel zugerichtet werden. Ohne Quetschungen, Stauchungen und Verrenkungen ging es fast nie ab, die wuchtigen Stöße hinterließen sichtbare Spuren, wenn sich die Ritter auch durch gepolsterte Unterkleider dagegen möglichst zu schützen suchten. Nach beendigtem Turnier begaben sich die Ritter in ihre Herbergen, um die Rüstung abzulegen und die von Staub, Hitze und Anstrengung ermatteten Glieder durch ein Bad zu erquicken.

Neben den Waffenspielen kannte das ritterliche Leben noch manche andere Unterhaltung, unter denen Jagd und Tanz die beliebtesten waren. Auch das Weidwerk erforderte Kraft, Geschicklichkeit und Mut und war nicht ohne Gefahr. Man jagte nicht nur Hirsche, Rehe, Hasen und Füchse, sondern auch Eber, Bären, Wölfe, Auerochsen. Den Eber, Bär, Auerochsen erlegte man mit dem großen Jagdspieß, den Hirsch mit dem Wurfspeer (dem Gabilot), kleineres Wild mit Bogen und Pfeil. Leithunde (Bracken) spürten das Wild auf, mit Windhunden hetzte man unter Hörnerklang den Hirsch, bis er erschöpft zusammenbrach. Dann gab man ihm den Todesstoß und zerlegte ihn weidgerecht. In grünem Pirschgewand, mit den Jagdwaffen und einem Jagdhorn aus Gold oder Elfenbein ausgerüstet, rückte man frühzeitig zur Jagd aus. Am Abend kehrte man in stattlichem Zuge mit der erlegten Beute zurück. An größeren Jagdfesten, die mehrere Tage dauerten, beteiligten sich auch die Frauen. Man ließ dann durch das Hofgesinde ein lustiges Zeltlager

im Walde errichten, Speisevorräte wurden in Menge dahin gebracht, man kochte und speiste im Walde. Solch' buntes fröhliches Waldleben hatte seinen eigenartigen Reiz, und diese größeren Jagdfeste waren daher sehr beliebt.

Mit wahrer Leidenschaft gaben sich Herren wie Frauen damals ganz besonders der Jagd mit Falken, der Falkenbeize, hin. Von einem eigens zu diesem Zwecke gehaltenen Falkner wurden Stoßvögel (Falken, Habichte, Sperber) zur Jagd auf Reiher, Kraniche, Enten, Fasane, Tauben, Rebhühner, zuweilen auch auf Hasen abgerichtet. Oft unterzog man sich auch selbst dieser großen Mühe. Der Falke war der Liebling der Frauen. Ihn vergleichen sie oft dem Geliebten und sprechen mit ihm wie mit einem vertrauten Freunde. „Es stand eine Frau allein," singt Dietmar von Aist in einem prächtigen Liede, „und blickte gespannt über die weite Fläche und blickte aus nach ihres Herzens Freude. Da sah sie einen Falken fliegen. Wohl dir, Falke, rief sie, daß du ein Falke bist. Du fliegst, wohin du Lust hast, du erwählst dir einen Baum im Walde nach deinem Gefallen. Ganz so that auch ich. Ich erkor mir selbst einen Mann, den erwählten meine Augen. Darum beneiden mich schöne Frauen. O weh, warum lassen sie mir nicht meines Herzens Freude? Ich begehrte ja auch nie den Geliebten auch nur einer einzigen unter ihnen!" Und der von Kürenberg läßt eine Frau sprechen: „Es hat mir an meinem Herzen gar oft Weh zugefügt, daß mich nach dem gelüstete, was ich nicht erlangen konnte und nimmer zu gewinnen vermag. Das bereitet mir Schaden. Ja, ich meine nicht Gold noch Silber: es sieht aus wie ein Mensch. Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr. Als ich ihn gezähmt, so wie ich ihn haben wollte, und ich ihm sein Gefieder mit Goldfäden umwunden hatte, da schwang er sich gar hoch empor und flog in andere Länder. Seitdem sah ich den Falken gar schön fliegen, er führte an seinem Fuße seidene Riemen, und sein Gefieder schimmerte über und über von Gold: Gott sende sie zusammen, die gern

einander liebhaben wollen.“ So war der Falke vertrauter Hausfreund geworden, und man nannte ihn allein einen edlen Vogel.

Den abgerichteten Vogel trugen Herren und Frauen, wenn sie zur Jagd ritten, auf der Hand, die mit einem ledernen Handschuh bekleidet war. Ein seidenes Band oder ein Riemen fesselte ihm die Füße, und eine lederne Haube umhüllte den Kopf. Hatten die begleitenden Windspiele Feldhühner oder Enten aufgescheucht, oder erspähte man in der Luft jagdbares Geflügel, so löste man dem Falken die Fußfessel, nahm ihm die Haube ab und schleuderte ihn mit geschicktem Wurfe in die Luft empor. In raschem Fluge verfolgte nun der Falke seine Beute, laute Zurufe der Jagenden ermunterten ihn, bis er endlich das scheue Opfer erfaßte und mit demselben auf die Hand seines Besitzers oder seiner Besitzerin zurückkehrte, wo ihm Fessel und Haube wieder angelegt wurden. Kaiser Friedrich II. war für die Falkenbeize so begeistert, daß er selbst ein Werk „De arte venandi cum avibus (über die Kunst, mit Falken zu jagen)“ schrieb.

Ruhte man von Jagd und Waffenspiel, so ergötzte man sich durch mancherlei gesellige Unterhaltung. Besonders gern hatte man Ballspiel und Tanz. Das Ballspiel bestand darin, daß man sich unter Gesang und Scherz bunte Lederbälle zuwarf, die aufgefangen werden mußten. Beim Tanzen unterschied man von dem eigentlichen Tanz den Reihen. Dieser bestand darin, daß Herren und Frauen in langer Reihe sich aufstellten und die Bewegungen des Reihenführers, bald vorwärts, bald rückwärts hüpfend, nachahmten. Er glich etwa unserer Polonaise. Der Tanz wurde „getreten“; seine Bewegung war mehr eine wiegende und schleifende, bald bewegten sich die Paare in zierlichen Schritten gegen einander, bald bildeten sie einen großen Kreis und tanzten in die Runde. Ein Spielmann strich die Fiedel, alle sangen das Tanzlied mit, das oft von hervorragenden Minnesingern zu besonderen Hoffesten gedichtet wurde, wie etwa in unseren Zeiten ein Festspiel. Oft wurde das

Ballspiel mit dem Tanz vereinigt, woher sich bis auf unsre Zeit der Name **Ball** als Bezeichnung für eine Tanzfestlichkeit erhalten hat.

All diese heitere Lebensfreude der ritterlichen Gesellschaft war aber an die Dauer der milden Jahreszeit gebunden. Der Winter hob, wie schon oben erwähnt wurde, fast allen geselligen Verkehr auf; nur Lenz und Sommer riefen zu Lust und Freude. Der erquickende Hauch der Lüfte, das frische Grün des Waldes und der Heide, die Farbenpracht und der süße Duft der Blumen, der muntere Sang der Vögel, der Sonnenglanz des Maies gehörten unzertrennlich zu aller ritterlichen Lebenslust. „Sommer," singt Neidhart von Reuenthal, „sei gegrüßt von mir hunderttausendmal, welche Herzen auch den langen Winter über verwundet waren, sie sind alle geheilt, ihre Not ist verschwunden, frei sind sie von aller Bedrängnis. Wiederum kommst du in herrlicher Weise in alle Lande. Durch dich entfloh Armen und Reichen ihr Trauern, da der Winter entweichen mußte. Ihr Jungen, ihr sollt euch wiederum zur Freude putzen!" Und Walther von der Vogelweide singt in einem reizenden Liede: „Könnt ihr schauen, was dem Maien für wunderbare Dinge beschert sind? Schaut die Pfaffen, schaut die Laien an, wie froh bewegt die alle sind! Groß ist seine Gewalt: ich weiß nicht, ob er zu zaubern versteht; aber wo er hinkommt, da ist eitel Wonne, da ist niemand alt. Uns wird bald alles glücken, wir sollen fröhlich sein: tanzen, lachen und singen, ohne bäurisches Benehmen. Weh, wer wäre da noch traurig? Da die Vögel so prächtig ihre schönsten Lieder singen: thun wir auch also! Wohl dir, Maie, wie du alles friedlich schlichtest! Wie schön kleidest du die Bäume, schöner noch die Heide, welche in allen Farben leuchtet. ‚Du bist kürzer, ich bin länger,' so wetteifern auf dem Anger Blumen und Gras."

Alle ritterliche Lebenslust ruht aber, in der eigentlich klassischen Zeit des Rittertums, auf der Grundlage

eines schönen, tiefen Ernstes, — und das ist es, was jenem Zeitalter seine eigentliche Weihe giebt. Wo wir von einem klassischen Zeitalter der Kunst sprechen, da sehen wir auch hinter den heitersten Gebilden dieser Kunst immer den Ernst lauschen, während da, wo der Ernst entschwindet und die sinnlose Posse zur Herrschaft gelangt, die Kunst in Verfall geraten ist. Das Zeitalter des Minnesanges hat mit jedem anderen klassischen Zeitalter auch das gemein, daß seine heitere und freie Schönheit vom tiefsten Ernst getragen wird, wie in den folgenden Bildern noch deutlicher gezeigt werden soll. Dieser Ernst besteht in einer tiefen Sehnsucht des Herzens nach innerem Frieden, die überall hindurchklingt. In der Verehrung Gottes durch Gebet und Wallfahrt suchte man diesen Frieden zu finden. Und wie man täglich die Messe hörte, wie man sogar bei Waldfesten ein Zelt in eine Kapelle umwandelte, so stand auch hinter der Huldigung, die man den Frauen darbrachte, die Verehrung der Maria, der Mutter und Jungfrau. Dazu kam, daß in dem gewaltigen Ringen der Hohenstaufen mit den Päpsten sich die Kluft zwischen weltlicher und geistlicher Macht immer mehr erweitert hatte. Diese Kluft zu überbrücken und dadurch seligen Frieden zu gewinnen, war ein Wunsch, den jedes edlere Herz in jener Zeit lebhaft empfand. Die Kreuzzüge waren ein in großartiger Weise unternommener Versuch, der Welt diesen Frieden zu geben, und daher war es das letzte Ziel jedes wahrhaft ritterlich Gesinnten, sein Schwert im Kampfe um das heilige Grab zu schwingen. Erst durch diesen ernsten Hintergrund treten viele Erscheinungen jener Zeit in die rechte Beleuchtung, und wer die einzelnen Erscheinungen ohne denselben sieht, der wird auch das Zeitalter der Minnesinger nicht in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen und zu würdigen vermögen.

2.

Der Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein.

Ein seltenes Glück hat uns eine Schrift aufbewahrt, in welcher das Leben und Treiben der ritterlichen Minnesinger klar und ausführlich geschildert wird. In den Jahren 1255 und 1256 schrieb der Ritter Ulrich von Lichtenstein ein langes Gedicht in achtzeiligen Strophen, in welchem er die Geschichte seines Lebens im Dienste der Minne darstellt. Er gab diesem Werke nach seinem Hauptinhalte den Titel: Frauendienst (Vrouwen dienest). Nichts ist im stande, besser in den Geist jener Zeit einzuführen, als diese Dichtung. Es sei daher hier der Inhalt derselben in seinen Hauptzügen wiedergegeben. Freilich ist Ulrich von Lichtenstein eine eigenartige Natur, und nur wenige Ritter mögen in so abenteuerlicher Weise ihr Leben verbracht haben; dennoch lassen sich die Grundzüge ritterlichen Lebens überhaupt an diesem farbenreichen Bilde recht wohl erkennen.

Nachdem er in den ersten sechs Strophen die Frauen gepriesen, die Engelsgleichen, in denen der Welt Heil ruhe, hebt er an zu erzählen: „Da ich ein kleines Kind war und thöricht und unerfahren noch mit dem Steckenpferd spielte, hörte ich von weisen Leuten, daß niemand zu höfischer Geltung und Würde zu gelangen vermöge, der nicht reinen, edlen Frauen in Treue diene. Damals dachte ich: ‚Leib, Gut, Sinn und Leben willst du den Frauen weihen und ihnen dienen, so

gut du kannst.‘ Bis ins zwölfte Jahr wuchs ich in diesem Gedanken auf, als ich die Leute von einer edlen Frau erzählen hörte, dieselbe sei ein Muster aller weiblichen Tugend, hochgeboren, schön, gut, reinen Sinnes, sanft, lieblich und hold von Gestalt und vollendet in höfischer Zucht und edler Sitte. Sofort beschloß ich, dieser Frau meinen Dienst zu weihen. Zwar hatte ich anfangs Bedenken, daß sie zu hoch geboren sei und daher all mein Dienst verloren sein möchte, aber ich wußte auch, daß noch nie ein Weib so hoch, so reich und wert war, das nicht ein edler Ritter durch treuen Dienst bezwungen hätte. Daher ging ich ungesäumt zu der Guten und trat als Edelknabe in ihren Dienst. Wenn ich im Sommer schöne Blumen brach, die brachte ich meiner Herrin. Nahm sie dieselben in ihre weiße Hand, da freute ich mich von Herzen und dachte: ‚Wo du sie angreifest, da habe ich sie auch berührt.‘ Das Waschwasser, das man ihr über die weißen Hände goß, trug ich heimlich von dannen und trank es vor Liebe ganz aus. Ich diente ihr in mancherlei Weise*), soviel ein Kind vermag, bis auf den Tag, da mich mein Vater von ihr nahm. An diesem Tage ward mir herzliche Sehnsucht und der Minne Gewalt bekannt. Nur mein Leib schied von dannen, mein Herz wollte nicht mit fort, es blieb bei ihr.

Jetzt kam ich zu einem Herrn, der an männlicher Tüchtigkeit und edler Sitte reich war, zu dem Markgrafen Heinrich von Istrien. Der war den Frauen in treuem Dienst ergeben, er war freigebig, gut, kühn und hochgesinnt. Zucht und Ritterdienst erlernte ich bei ihm und besonders, wie man schönen Frauen unterthan sein solle. Er lehrte mich, wie man schön zu Rosse sitzt, wie man mit Frauen spricht und süße Worte in Briefen dichtet. Vier Jahre war ich bei ihm**), da starb mein Vater. Nun mußte ich heim, wie

*) etwa in den Jahren 1211—1215.
**) 1215—1219.

so mancher, dem seine Eltern Gut hinterlassen. Daheim zu Lichtenstein im Steierland übte ich mich mit edlen Knechten im Turnieren. Drei Jahre hindurch erlernte ich so das Reiten und Lanzenbrechen, denn ich dachte: ‚Willst du deiner Herrin in rechter Weise dienen, das kann nur durch Ritterschaft geschehen‘. Darauf ward ich Ritter zu Wien (im Jahr 1222) bei einem glänzenden Hoffeste, welches der Fürst Leopold von Österreich gab. Er vermählte seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen; nie sah ich wieder ein so prächtiges Fest. Dritthalbhundert Knappen erhob da der edle Fürst in den Ritterstand, und Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl tausend Rittern gab er Gold, Silber, Rosse und Kleider. Fünftausend Ritter oder mehr waren da zu Gaste. Buhurt, Tanz und manch andres Ritterspiel erfreute die Gäste. Auch viele edle Frauen waren zugegen, unter ihnen auch meine reine, süße Herrin. Zwar konnte ich sie nicht sprechen, um der Späher und Aufpasser (der Merker) willen unterließ ich es, obwohl es mir lange sehnenden Schmerz bereitete. Aber zu einem meiner Freunde hatte sie gesagt: ‚Ich freue mich sehr, daß Herr Ulrich von Lichtenstein hier Ritter geworden ist; als er mein Knecht war, da war er noch ein Kind‘. Als mein Freund mir das erzählte, da freute ich mich von Herzen und dachte: ‚Wie, wenn sie dich zu ihrem Ritter haben wollte?‘ Zwölfmal zog ich diesen Sommer noch zu Turnieren und ließ es nirgend an mir fehlen; die Liebe zu meiner Frauen*) ließ mir alles wohlgelingen.

In Lust und Freude ging so der Sommer dahin. Der kalte Winter machte dem Turnieren ein Ende, und mit Trauern mußte ich davon ablassen. Meine Herrin stand in strenger Hut, und ich durfte nicht wagen ihr zu nahen. Niemals konnte ich sie sehen, ja nicht einmal einen Boten konnte ich ihr senden, der ihr gesagt hätte, wie sie so ganz

*) d. i. Herrin, Geliebte.

meines Herzens Freude sei. Sie ahnte nichts davon, daß ich ihr mein junges Leben zum Dienst geweiht hatte. Da ritt ich in meiner Sehnsucht auf die Burg eines Verwandten, dessen Weib meine Niftel*) war. Herzlich hieß man mich willkommen. Nach der Begrüßung nahm mich meine Niftel beiseite und teilte mir lächelnd ein Gespräch mit, was sie mit einer edlen Frau gehabt habe, in deren Dienste sie stehe.**) Diese hätte mich gelobt, weil sie gehört habe, wie ich schön von den Frauen spräche und mich einer zu besonderem Dienst gewidmet habe. Dann habe sie meine Niftel gebeten, doch zu erkunden, wer meine Herrin sei. Als mich nun meine Niftel bat, ihr den Namen meiner Frauen zu entdecken, da sprach ich: ‚Schwöre mir einen Eid, daß du den Namen verschweigen willst.‘ Da schwur sie und ich sagte: ‚Nun will ich dir meine Herrin nennen; sie selbst ist es, bei der du neulich warst und die dich fragen hieß.‘ Da antwortete meine Niftel: ‚Das kann ich gar nicht glauben! Sie ist viel zu hochgeboren für dich, all dein Dienst ist da umsonst. Erfährt sie es, so trifft dich ihr Zorn. Daher rate ich dir: laß ab von diesem Dienst!‘ Aber ich ließ mich nicht abbringen, sondern bat meine Niftel, daß sie um meiner sehnenden Not willen meiner Frauen alles offenbaren solle. Meine Niftel gab meinem Drängen nach und sagte mir zu, meiner Herrin bald meine Liebespein und Herzensneigung kund zu thun. Freudig dankte ich ihr und erzählte, wie ich ein gutes neues Lied von meiner Herrin gesungen habe; das solle sie ihr zu Ohren bringen und mir wiedersagen, ob es ihr gefallen habe. Die Niftel versprach die Botschaft auszurichten, und ich sandte durch sie meiner Frauen folgendes Lied:

---

*) d. h. eig. Nichte, dann überhaupt Verwandte, Cousine.

**) Der Verwandte Ulrichs war ein Dienstmann oder kleiner Lehnsträger, deren Frauen und Töchter zugleich Hofdamen der adligen Frauen waren.

Tanzweise.

Weibes Güte, niemand mag
Genug sie loben ganz und gar.
Mein Herz das blühte manchen Tag:
Sie macht mich aller Sorgen bar,
Kann ich nur wohlgeputzt sie sehn
Und hehr und herrlich vor mir gehn,
So wie ein Engel wunderschön!

Ein herrlich Weib bezwang mich so,
Daß ich ihr immer dienen muß.
Ihr schlanker Leib, der macht mich froh,
Ihr roter Mund giebt reinen Gruß.
Nichts ist so herrlich sonst zu schaun,
So rein und hold, das mein ich, traun!
Und ich verstehe mich auf Frau'n!

Deine Reine tröstet mich
Noch besser als der Dienst es thut.
Dir alleine, dir will ich
Ergeben sein mit treuem Mut.
Kommt dann der Tag, wo ich dich seh,
Ei, wie ich da in Freuden steh!
Und wie verschwindet all mein Weh!

Gar hohen Mut hab ich von dir;
Das weiß ich dir von Herzen Dank.
Du bist so gut! Gelob' ichs hier:
Ich dien' dir immer ohne Wank!
Nun sprich, daß es dein Wille sei,
Daß ich mit Dienst dir wohne bei,
So wird mein Herz von Sorgen frei!

Nach fünf Wochen ließ mir meine Niftel sagen, sie habe alles ausgerichtet, was ich ihr aufgetragen. Sofort begab ich mich zu ihr, um Näheres zu erfahren. Sie empfing mich wie einen guten Freund und sprach: ‚Setze dich her zu mir, ich will dir treulich Bericht darüber erstatten, was ich deiner Herrin sagte und was sie mir entgegnete. Alles habe ich ihr offenbart: daß sie dir lieber sei als dein eignes Leben, daß du nach ihrer Huld Sehnsucht trügest, daß du ihr Leib, Gut und Leben so ganz ergeben hättest. Dann

las ich ihr dein neues Lied vor. Sie aber sprach: ‚Das Lied ist gut, doch ich will es nicht annehmen; denn sein Dienst schickt sich nicht für mich. Ich gönne es ihm recht wohl, wenn er ein braver und tüchtiger Mann wird, war er doch einst mein Knecht. Aber es ist Thorheit, wenn er verlangt, daß ich seinen Dienst annehmen soll. Das kann ich ihm nie gewähren. Es ginge wider meine Ehre und wäre auch für ihn wahrlich zu viel‘. Darauf entgegnete ich, sie solle nur nicht zürnen, es käme ja oft vor, daß ein junger Mann nach hohen, unerreichbaren Dingen strebte, das gäbe ihm hohen Sinn und Ehre, wenn er auch nimmer ans Ziel käme. ‚Nun schweig’, fiel sie mir da in die Rede, ‚und wäre ein Mann noch so hochgeehrt, sein Lob würde doch noch erhöht werden, wenn ich seinen Dienst annähme. Dazu habe ich aber bis jetzt noch niemals Lust gehabt. Es gab noch keinen so Tüchtigen und Braven, dem ich gestattet hätte, dienend um mich zu werben. Deshalb schlage er sich’s aus dem Sinne. Wäre er nun aber auch in aller höfischen Zucht und Würde ganz vollkommen, wovon ich aber noch nichts gehört habe, so macht es einem Weibe doch jederzeit einen üblen Eindruck, daß ihm sein Mund so ungefüge im Angesicht steht. Der sieht, wenn es erlaubt ist zu sagen, recht häßlich aus, wie du wohl selber weißt.‘*) Weiter mochte sie mit mir nicht mehr über dich reden. Darum rate ich Dir: Gieb ihren Dienst auf und suche dir ein andres hohes Ziel deines Strebens‘. So berichtete meine Niftel. Ich aber antwortete: ‚Niftel, darin kann ich dir nicht folgen, solchen Rat solltest du mir gar nicht geben. Nur der Tod kann mich zwingen, von ihrem Dienste zu lassen‘. ‚Nun, so will ich wenigstens nicht der Bote sein‘, unterbrach mich zornig die Niftel. ‚Nein, meine liebe Niftel‘, fuhr ich fort, ‚höre mich an! Mein Mund muß ihr besser oder noch tausendfalt schlechter gefallen. Ich lasse mir abschneiden, was

---

*) Ulrich hatte, wie es scheint, eine Hasenscharte.

mir dran übelsteht, und zwar so bald als möglich!‘ Die Niftel bat mich, daß ich mich doch nicht so verderben sollte und lieber leben, wie mich Gott geschaffen habe. Ich aber sprach: ‚Ich bin fest entschlossen, es zu thun, und werde dir Nachricht geben, wie es mir ergeht‘. Mit diesen Worten ritt ich von dannen.

Nun begab ich mich zum besten Meister zu Gratz im Steierland und that ihm meinen Willen kund. Der aber sagte: ‚Kommt im Mai wieder, eher kann ich Euch nicht schneiden. Dann will ich Euch Euern Mund so machen, daß Ihr Eure Freude dran haben sollt‘. Als nun der süße Sommer kam und ich die Vöglein singen hörte, dachte ich: ‚Jetzt ist die Zeit da‘. So ritt ich wieder gen Gratz und traf unterwegs einen Knecht meiner Herrin. Der fragte mich, wohin ich wolle. ‚Ich will mich in Gratz schneiden lassen‘, entgegnete ich, ‚sieh her, ich habe drei Lefzen, und eine soll mir der Meister abschneiden!‘ Auch der Knappe riet mir ab, es würde mein Tod sein, aber, da ich mich nicht irre machen ließ, begleitete er mich, um alles mit anzusehen. Der Meister wollte mich binden, aber ich ließ es nicht zu. Wenn ich mich auch nur im geringsten bewegen würde, entgegnete er, so würde ich Schaden nehmen. Ich aber setzte mich vor ihm frei auf eine Bank und zuckte nicht. Er nahm sein Messer und durchschnitt mir den Mund über den Zähnen. Geduldig ertrug ich alles, und er hatte meisterlich geschnitten. Nun verabschiedete sich der Knappe meiner Herrin, und ich ließ ihr durch ihn sagen: ‚Um eines Weibes willen erdulde ich diese Schmerzen. Die sprach, mir stünde mein Mund nicht wohl. Mein Leben habe ich ihr zum Dienst geweiht, und was ihr an mir nicht gefällt, das wird abgethan. Gefiele ihr meine rechte Hand nicht, ich schlüge sie, bei Gott! sofort ab‘. Sechsthalb Wochen lag ich als ein wunder Mann und litt von Hunger und Durst großes Ungemach. Mund und Zähne thaten mir weh. Mit grasgrüner Salbe bestrich mir der Meister den

Mund, die roch und schmeckte so häßlich, daß ich weder essen noch trinken konnte. Endlich genas ich, und voll Freuden ritt ich von dannen zu meiner Niftel. Die rief mir schon von ferne zu: ‚Wegen deines Mundes soll dich nun niemand mehr tadeln, er steht dir gut. Ich will deiner Frauen einen Brief schreiben und ihr alles mitteilen, wie du nimmer von ihrem Dienste lassen willst, und wie dir nun der Mund steht, wie jedem andern Manne‘. Da dankte ich meiner Niftel von Herzen und bat sie, auch ein Lied mitzusenden, eine Tanzweise, die ich gedichtet hatte, während ich siech zu Gratz darniederlag.

Sie erfüllte auch ihr Versprechen und sandte durch einen Boten Brief und Lied der Herrin. Kaum hatte diese aber beides gelesen, als sie sofort wieder meiner Niftel einen Brief schrieb. Die ließ mir denselben durch einen Boten zukommen. Nie hatte ich vorher einen Brief mit solcher Freude empfangen. Er lautete: ‚Meine Huld und meinen Dienst entbiete ich dir willig und thue dir kund, daß ich am nächsten Montag aufbreche von dem Hause, wo ich mich jetzt aufhalte, und reise hin zu dem Hause, das dir wohl bekannt ist; über Nacht bin ich in dem Markte, der in deiner Nähe liegt. Nun bitte ich dich, daß du bestimmt dahin zu mir kommest, dort will ich dir auf alles antworten, was du mir entboten hast. Will dein Neffe*) auch dahin kommen, das wird mir lieb sein, um zu sehen, wie ihm sein Mund steht, aber aus keinem andern Grunde‘.

Als mir der Brief vorgelesen war, brach ich auf in der freudigen Hoffnung, die Gute zu sehen. Da ich aber hinkam, war sie leider so behütet, daß ich sie den ganzen Abend nicht sehen konnte. Das bereitete mir viel Leid. In der Nacht schlief ich nicht, des Morgens, als die Sonne aufging, ging ich zu ihrem Gesinde, ihren Rittern und

---

*) d. i. Schwestersohn, überhaupt Verwandter, Cousin.

Knappen. Sie erwiderten meinen Gruß in feiner, höfischer Weise. Darauf sang der Kaplan eine Messe. Dort wurde mir große Freude, denn ich erblickte meine Herrin. Mit großer Furcht nahte ich ihr; als mich die Gute erblickte, neigte sie sich mir, aber einen Gruß mit Worten bot sie mir nicht. Die Messe war mir gar zu kurz; was man sang oder las, davon vernahm ich freilich nichts: ich sah nur sie, das reine, süße Weib. Nach der Messe ritt die Frau von dannen; ich ging zu meiner Niftel, die lachte und sah mich freundlich an. ‚Du bist ein seliger Mann‘, sprach sie, ‚meine Frau hat dir erlaubt, heute mit ihr zu reden, sie ist dir nicht übelgesinnt. Reite heute auf dem Wege an sie heran, wenn es sich fügen mag, und rede mit ihr, was du willst. Mach es aber nicht zu lang‘. Fröhlich ritt ich sogleich zu der Werten hin und sprach meinem Herzen Mut zu. Als sie mich aber bemerkte, kehrte sie sich von mir ab. Davon wurde mein Sinn so zaghaft, daß mir sogleich Mund und Zunge verstummte und das Haupt niedersank. Ein andrer Ritter sprengte zu ihr heran und furchtsam blieb ich zurück. Mein Herz strafte mich: ‚Du Verzagter, fürchtest du ein so gutes Weib? Sie hat dir, weiß Gott, nichts gethan. Weh, daß dein Mund nicht zu reden versteht. Sie muß dich ja für einen Feigling halten!‘ Da ermannte ich mich und ritt abermals zu ihr. Die Reine, Süße sah mich an und darüber erschrak ich so, daß ich wieder schwieg: der Liebe Kraft band mir den Mund. Wahrlich, ihr könnt mir glauben, ich wußte nicht, wo ich saß. Wiederum schalt mich mein Herz, und ich sprach zu ihm: ‚Siehe, mein Herz, ich weiß wahrhaftig nicht, wovon es geschieht, daß ich kein Wort zu sprechen vermag. Mir wird der Mund so mit Gewalt verschlossen, daß ich im rechten Augenblick kein Wort hervorzubringen weiß. O, ich unseliger Mann!‘ Da sah ich das werte Weib wieder allein reiten, ohne Hüter. Aufs neue ritt ich an sie heran, bleich vor Furcht. Meine Angst zu sprechen war groß. Das Herz

sprang und stieß an meine Brust und rief: ‚Nun sprich! nun sprich! nun sprich! da niemand dich hindert‘. Wohl zehnmal that ich den Mund auf, um sie anzureden, aber die Zunge lag darnieder und wollte kein Wort hervorbringen. Und wieder blieb ich zurück wie früher, ohne zu ihr auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Wohl fünfmal bin ich den Tag über so an sie herangeritten — doch will ich davon nichts mehr sagen.

Als die Tagereise ein Ende nahm, hob man die Frauen von den Rossen. Ich bat, mir das Hebeisen*) zu geben, und hob viele Frauen herab. Noch hielt sie dort, die Falschesfreie, auf ihrem Pferde, neben ihr standen viele Ritter und Knappen, mit denen sie ihren Scherz trieb. Als ich mit dem Hebeisen zu ihr kam, sprach sie: „Ihr seid nicht stark genug, Ihr könnt mich nicht abheben!‘ Über diesen Scherz wurde gelacht. Sie trat auf das Hebeisen, und als sie aus dem Sattel glitt, griff sie mir verstohlen in das Haar und brach mir, ohne daß es jemand sah, eine Locke aus: ‚Das habt dafür, daß Ihr so verzagt seid! Man hat mir nicht wahr von Euch berichtet‘. Und während die Gute zu ihren Frauen ging, stand ich in tiefem Schmerz und dachte: ‚Weh, wie ist mir geschehen! Nie gab es einen so schwachen Mann! Wie schlecht habe ich ihr gegenüber meine Ehre gewahrt! Nimmermehr wird sie mir hold, und sie hat recht, ich hab's verdient‘. So stand ich in Gedanken, bis ein Ritter mich aufforderte, meine Herberge aufzusuchen. Da ritt ich in die Stadt und bat Gott fleißig, er möchte mir das Leben nehmen und alles, was er mir je gegeben habe. Ich barg mich in einer abseits gelegenen Kammer und versicherte den Leuten, ich sei krank. Und so war es auch wirklich. Der Leib schmerzte mich überall, mein Herz litt große Not, ich wand mich hin und her und hätte

*) ein eiserner Bügel, in welchen man die Frauen beim Absteigen vom Pferde treten ließ.

beinahe den Verstand verloren. Und ich rief: ‚O weh! o weh! o weh! Warum ward ich je geboren? Freude und Ehre ist dahin! Und sollte ich tausend Jahre leben, nimmer würde ich wieder froh!‘ So verbrachte ich klagend die Nacht. Bald saß ich, bald lag ich, bald stand ich, bald ging ich, ich wand mich dorthin, ich wand mich hierhin und rang die Hände.

Am Morgen fand mich so einer meiner Verwandten und fragte, was mir fehle. Er ging, einen Arzt zu holen, unterdessen aber ließ ich mir mein Pferd bringen und sprengte, von einem Knecht begleitet, wie ein tobender Mann zu der Stätte, wo ich die Gute Tags vorher verlassen hatte. Als ich dahin kam, ritt mir die Holde, in eine Reisekappe gehüllt, auf der Straße gerade entgegen. Da sie mich sah, neigte sie sich, und jetzt schwieg ich nicht mehr. ‚Gnade meine Herrin!‘ rief ich aus, ‚seid mir gnädig um Gottes und Eurer Herrlichkeit willen, mit der Euch Gott so reich geschmückt hat! An Euch hängt meines Lebens Glück und all meine Freude. Wahrlich, ich habe Euch gedient seit der süßen Stunde, da ich zuerst Euch sah, und in Treue dien' ich Euch noch. Herrin aller meiner Freude, laßt mich Euer Ritter sein und gestattet mir, Euch zu dienen. Um Eurer edlen Tugend willen gedenkt daran, daß ich nie und nimmermehr Lieberes zu gewinnen wüßte, als Euch, reines, süßes, seliges Weib. Um Eurer Tugend, um Eurer holden, hochgepriesenen Jugend, um Eurer hehren Seligkeit willen höret mich. Denkt an meine Beständigkeit und Treue, laßt mich den Lohn empfangen dafür, daß Ihr mir die Schönste und Teuerste seid unter allen Frauen. Nach Eurer Gnade verfahrt mit mir, ich diene Euch immer in allen Dingen. Gern will ich um Euretwillen Leib und Seele wagen in ritterlicher Arbeit; bis ans Ende meines Lebens soll, muß, will ich gerne in allem Ritterdienst Euch ergeben sein‘. ‚Schweigt‘, entgegnete sie, ‚Ihr seid kindisch und in so großen Dingen unverständig. Laßt Eure Rede,

wenn Euch meine Huld lieb ist, und reitet von mir hinweg. Euer Sinn ist noch gar zu thöricht und unerfahren. Euer Reden schadet Euch nur und wird Euch nimmer nützen'. ‚Liebe Frau,' sprach ich, ‚Ihr redet die Wahrheit. Freilich bin ich noch zu thöricht und unerfahren dazu, mit Euch so zu reden, wie ich's gern möchte. In anderen Dingen bin ich wohl so erfahren, daß ich als der besten Ritter einer gelte. Und Euch in Treue zu dienen, dazu bin ich nicht zu schwach.' ‚Geht von mir,' erwiderte sie, ‚das ist mein Rat. Wenn Ihr bei Sinnen seid, so hört auf, mit mir zu flüstern. Ihr wißt wohl, ich bin immer von Hütern umgeben. Hat jemand Eure Reden mit mir vernommen, daraus entspringt Schaden. Laßt mich in Ruhe, Ihr seid ein lästiger Gesell.'

Damit wandte sie sich und rief einen Ritter heran mit den Worten: ‚Reitet auch her zu mir! Es ist nicht gut, wenn an meiner Seite nur ein Ritter reitet. Sorgt dafür, daß das nicht wieder geschieht. Es steht euch allen übel an, wenn nur einer mich begleitet.' Ich stimmte sofort mit ein: ‚Sie hat Recht, es ist in der That eine Ungehörigkeit.' Sogleich sprengten mehr als sechs Ritter herbei, und mein Gespräch mit ihr hatte ein Ende. Ich nahm Urlaub und ritt von dannen. Frohen Mut trug ich im Herzen, denn mich deuchte, es wäre mir gut gelungen, hatte ich doch meiner holden Herrin einen Teil meiner Gedanken gesagt. Den Sommer über ritt ich nun im Lande umher und suchte Ritterschaft, so wie ein echter Frauenritter soll. Manchen Gegner hob ich da in rechter Tjost aus dem Sattel. Bald kam der Winter, da dichtete ich ein Lied und ein Büchlein, das sandte ich meiner Niftel. Die schickte es durch einen Boten der Herrin, der ich diente. Die Gute kannte den Boten und hieß ihn willkommen. Er gab vor, er bringe ein Gebetbuch, das sie zur Nacht lesen solle. Als sie nun das Büchlein zur Hand nahm, da meinte sie ein Gebet darin zu finden, aber sie mochte bald hier, bald dort

lesen, sie fand nur lauter süße Worte.*) Als sie das Büchlein gelesen, übergab ihr der Bote noch einen Brief, welcher ein Liebeslied enthielt. Sie hieß den Boten auf ihrem Schlosse bleiben und las den Brief allein für sich in ihrem Gemache.

Zwei Tage mußte der Bote dort bleiben, dann entließ sie ihn und gab ihm das Büchlein wieder mit. ‚Nimm das Büchlein,‘ sprach sie, ‚und bringe es deiner Herrin zurück. Ich habe oft darin gelesen, es steht in der That ein gut Gebet darin, aber behalten will ichs doch nicht.‘ Der Bote brachte darauf das Büchlein meiner Niftel wieder. Als sie es aufthat, fand sie mehr darin geschrieben, als früher. Sofort sandte sie mir es zu. Da ward mein Herz froh, vielleicht entbot mir die Gute freundlichen Gruß. Leider war aber mein Schreiber nicht bei mir, der mir meine vertrauten Briefe vorlas und schrieb. Daher mußte das Büchlein zehn Tage lang ungelesen bleiben. Es kam aber die ganze Zeit hindurch nicht aus meinem Busen. Nachts, wenn ich schlief, lag es nahe bei mir; wähnte ich doch, es enthielte etwas,

*) Das gereimte Büchlein besteht aus einem Gespräche des Dichters mit dem Büchlein, seinem treuen Boten, und aus der Botschaft, welche das Büchlein auszurichten hat. Der Dichter schärft dem Büchlein ein, sich artig zu betragen, wie es höfische Sitte verlange, und für seine Liebe bei der Herrin geschickt zu werben. Das Büchlein antwortet und giebt seiner Angst Ausdruck, es möchte von Spähern entdeckt und so zu Spotte werden. Wie dürfe es wagen, reine Frauenhand anzurühren. Zürne die Herrin über die Botschaft, so möchte das Büchlein wohl gar das Leben verlieren, dann möchte es auf einem Rost verbrannt oder in tausend Stückchen zerschnitten werden. Der Dichter tröstet das Büchlein: Wer sollte wohl seinen lieben Boten gerne in den Tod senden? Er möchte lieber selbst das Büchlein sein. Wie werde ihre weiße Hand dasselbe wenden, wie werde sie ihre heimlich spielenden Augen und ihren roten Mund demselben zukehren. Sei er an des Büchleins Platze, dann wollte er von dem roten Munde sich einen Kuß stehlen. Nun tritt das Büchlein seine Fahrt an und erbittet für seinen Absender in zierlicher Rede die Gnade der edlen, reinen Frau, zu der es gesandt wird.

das mein Sehnen stillen würde. Endlich kam mein Schreiber, und ich bat ihn, das Büchlein zu lesen. Da war aber zuletzt folgendes hinzugeschrieben:

„Es redet mancher Mann,
Was ihn sein Herz nicht lehren kann,
Weil er von fremden Dingen
Hofft Freude zu gewinnen.
Wer das begehrt, was er nicht soll,
Der hat sich selbst versaget wohl.
Wer das begehrt, was er nicht soll,
Der hat sich selbst versaget wohl.
Wer das begehrt, was er nicht soll,
Der hat sich selbst versaget wohl."

Als mir das vorgelesen ward, da ward mir weh, und mein Herz stand voll Trauer. Mein ganzer Leib schmerzte mich, und ich sprach: ‚Immer zu! Was mir die Reine, Süße auch thut, das muß mich alles gut dünken. Was sie immer zu mir spricht, für alles muß ich ihr danken. Sie thue mir übel oder wohl, ich will ihr immer dienen.‘

Im folgenden Jahre (1224), um die Zeit der Fasten, kam die Nachricht, der Markgraf Heinrich von Istrien wolle den Fürsten von Kärnthen angreifen. Als das Leopold von Österreich vernahm, sandte er Boten an beide mit der Bitte, daß sie ihn als Vermittler annehmen möchten. Sie gewährten seine Bitte, und nun lud Leopold die Fürsten zu einer Zusammenkunft nach Freisach ein. Im Mai, als der Wald wieder in grünem Laube stand und die Heide ihr wonnigliches Sommerkleid angelegt hatte, fand dieser Fürstentag statt. Mit meinem Bruder Dietmar von Lichtenstein ritt ich dahin, um dort, wo so viele Ritter zusammenströmten, zu Ehren edler Frauen der Ritterschaft zu pflegen. In einer Waldlichtung (in einem Forest, d. i. Forst, Hain, woher dieses Ritterspiel auch Forestieren genannt wurde) vor der Stadt, wo die Fürstensprache stattfinden sollte, schlugen wir unser Lager auf und luden durch Boten jeden Ritter ein, mit uns eine Lanze zu brechen.

Viele Fürsten, Grafen, Freie, Herren*), Dienstmannen und Ritter, von letzteren allein über sechshundert, kamen nach Freisach und fanden dort ritterliche Herberge. Am Morgen, da die Sonne aufging, zogen viele gegen uns heraus aufs freie Feld mit manchem leuchtenden Banner und schönem Helmschmuck. Die Kroierer (Ausrufer) liefen hin und her und schrieen: ‚Wo nun, wo nun, wo ist ein Ritter, der zu tjostieren begehrt? Der soll herkommen, her, her!‘ Wir bestiegen unsere Rosse, und das Speerbrechen begann. Manches Bein wurde da geklemmt, mancher Ritter stürzte bewußtlos zur Erde nieder, viele verloren auch ihre Rosse und mußten Spott erdulden. Den ganzen Tag währte die Ritterschaft, mancher stach nur um der Ehre willen, mancher zum Ruhme edler Frauen, einige um Gut zu gewinnen, andere um sich zu üben. Am Abend lagen viele zerbrochene Speere am Boden und auch mancher Ritter war im Laufe des Tages herabgestürzt, der nun der Ruhe und Pflege bedurfte. Die Ritter begaben sich in ihre Herberge und wir suchten unser Zelt auf. Dreißig Speere hatte ich verstochen. Am andern Morgen ganz früh begann das Stechen von neuem, ich nahm anfangs in meiner gewohnten Rüstung daran teil, dann aber stahl ich mich hinweg in mein Zelt, um einen kleinen Maskenscherz auszuführen. Ich legte einen Waffenrock von grünem Sammet an, nahm einen grünen Schild, grünen Helm, zwölf grüne Speere, auch die Decke meines Pferdes war grün. Zwölf ebenso in Grün gekleidete Knechte mit grünen Schilden und Speeren und mit Pferden, die von grüner Decke umhüllt waren, begleiteten mich. So ritt ich in die Kampfebene hinab, wo wohl hundert Ritter ihre Speere gegen einander brachen. Unter großem Lärm ritt

*) Eigentlich waren nur die Adligen Herren; aber auch jeder Ritter wurde Herr und Ihr genannt, während die Knappen mit Gesell und Du angeredet wurden. Es gab also wirkliche Herren (die Adligen) und bloße Titularherren (die niederen Dienstmannen und die Ritter von ursprünglich bürgerlicher Abkunft).

ich heran, die Kroierer schrieen vor mir her. Niemand erkannte mich, und mein Bruder sogar wollte mit mir die erste Lanze brechen. Ich aber wandte mich zur Seite und rannte gegen einen andern, der traf mich in das Kollier und ich ihn an den Helm. Die Splitter von beiden Speeren flogen hoch empor, zehn Speere verstachen wir so. Noch andere Ritter rannten gegen mich an, wie stiebten da die Speere in Stücken. Oft mußte ich rufen: Sperâ sper! und meine Knappen reichten mir neue. Endlich sprengte ich wieder von dem Felde hinweg, legte an verborgener Stätte die grüne Kleidung ab und kam in meiner gewohnten Rüstung wieder auf den Kampfplatz zurück. Niemand wußte, wer der grüne Ritter gewesen war, und viel wurde da gesprochen von dem maienfarbenen Waffenrock.

Zehn Tage*) hindurch dauerten diese Ritterspiele, und vor lauter Speerstechen kam man nicht zu dem eigentlichen Geschäft. Die Fürsten drangen in Leopold, doch dem Tjostieren Einhalt zu thun und die Verhandlungen zu beginnen, aber er konnte die Ritter nicht dazu bringen, aufzuhören. Da veranstalteten die Fürsten, um ein Ende zu machen, einen großen Turnei, an dem sie selbst sich beteiligten. Sofort hörte das Tjostieren auf, und alles rüstete sich zum Turnei. Die prächtigsten Gewänder wurden da hervorgesucht, silberner und goldener Schmuck wurde nicht gespart. In trefflicher Weise wurde die ganze Ritterschar in zwei Parteien abgeteilt. Auf der einen Seite befanden sich Leopold von Österreich mit hundert Rittern, Markgraf Diepolt mit zwölf Rittern, Graf Albrecht von Tyrol mit vierzig, Graf Haug von Taufers mit dreiundzwanzig, der Vogt von Lengenbach mit zweiundzwanzig, der von Mureck mit vierzig, Herr Hadmar von Künring mit einunddreißig, Herr Hermann von Kranichsberg mit zwanzig, Wolfger von Gors mit zwölf Rittern. Auf der andern Seite standen Markgraf Heinrich von

*) Vom 1.—10. Mai 1224.

Istrien mit sechzig Rittern, der Fürst von Kärnthen mit fünfzig, der Graf von Görz mit fünfundfünfzig, der Graf von Heunburg mit zweiunddreißig, der Graf von Liebenau mit fünfundzwanzig, Graf Hermann von Ortenburg mit acht, der von Ort mit sechsunddreißig, Wölfing von Stubenberg mit vierunddreißig Rittern. Auf jeder Seite waren also dreihundert Ritter mit ihren Führern.

An einem Montage war es früh, als die Sonne aufging, da hielt man eine feierliche Messe. Darauf erhob sich großer Lärm in den Straßen. Posaunen, Hörner und Flöten ertönten, und die Kroierer riefen durch die Straßen: ‚Zieht aus, zieht aus, edle Ritter, zieht aus mit Freuden auf den Kampfplatz, wo die um Minne Werbenden schönen Preis finden!‘ Mit lautem Schalle zogen wir auf den Kampfplatz. Das ganze Turnierfeld strahlte im schönsten Glanze. Leuchtende Banner wehten, die Speere glänzten, die Helme blinkten und die Schilde funkelten; Waffenrock und Helmschmuck stritten mit dem Glanze der Sonne. Nun ritten die einzelnen Haufen der beiden großen Scharen gegen einander, mit Sporen wurden die Rosse angetrieben, die Speere und Schilde krachten, die Schwerter klangen auf den Helmen. Eine Schar drang durch die andere hindurch, schwenkte und durchritt aufs neue den gegendringenden Haufen. Manchem schwollen die Kniee an, mancher erhielt Beulen und Wunden, manches Roß, mancher Mann stürzte zu Boden und wurde von den Nachreitenden getreten. Manchem wurde der Helm genommen, viele wurden auch gezäumt*), man drängte sich um einzelne, um sie als Gefangene abzuschneiden. Hundert und mehr thaten sich da im Kampfe hervor, anderthalb hundert aber verloren ihre Rosse und wurden gefangen. Von mir selbst will ich weiter

*) d. h. es wurde ihnen der Zaum aus der Hand gerissen, und sie wurden nun mit ihren Rossen unter Schlägen und Hieben als Gefangene aus den Schranken geführt.

nichts sagen, als daß ich weder der Beste noch der Böste war. Der Turnei dauerte den ganzen Tag; als sich der Abend herabneigte, da banden wir die Helme ab und ritten in in unsere Herbergen zurück. Manch schönes Bad war da bereitet, man verband und salbte dem einen die Arme, dem andern die Kniee; mancher schlief wie tot, und mancher dachte: ‚Weh, wie schlecht hast du dich heute gehalten!' Die, welche gefangen waren, mußten am andern Tage die Juden aufsuchen, um gegen kostbare Pfänder Geld zu erhalten. Die aber Gut gewonnen hatten, waren frohen Mutes. Nun kam endlich auch die Fürstensprache zu stande; Leopold von Österreich versöhnte den Markgrafen von Istrien mit dem Fürsten von Kärnthen, drei Tage beriet man, dann ritten die Fürsten wieder von dannen. Auch ich schied frohen Sinnes und ritt zu meiner Niftel. Diese sandte zu meiner Herrin und teilte ihr mit, daß sich niemand zu Freisach besser gehalten hätte als ich. Ihrem Briefe legte sie folgendes Lied bei, das ich zu Freisach gedichtet hatte:

Eine Tanzweise.

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein.
Auf der Heide Blumen schöne
Blühen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut,
Und ich denk an ihre Güte,
Die erhebet mein Gemüte,
Wie der Traum den Armen thut.

Hoch und herrlich ist mein Streben
Hin zu ihr! Daß mir's gelinge!
Möcht' ein gut Geschick es geben,
Daß in ihr ich Glück erringe!
Immer hoff und denk ich so.
Wird sie endlich mich erhören
Und mir nicht den Wahn zerstören,
Der mich macht von Herzen froh?

Ach, die Süße, Falschesfreie,
Die nie Übles hat gethan,

Eh' sie mich dem Unglück weihe,
Laß sie lieber mir den Wahn.
Daß ich immer fröhlich sei,
Daß ich weinend nicht erwache,
Daß ich ihr entgegen lache,
Die mich macht von Kummer frei.

Wünschen und ein süß Gedenken
Ist die höchste Freude mein.
Will sie holden Trost mir schenken,
Nun, so lasse sie mich sein
In Gedanken stets bei ihr.
Das giebt Wonne mir und Leben!
Will die Holde das mir geben,
Sel'ge Freude giebt sie mir!

Sel'ger Maie, du alleine
Spendest Freude aller Welt.
Aber mir, mir giebst du keine,
Und die Welt mir nicht gefällt.
Wie mögt ihr mir Freude geben,
Wenn nicht sie, die Holde, Gute,
Tröstet mich in meinem Mute?
Ihr allein nur muß ich leben!

Während ich wieder ins Land ritt, um zu turnieren nach Ritters Sitte, überbrachte ein Bote mein Lied und den Brief meiner Niftel der Herrin meines Herzens. Als diese beides gelesen hatte, schrieb sie wieder einen Brief an meine Niftel und gab ihn dem zurückkehrenden Boten mit. Den Brief sandte mir meine Niftel zu, er enthielt folgendes:

‚Du lobst mir deinen Neffen sehr,
Das kommt wohl von Verwandtschaft her.
Denn Fremde loben mir ihn nicht,
Drum hat dein Lob auch kein Gewicht.
Und willst du gar zu sehr ihn loben,
So wähne ich, du wollest toben.‘

Als mir der Brief vorgelesen war, da schämte ich mich der Botschaft und dachte: ‚Ich muß mir noch durch Ritterschaft bei ihr hohes Lob erringen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben sind verloren.‘ Und ich ritt weit in die Lande; überall, wo jemand Ritterschaft übte, da sah man auch mich,

ich verzehrte mein Gut und wagte willig den Leib. Als der Sommer so vergangen war und die Vöglein schwiegen, kam ich wieder zu meiner Niftel und klagte ihr mein Leid. Die aber sprach: ‚Ich kann keinen Boten mehr zu deiner Frauen senden; sie hat es mir verboten, sie fürchtet, man möchte es merken. Glaube mir, sie haßt dich nicht, aber sie ist zu sehr von Hütern umgeben. Darum suche dir einen andern Boten.‘ Ich dankte meiner Niftel für alles Gute, was sie mir gethan, und schied von ihr. Den Winter hindurch ritt ich im Lande umher, Frauen zu sehen und einen Boten zu suchen, den ich ihr hätte senden können. Aber mein Suchen war vergeblich. Bald aber war der Sommer wieder da, ich legte meinen Waffenrock wieder an und nahm um meiner Herrin willen an verschiedenen Turnieren teil, zu Kärnthen, zu Krain, zu Triest und zu Brixen.

Dort zu Brixen wurde mir ein Finger aus der Hand gestochen, daß er nur noch an einer dünnen Faser hing. Die Ritter beklagten mich sehr, aber um meiner Herrin willen litt ich's gern. Ein Meister in Brixen verband mir den Finger, aber so schlecht, daß nach sechs Tagen die Wunde ganz schwarz geworden war. Zornig ritt ich nach Botzen, um einen besseren Heilkünstler aufzusuchen. Unterwegs dichtete ich ein Lied, eine Tanzweise, und vergaß darüber kurze Zeit meinen Schmerz. Der Meister in Botzen, den man mir sehr gerühmt hatte, verband meine Wunden aufs neue. Während ich dort sieben Tage auf dem Krankenlager zubrachte, sandte mir eine Frau ihren Boten und ließ mir sagen, sie habe gehört, daß ich den Frauen in treuem Dienste ergeben sei, jedes werte Weib müsse daher an meinem Schmerze teilnehmen; sie sende mir hier vier Büchlein; damit solle ich mir die Weile kürzen. Des andern Tages kam der Bote wieder und brachte mir eine Singweise, die noch ganz unbekannt in deutschen Landen sei, ich solle ihr ein deutsches Lied dazu dichten. Ich lernte sogleich die Weise und sang darin ein Lied von der Würde der

Frauen. Das ließ ich aufschreiben und sandte es ihr durch den Boten, der so lange gewartet hatte. Zum Danke sandte sie mir ein Hündlein, so schön, wie ich noch nie eins sah.

Um dieselbe Zeit war ein Turnei zu Freisach, ein Bote brachte mir Nachricht davon. Der Meister erlaubte mir, dahin zu reiten und den Turnei mit anzusehen. Wohl dritthalb hundert Ritter waren dort versammelt; da ward ich traurig, daß ich nicht mit turnieren konnte und dachte darauf, den Turnei zu hindern. Ich nahm daher das schöne Hündlein, Gürtel, Ringe und Spangen, was alles zusammen etwa dreißig Mark*) wert war, und gab vor, ich sei von einer Frau abgesandt, die diese Kostbarkeiten als Preis aussetze. Da entstand unter den Rittern solcher Neid und solche Eifersucht, daß aus dem Turnei gar nichts wurde, weil man alles, was in Bezug auf den Turnei bereits festgesetzt war, wieder umstieß und sich nicht einigen konnte. Darauf ritt ich zurück in das Land, wo meine Herrin wohnte. Noch immer hatte ich keinen Boten gefunden. Von Liebessehnsucht war mir weh, dazu schmerzte mich mein Finger. Da traf ich einen Knappen, der mich von früher her kannte. Er beklagte meinen Finger und erzählte mir, daß er längst wisse, wer meine Herrin sei, und daß er auch in Erfahrung gebracht habe, daß sie mich nicht hasse. Und er nannte mir ihren Namen. Da sank mir vor Schreck mein Haupt nieder, mein Herz seufzte und mein Mund schwieg. ‚Sage mir, Geselle,‘ rief ich, ‚wer hat dir ihren Namen kundgethan? Ich will mich schämen, wenn ich die Schuld tragen sollte, daß du denselben erfahren hast. Dann soll sich meine Herrin mit Recht von mir abkehren.‘ Der Knappe versicherte mir, daß ich unschuldig daran sei, und ich bat ihn, mein Bote zu sein. Er erklärte sich bereit und versprach mir Treue.

Nun sandte ich durch ihn meiner Herrin die Nachricht,

*) d. i. nach unsrer Rechnung 1200 Mark.

daß ich um ihretwillen einen Finger verloren habe, daß ich aber diesen Verlust mit Freuden trüge; sie solle nun endlich meinen Dienst annehmen und mich ihren Ritter sein lassen. Auch ein Lied schickte ich mit, das der Knappe ihr vorsingen sollte. Wiederum aber ließ die Herrin mir sagen, wenn mir mein Leben und meine Ehre lieb sei, so solle ich von ihrem Dienste ablassen, ich sei ein thörichter Mann, daß ich auf einen Wahn hin ihr diene, der einem Könige zuviel wäre; nie sei ein Mann geboren worden, von dem solche Rede sie nicht erzürnen würde. Ich aber verzagte nicht, sondern dachte bei mir: ‚Wenn ich jetzt ihren Zorn verdient habe, so will ich ihr nun besser dienen, um vielleicht doch noch ihre Huld zu erwerben. Sollte mich ein Wörtlein von meinem Dienste vertreiben, so hätte ich weder guten Sinn noch Mannesmut.‘ Darauf fuhr ich gen Rom, und der Knappe, welcher mir als Bote gedient hatte, begleitete mich. Dort blieb ich sechzig Tage; nach Ostern*) schied ich von da und dichtete unterwegs ein neues Lied von meiner Frauen.

Den Sommer hindurch turnierte ich oft in Steierland zu Ehren meiner Herrin. Als der Winter kam, sandte ich meinen Boten zu ihr mit einem Lied und ließ ihr sagen, daß ich ihr noch immer in treuem Dienst ergeben sei, und daß sie treueren Dienstmann nicht gewinnen könne. Sie antwortete dem Boten: ‚Seine Lieder sind gut, aber ich werde dem Sänger immer gram sein, so lange er seine Rede nicht läßt. Dazu hat er mir gelogen, er habe seinen Finger verloren, aber er hat ihn ja noch. Nun fahre hin, Bote, und komme mir nicht wieder vor die Augen!‘ Als mir der Bote diese Antwort überbrachte, beschloß ich, meinen Finger, der ja doch ein wenig krumm stand, abschlagen zu lassen und ihr zu senden. Darauf ging ich zu einem biedern Manne, Ulrich von Hasendorf, welcher mir jederzeit zu Dienst bereit war.

---

*) 19. April 1226.

Den bat ich, mir den Finger abzuschlagen. Er weigerte sich anfangs, doch endlich gab er meinem Bitten nach. Ich nahm ein Messer, setzte es auf meinen Finger und sprach: ‚Nun schlage zu!‘ Er schlug, und der Finger sprang ab; kräftig blutete die Wunde. Nun dichtete ich ein Büchlein, das wurde in grünen Sammet gebunden, und ein Goldschmied wirkte zwei goldne Decken darüber. Statt des Schlosses wurden zwei kunstvoll gearbeitete Händlein angebracht und darein wurde der abgeschlagene Finger meisterlich gefügt. So sandte ich dies Büchlein durch meinen Boten der Herrin meines Herzens.

Als sie den Finger sah, sprach sie: ‚O weh, das hätte ich nimmer geglaubt, daß je ein verständiger Mann so thöricht wäre, sich selbst so etwas zuzufügen!‘ Da sie das Büchlein gelesen hatte, sagte sie dem Boten: ‚Geselle, was soll ich dir noch sagen? Mir thut das Sterben des Fingers weh, doch nicht etwa, weil ich deinen Herrn liebte, sondern nur, weil er sagt, er habe ihn durch meine Schuld verloren. Nun reite hin und sage deinem Herrn, er möchte nur fürderhin den Frauen noch besser dienen, als da er den Finger noch hatte. Ich will den Finger in meine Truhe legen, wo ich ihn alle Tage sehe. Aber dein Herr soll darin nicht etwa ein Zeichen sehen, als ob mir sein Dienst auch nur um ein Haar besser gefiele als früher. Wahrlich, ich schwöre: und wenn er mir auch tausend Jahre diente, so wäre sein Dienst ganz verloren.‘ Mit solcher Rede kam der Bote zu mir. Ich ward von Herzen froh, daß sie den Finger dort behalten hatte; wurde sie doch durch denselben immer an mich erinnert. Nun beschloß ich zu Ehren meiner Herrin eine neue, seltsame, große Ritterfahrt zu unternehmen. Ich wollte als Frau Venus durch die Lande ziehn in ritterlicher Weise. Den Winter über verbarg ich mich in Venedig und bereitete heimlich alles für diese ritterliche Fahrt vor. Keiner der Ritter sollte erfahren, wer die Königin Venus sei. Vorher sandte ich aber zu meiner Herrin und bat sie, mir diese

Fahrt in ihrem Dienste zu gestatten. Sie ließ mir sagen, die Fahrt sei gut und löblich, ich solle aber nur nicht von derselben erwarten, daß sie mich in ihrer Gunst fördern werde.

Fröhlich ging ich nun ans Werk. Bald war ich in Venedig und nahm Herberge. Prächtige Frauengewänder ließ ich mir dort herstellen: zwölf Röcke und dreißig Frauenärmel. Zwei schöne Zöpfe, mit Perlen wohl bewunden, kaufte ich; drei weiße Kappen aus Sammet wurden angefertigt. Die Sättel waren silberweiß, kostbar die Zäume. Mein Helm war weiß, mein Waffenkleid war ein schönes weißes Frauengewand, auch mein Roß wurde mit einer weißen Decke bekleidet. Hundert silberweiße Speere ließ ich für mich fertigen. Zwölf Knappen wurden in schneeweiße Gewänder gekleidet, alles, was sie an sich trugen, war gleichfalls schneeweiß, sie sahen aus wie weiße Schwäne. Als alles bereitet war, sandte ich durch einen Boten einen Brief in alle Länder,*) die ich auf meiner Fahrt zu berühren gedachte. ‚Die werte Königin Venus,‘ so begann der Brief, ‚die Göttin über die Minne, entbietet allen Rittern zu Langobarden, Friaul, Kärnthen, Steier, Österreich und Böhmen ihre Huld und ihren Gruß und thut ihnen kund, daß sie um ihrer Liebe willen zu ihnen fahren will und will sie lehren, auf welche Weise sie werter Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen. Sie thut ihnen kund, daß sie sich am nächsten Tage nach St. Georgen zu Meisters aus dem Meere hebt und von da nach Böhmen fährt in folgender Weise. Welcher Ritter ihr entgegenkommt und einen Speer im Kampfe mit ihr bricht, dem giebt sie zu Lohn einen goldnen Fingerring; den soll er senden dem Weibe, das ihm die liebste ist. Der Ring hat die Kraft, daß die Frau, der man ihn sendet, immer desto schöner sein muß und daß sie ohne Falsch minnen muß den, der ihr den Ring gesandt. Sticht Frau Venus

*) 25. März 1227.

irgend einen Ritter nieder, der soll sich nach den vier Enden der Welt neigen einem Weibe zu Ehren. Wird aber sie selbst von irgend einem Ritter herabgestochen, der soll alle Rosse haben, welche sie mit sich führt.‘ Hierauf folgte eine genaue Angabe der Orte, an welchen sie innerhalb der neunundzwanzig Tage — denn so lange sollte die Fahrt dauern — sein werde. ‚Am achten Tage nach Beendigung der Fahrt,‘ so schloß der Brief, ‚wird ein großer Turnei zu Neuenburg gehalten. Welcher Ritter von ihrer Fahrt hört und nicht gegen sie reitet, den thut sie in der Minne und in aller guten Frauen Acht. Sie hat darum ihre Herberge an alle geschrieben, daß ein jeglicher Ritter wisse, wo und wann er sie am besten treffen könne.‘

Überall, wohin dieser Brief kam, waren die Ritter froh; denn die deutschen Lande standen damals so, daß niemand da ehrenreich war, der nicht ritterlich einherfuhr und um der Frauen willen hochgesinnt war. Das war damals Sitte, und es wäre gut, wenn es jetzt noch so wäre. Zur festgesetzten Zeit brach ich auf.*) Mein Marschall und mein Koch ritten mit drei Knechten vorauf; darauf folgten zwei berittne Knappen, welche ein weißes Banner führten und von Posaunenbläsern begleitet wurden. Drei Saumtiere wurden von drei Dienern, drei Rosse je von einem Knappen geführt. Jedes Roß trug einen silberweißen Sattel; meinen weißen Schild und meinen weißen, leuchtenden Helm führten die Knappen mit sich. Dann folgte ein Flötenspieler. Vier Knappen ritten dicht hinter diesem, welche jeder drei große Speere, die an einander gebunden waren, trugen. Zwei Mägde in weißen Gewändern, auch zu Roß, schlossen sich an diese an. Danach ritten zwei Fiedler, die spielten eine frohe Reiseweise. Endlich kam ich selbst. In ein Frauengewand von weißem Sammet war ich gekleidet, ich trug einen weißen, mit Perlen besetzten Hut; zwei braune Zöpfe, dick

*) Sonntag, 25. April 1227.

und lang, hingen mir bis über den Gürtel hinab. Mit lautem Schalle zog ich einher, und von allen Seiten strömten Zuschauer herbei. Überall, wohin ich kam, drängten sich die Ritter herzu, um mit mir eine Lanze zu brechen, und die ganze Fahrt hindurch nahm das Kampfspiel kein Ende, niemals aber wurde Frau Venus besiegt.

Zu Treviso wollte der Landesfürst nicht gestatten, daß irgend jemand im Turnier eine Lanze breche. Da legten die Frauen Fürsprache ein, und nun ließ der Fürst es endlich zu, daß Frau Venus in seinem Lande ihr Spiel nach ihrem Willen habe. Dort zogen auch eines Morgens zweihundert Frauen vor meine Herberge, die fragten an, wann ich zur Messe gehe. Ich legte rasch einen weißen Sammetmantel an, nahm Haube und Schleier und setzte einen Pfauenhut auf. Als ich vor die Thür meiner Herberge trat, empfing mich mancher rote Mund. ‚Gott willkommen, Königin Venus!‘ riefen sie. Zu Ehren der versammelten Frauen ritten fünfhundert Ritter einen Buhurt. Dann ging ich zur Messe, und die Frauen folgten mir. Eine Gräfin hob mir mit ihrer weißen Hand ein wenig den Mantel und zeigte mir so, wie ich zur Kirche gehen müsse. Beim Friedenskusse vergaß ich, den Schleier vorher zu lösen, die Gräfin sagte mir das, und obwohl sie daraus gemerkt hatte, daß ich ein Mann sei, ließ sie sich doch von mir den Friedenskuß geben. Von dem süßen Kusse ward mein Herz froh und hochgemut; denn es ward nie etwas so Holdes, als der Kuß einer reinen, hochgebornen Frau, die roten Mund und schönen Leib hat.

Zu Villach fand ich eines Morgens unter meinen Kleidern ein fremdes Röcklein. Als ich es aufband, lag ein Gürtel, ein Schapel und eine Spange darin. Dabei lag ein deutscher Brief, der lautete: ‚Venus, edle Königin, meinen Gruß und Dienst entbiete ich Euch. Alle Frauen sollen es Euch Dank wissen, daß Ihr Frauengewand angelegt habt und damit alle Frauen ehrt. Das bringt Euch hohen Ruhm.

Diese Kleinode sende ich Euch, die sollt Ihr annehmen und sie nicht gering schätzen. Ich will Euch um meiner Ehre willen unbekannt bleiben. Wo Ihr irgend Ehre und Freude findet, des freue ich mich inniglich. Gott möge sich Eures Leibes und Eurer Ehre annehmen auf Euren ritterlichen Wegen. Mit Treue gebe ich Euch den Segen.‘

Als ich nach Glokeniz gekommen war, stahl ich mich mit einem Knechte von dannen, um meine herzliebe Gemahlin zu besuchen.*) Die Gute empfing mich so herzlich, wie eine Frau ihren lieben Mann empfangen soll. Es war ihr eine große Freude, daß ich kam, sie herzte und küßte mich. Mit Freuden pflegte ich da drei Tage der Ruhe. Am dritten Tage nahm ich Urlaub und ritt hohen Mutes weiter.

Auf dem Wege von Steiermark nach Österreich, am Piestingbache bei Solenau, ritt mir Wolfger von Gors mit großem Gefolge entgegen und bat mich, der Königin Venus als Kämmerer dienen zu dürfen. Ich nahm seine Dienste an. Desgleichen erbot sich auch der Domvogt von Regensburg als Marschall der Königin Venus an dem Zuge teilzunehmen. Kurz vor Wien widerfuhr mir große Freude. Der Knecht, der mir als Bote an meine Herrin diente, kam mir entgegen geritten. Da ich mich nicht verraten wollte, ritt ich an ihm vorüber. Er aber ritt mir nach und sang ein Lied, das mich süß und gut deuchte und mir inniglich wohl that. Das Lied zeigte an, daß er mir gute Botschaft bringe. Der Knappe sang:

‚Sprechen sollt ihr: Sei willkommen!
Der euch Neues bringet, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist ganz ein Wind! nun fraget mich!

---

*) Ulrich war verheiratet, das hinderte ihn aber nicht (nach den Sitten jener Zeit), um die Minne einer anderen Frau zu werben.

Doch ihr müßt mir danken: wird mein Lohn dann gut,
Sag ich leicht noch manches, was euch lieblich thut.'*)

Als ich dieses Lied hörte, überlegte ich hin und her, wie ich mich von meinem Gefolge trennen könnte, um den Boten heimlich zu sprechen. Da erblickte ich nahe bei der Straße eine schöne Aue, dorthin ritt ich, während mein Kämmerer verhütete, daß jemand mir nachfolgte. Auf der Aue angekommen, stieg ich vom Pferde. Mein Bote war so klug gewesen, mir zu folgen. Ich empfing ihn und hieß ihn willkommen. Aber er sprach: ,Mit bloßem Gruß begnüge ich mich nicht, das wäre für solche Botschaft zu gering. Kniet Ihr nicht sogleich vor mir nieder, so reit' ich mit meiner Botschaft wieder von dannen.' Da kniete ich zu seinen Füßen, als ob ich mein Gebet spräche. Und er sprach: ,Nun steht auf und hört meine Botschaft! Euch bietet Willkommen Eures Herzens Maienschein. Sie läßt Euch inniglich grüßen und sagt, wenn ihr freudenreich seiet, so sei sie herzlich froh. Die Schöne, Tugendreiche läßt Euch mitteilen, von Eurer ritterlichen Würdigkeit sei sie frohen Mutes, an Eurer Ehre habe sie teil und rechne es sich selbst zu Heil und Glück, was Euch an Ehren widerfährt. Habt Ihr doch um ihretwillen diese Fahrt unternommen, dadurch wird all ihr Trauern vertrieben. Sie sendet Euch diesen Fingerring, den hat sie an ihrer weißen Hand länger als zehn Jahre getragen. Fürwahr, Ihr sollt es glauben, sie ist Euch hold ohne Haß.' Freudig sank ich in die Kniee und empfing den Ring. Wohl hundertmal küßte ich ihn und rief: ,Wohl mir, wohl mir! Dieser Ring soll mir immer hohen Mut geben. Wohl mir, daß ich sie, das reine, süße, selige Weib, erkoren habe zur Herrin über mein Leben.' Darauf schied der Bote von mir, und ich kehrte wieder zu den Meinen. Einer von meinen Knechten

*) Es ist der Anfang des bekannten Liedes Walthers von der Vogelweide zum Preise deutscher Zucht und deutscher Frauen.

sprach: ‚Fraue, wo seid Ihr gewesen? Ihr versteht lange Blumen zu pflücken.‘ ‚Ich habe, entgegnete ich, ein Blümlein gebrochen, davon mein Herz immer fröhlich sein muß und das all mein Trauern heilt.‘

Als die Kunde von meinem Herannahen nach Wien kam, legten die Frauen kostbare Gewänder an, um mich würdig zu empfangen. Eine suchte die andere an Schmuck und Pracht zu überbieten, denn der Frauen Sinn ist so geartet, daß sie gern schöne Kleider haben. Und wenn auch manche sie nicht trägt, so freut sie sich doch des Besitzes, daß sie sagen könne: ‚Wenn ich wollte, so wäre ich besser gekleidet als manche, die sich gern putzt.‘ Und schön Gewand steht auch den Frauen wohl, darum soll auch ein Mann sein Weib schön kleiden und soll sie halten wie sich selbst. Als ich in Wien einritt, standen die Straßen voll schöngeputzter Frauen, das that mir so wohl, daß ich von Herzen froh wurde. Am Abend sandte ich einen Boten zu meiner Herrin und ließ ihr mitteilen, daß ich acht Tage nach vollbrachter Fahrt ihr zu Ehren einen Turnei zu Neuenburg halten wolle, sie solle mir dazu ihr Kleinod senden.

Zu Felsberg wurde ich zu einem Feste auf die Burg eingeladen, wo viele Frauen versammelt waren. Ich kleidete mich schön und ritt in hohem Mute auf die Burg. Der Wirt empfing mich wohl; die Hausfrau stieg in Begleitung vieler Frauen die Treppe herab und ging mir entgegen; ihre guten Gebärden, ihre sanften Sitten und auch ihr wonniglicher Schein thaten meinem Herzen wohl. Als ich sie gegen mich kommen sah, wollte ich um der Zucht willen auch nicht länger stehn und ging ihnen gar heiter und freundlich entgegen. Da lächelten die Frauen, daß ich es so froh und unbefangen anfing und daß ich in Weibeskleidern ging und so schön die Zöpfe zu tragen wußte. Über das alles wurde viel gelacht. Die Hausfrau sprach: ‚Frau Königin, seid mir herzlich willkommen!‘ Ich verneigte mich vor ihr mit Züchten, und alle Frauen grüßten mich. Einer

bot ich meinen Kuß, da ward sie ganz rosenrot; da kam eine andere, die ward auch rot vor Scham. Nun nahm mich die Hausfrau bei der Hand und führte mich in eine Kirche, wo eine schöne Messe gehalten wurde. Die Frauen drängten sich um mich, und ich muß sagen, es ward da Gott nicht viel gedient. Manch süßer Blick strahlte aus lichten Augen, und daß mich da die Minne nicht fing, das verhütete nur meine Treue. Hätte ich mich jemals von anderer Minne fangen lassen, so wäre es dort von einer der Frauen geschehen, aber meine Treue ließ es nicht zu. Ihre schöne Gebärde, ihr lichter Schein drang mir bis auf des Herzens Grund, ihr rosenfarbener Mund lachte mich an und sprach mir süße Worte, so daß bald alle meine Sinne gefangen worden wären, aber meine Treue sprach zu mir: ‚Wie nun? Wie nun? Was soll das sein? Wem willst du deine Herrin lassen, der nach Gott dein Leben gehört? Laß ab von solchen Dingen, ich gestatte es dir nicht!‘ Da meine Treue mich so strafte, wurde mein Herz ganz unfroh, daß ich einen Augenblick wankend geworden war, und ich dachte: ‚Ich will dieses wonnigliche Weib nicht mehr ansehen, sie hat so minniglichen Leib, daß ich nur Schaden davon haben würde, wenn ich sie länger anblicken wollte.‘ Ich hatte ganz vergessen, wo ich war, bis das Evangelium gelesen wurde, das ein andrer Geistlicher anhub. Als ich zum Opfer gehen wollte, hieß ich die Hausfrau mir voraufgehen. Aber sie sprach: ‚Wohin käme denn meine Zucht, wenn ich vor einer Königin gehen wollte?‘ Und so mußte ich zuerst zum Opfer gehen. Nach mir ging manche schöne Frau. Man lachte, daß ich so ganz wie eine Frau mich neigte und wendete, kaum händebreit war mein Tritt. Aber den Friedenskuß mochte keine annehmen, und sie sprachen: ‚Ihr sollt uns des Paces*) erlassen, da man Euch für einen Mann hält.‘ Nach dieser

*) d. i. des Friedenskusses.

Messe nahm ich Urlaub und ritt wieder in meine Herberge.

Im Böhmerlande endigte meine Fahrt. Heimlich ritt ich eines Tages von dannen, nachdem ich mein Gesinde dem Domvogt von Regensburg übergeben hatte. Ich begab mich nach Wien und verbarg mich dort drei Tage. Während dieser Zeit ließ ich mir neues Rittergewand fertigen. Dreihundert und sieben Speere hatte ich auf dieser Fahrt verstochen, und niemals hatte mich dabei ein Mißgeschick getroffen. Zweihunderteinundsiebzig Fingerringe hatte ich verschenkt, vier Ritter waren von mir aus dem Sattel auf die Erde herabgeworfen worden. Überall im Lande erscholl der Ruhm der Frau Venus, und man fragte: ‚Wohin ist die Königin gekommen, wohin?‘

Nachdem ich das Frauengewand abgelegt, zog ich acht Tage nach Vollendung der Fahrt, wie ich versprochen hatte, nach Neuenburg*). Wohl dritthalbhundert Ritter hatten sich dort zum Turnei versammelt. Am Tage nach meiner Ankunft früh morgens wurde eine Messe gehalten und der Turnei in Parteien geteilt. Die Kroierer schrieen: ‚Wappnet euch, ihr hochgemuten Ritter, wappnet euch.‘ Eben wollte ich meine Rüstung anlegen, als plötzlich mein Bote vor mich trat. ‚Herzlieber Bote, sprach ich, sei mir willkommen. Sag an, was bringst du mir Neues? Da seufzte er von Herzen und schwieg. ‚Was soll das sein? rief ich aus, sage an, was hat meine Herrin mir entboten? Dein Schweigen verkündigt mir nichts Gutes.‘ Da sprach er: ‚Herr, ich muß Euch solche Reden sagen, die ich viel lieber verschwiege. Eure Herrin läßt Euch entbieten, sie wolle Euch immer Haß tragen und Euch fürwahr nimmer hold werden. Das habt Ihr wohl verdient mit mancherlei Untreue. Sie läßt Euch weiter sagen, daß Ihr den Fingerring zurückgeben sollt, den sie Euch gesandt hat. Ich soll

*) 30. Mai 1227, zu Pfingsten.

ihn zurückbringen. Und das deshalb, weil man ihr gesagt hat, daß Ihr einer anderen Frau zu Dienst bereit seiet.'*) ,O weh, rief ich aus, o daß ich nie geboren wäre! Da mir das reine Weib feindlich gesinnt ist, was soll mir nun mein Gut, mein Leben, mein Mut und mein Leib? Ich will wie ein armer Mann zu Fuß aus dem Lande wandern dahin, wo mich niemand kennt.' Und ich weinte wie ein Kind, ich rang meine Hände, und meine Glieder krachten vor Jammer, wie wenn man dürres Holz zerbricht. Als ich so klagte, trat mein Freund, der Domvogt, zu mir. Er sprach mir gütlich zu, und da ich nicht aufhörte zu klagen, weinte er mit mir, als ob ihm sein Vater gestorben wäre, ohne doch zu wissen, warum ich weinte. Da schrie ich laut vor Jammer und bat Gott, mir den Tod zu geben. Während wir beide so jammerten trat mein Schwager, Heinrich von Wasserberg, herein. Zornig rief er aus: ,Was soll das sein? Ihr weint ja wie arme und verwaiste Kinder und wie kranke, schwache Weiber! Soll ein Ritter so weinen? Nein, das schwächt das ritterliche Ansehen, Ihr müßt Euch beide dessen immer schämen.' Darauf schickte er den Domvogt hinaus, schloß die Thür zu und sprach zornig zu mir: ,Ihr böser Mann, pfui, pfui, wie gebärdet Ihr Euch! Wenn das die Frauen erfahren, so hassen sie Euch auf immer. Sagt mir, was für ein Leid ist Euch widerfahren?' Da ichs ihm nicht offenbarte, fuhr er fort: ,Ich weiß wohl, was Euch geschehen ist. Die Frau, der Ihr Euer Leben lang gedient habt, hat Euch ihre Huld versagt. Hab ich's nicht erraten?' Als er diese Rede sprach, brach mir das Blut aus Mund und Nase. Da rief Heinrich aus: ,Viel süßer Gott, ich lobe dich, daß du mich vor meinem Tode den Mann hast sehen lassen, von dem ich mit Wahrheit sprechen

*) Das zielt nicht auf Ulrichs Gemahlin; die Gattin stand außerhalb des ritterlichen Dienstes. Es waren vielmehr seiner Herrin wohl Nachrichten über die Vorgänge in Felsberg zugegangen.

mag, daß er ein Weib treu und ohne jedes Wanken liebt.' Dazu kniete er nieder und streckte seine Hände dankend empor. Dann ging er zu mir und umfing mich mit seinen Armen. ‚Sei gutes Muts, sprach er, ich kenne die Sitten der Frauen tausendmal besser als du. Deine Herrin will dich nur versuchen, ob du ihr unter allen Umständen treu seiest. Und wenn du deine Treue bewahrest, so widerfährt dir binnen kurzem Liebes von ihr. Darum sei frohen Herzens und laß das Trauern sein. Einen traurigen Dienstmann mag keine Frau haben, nur recht heitres, frohes Wesen behagt ihnen wohl.' Auf sein Zureden ließ ich mich endlich von ihm zum Turnier wappnen; er band mir den Helm auf, führte mich zu meinem Roß und gab mir den Schild in die Hand.

Nachdem das Turnier vorüber war, dichtete ich ein Lied von meiner Frauen und sandte meinen Boten mit demselben zu ihr. Dieser berichtete meiner Herrin, welch' verzweifelten Schmerz mir die Botschaft von ihrem Zorn bereitet habe. Aber sie wußte das alles schon; ihr eigener Bote, den sie heimlich zu mir gesandt, hatte mein Weinen und Klagen durch eine Lücke in der Wand beobachtet. Nachdem sie das Lied gelesen hatte, das ihr mein Bote überreichte, sprach sie: ‚Nun reite hin zu deinem Herrn und sage ihm: ich wolle ihn gern sehen. Er soll am nächsten Sonntag früh in Gestalt eines Aussätzigen zu mir kommen und sich unter die Kranken und Bettler mischen.*) Sage ihm aber auch, daß ich ihm aus keinem anderen Grunde gestatte zu mir zu kommen, als um ihn selbst zu bitten, daß er mich nun endlich seines Dienstes frei lasse.' Diese Botschaft überbrachte mir mein Bote; er fand mich aber nicht gleich, da ich aus Ungeduld den Ort verlassen hatte, wo ich ihn eigentlich er-

*) Edle Frauen erzeigten Kranken und Bettlern mancherlei Wohlthaten, sie gaben ihnen Speise, Trank, Kleidung; zu bestimmten Stunden versammelten sich daher solche Notleidende vor der Burg.

warten wollte. Erst am Freitag Abend erhielt ich die Botschaft. Ich mußte daher eilen, um am Sonntag früh vor der Burg meiner Herrin zu sein; vierzig Meilen war ich von ihr entfernt. Am Samstage früh brach ich mit meinem Boten und einem Knechte auf und legte an diesem Tage sechsunddreißig Meilen zurück. Es war ein starker Ritt, und zwei meiner Pferde blieben tot auf der Straße liegen; aber wenn ich die rechte Zeit versäumt hätte, so wäre meine Herrin wieder zornig geworden. Die Nacht über ließ ich mir Näpfe bereiten, wie sie die Aussätzigen haben, und geringe Kleider herbeischaffen. Diese legten wir, ich und mein Bote, am Morgen an, auch lange Messer nahmen wir mit, um gegen jede Gefahr geschützt zu sein. Nachdem wir zwei Meilen weit geritten waren, stiegen wir von den Pferden, die wir dem Knechte zur Bewachung übergaben, und gingen noch zwei Meilen weit, bis wir endlich vor die wonnigliche Burg kamen, auf welcher meine Herrin, die Tugendreiche, wohnte.

Dort fanden wir gegen dreißig Aussätzige, zu denen setzten wir uns in das Gras. Eine Jungfrau brachte allen Speise und Geld; sie wußte um unsere Ankunft, und wir gaben uns ihr zu erkennen. Durch sie ließ mir meine Herrin sagen, ich solle mich ja nicht verraten, denn ihre Ehre stehe auf dem Spiele. Erst am Abend des nächsten Tages dürfe ich sie sehen; bis dahin müsse ich warten. Die Gesellschaft der kranken Bettler war keine angenehme; die Nacht verbrachte ich im Freien. Ich barg mich mit meinem Boten in hochgewachsenes Korn. Das war eine böse Nacht! Wind und Regen schafften uns viel Ungemach, mein Bettlerrock und mein Mäntelchen waren ein schwacher Schutz; vor Frost war ich fast tot. Als endlich der Tag angebrochen war, setzte ich mich an einem Waldrande in die Sonne, um mich zu erwärmen, während mein Geselle die Zeit mit Vogelstellen verbrachte. Noch nie ward mir ein Tag so lang, der Minne Sehnsucht zwang mein Herz. Als endlich der ersehnte Abend gekommen war, eilte ich mit meinem Gefährten vor die Burg.

Eine Jungfrau kam uns entgegen und mahnte uns, auf der Hut zu sein; einer der Kranken hätte bereits geäußert, wir seien gar keine Bettler, sondern Edelleute; es sei noch zu früh, wir sollten wiederkommen, wenn es finstrer geworden wäre. Dann sollten wir uns im Burggraben bergen und dort warten, bis aus einem hohen Balkonfenster ein Licht gehalten werden würde. Das sei das Zeichen, daß wir erwartet würden, und wir sollten uns dann unter dieses Fenster begeben.

Wir gingen wieder in den Wald und warteten diesmal, bis die finstre Nacht hereingebrochen war. Dann verbargen wir uns in dem Graben der Burg und vermauerten uns mit Steinen. Wir mußten uns da ganz still verhalten; denn der Hausvogt ging mit sechs Knechten um die Burg herum und untersuchte genau, ob sich irgendwo jemand verborgen hätte. Doch bemerkte er uns nicht. Kaum war er wieder in die Burg hineingegangen, da sah ich aus einem hohen Fenster ein Licht leuchten. Sogleich zog ich mein schlechtes Obergewand ab, das ich als kranker Bettler tragen mußte, und begab mich mit meinem Gesellen unter das Fenster. Dort hingen Leilachen (Betttücher), die zusammengebunden waren, herunter. Darein trat ich bereitwillig, mein Geselle schob nach, und zarte Hände zogen mich ein Stück empor. Als sie mich so hoch gezogen hatten, daß mein Geselle nicht mehr helfen konnte, da vermochten sie mich nicht höher zu ziehen und ließen mich schnell wieder nieder. Dreimal wurde der Versuch wiederholt, aber sie vermochten mich auch nicht um ein Haar höher zu ziehen. Als ich zum dritten Male wieder unten auf der Erde angekommen war, trat ich aus dem Leilachen und bat meinen Gesellen, der leichter war als ich, hineinzutreten. Er that es, ich schob, und sie zogen ihn schnell hinauf. Als er oben ankam, empfing meine Niftel ihn mit einem Kusse; denn sie glaubte, ich sei es. Dessen hat sie sich nachher oft geschämt. Darauf ließ mein Geselle das Leilachen rasch wieder herab, ich trat hinein, und er zog mich

hinauf. Meine Niftel drückte ihren roten Mund minniglich an den meinen, legte mir ein prächtiges Obergewand an und führte mich so zu meiner Herrin.

Die Reine, Süße saß auf einem Bett, das mit Decken aus Sammet und Seide belegt war, prächtige Gewänder aus Scharlach und Hermelin hatte sie angethan, ein Mantel aus grünem Sammet umwallte die reizende Gestalt. Acht minnigliche Frauen in köstlicher Kleidung standen bei ihr. Vor den Füßen des Bettes standen zwei Leuchter mit zwei großen Kerzen, und an den Wänden brannten wohl hundert Lichter. Züchtiglich hieß mich das werte Weib willkommen, ich kniete vor ihr nieder und sprach: ‚Gnade, meine Herrin!‘ Dann bat ich sie um ihre Liebe, sie aber sprach: ‚Solche Wünsche sollt Ihr verschweigen! Ich will Euch wissen lassen, weshalb ich Euch um diese Zeit zu mir habe kommen lassen. Ihr habt Euch so ritterlich gehalten, daß Euch darum jedes Weib ehren muß. So sollt Ihr es Euch zur Ehre anrechnen, daß ich Euch hierher in mein Gemach habe kommen lassen, das widerfuhr noch keinem Ritter. Mein Mann und Eheherr kann ohne Sorge sein: nie wird einem andern meine Liebe zu teil werden. Er wird mich immer wohl behüten, aber die beste Hut ist meine Ehre. Und daß ich jetzt so meine Ehre aufs Spiel setze und Gefahr laufe, seiner Huld verlustig zu gehn, das thue ich Euch zu Ehren. Würde Euch jemand hier entdecken, so würde meine Ehre verloren sein. Dieses Wagnis sollt Ihr mir danken!‘

Darauf führte sie mich in einen herrlichen Speisesaal, dort setzten wir uns nieder. Wieder bat ich sie unter den wärmsten Versicherungen meiner Liebe um ihre Huld und um ihre Minne. Sie wies mich hart zurück und erwiderte: ‚Ich habe es Euch schon einmal gesagt, daß Ihr solche Bitte unterlassen sollt. Wäre Euch meine Huld lieb, so würdet Ihr sie nicht wiederholen!‘ Da erklärte ich zornig, daß ich bis zum andern Morgen im Schlosse bleiben wolle, freilich sei ich dann verloren, aber die Ehre meiner Herrin sei auch

für immer vernichtet. Als sie solches hörte, machte sie mir den Vorschlag, ich solle wieder in das Leilachen treten, sie wolle mich ein wenig herablassen und gleich wieder heraufziehen, um mich mit minniglichem Gruße zu empfangen. Wenn sie mich so begrüßt habe, dann wolle sie mir gänzlich unterthan sein. Ich fürchtete, daß sie mich niederlassen und nicht wieder aufziehen werde. Da sie mir aber gestattete, zum Pfande ihre Hand fest zu halten, willigte ich ein. Das Leilachen hing noch am Fenster, ich trat hinein, erfaßte ihre Hand, und sie ließ mich ein Stück nieder. Als sie mich nun wieder heraufziehen sollte, sprach sie mit Listen: ‚Gott weiß, daß ich nie so lieben Ritter sah, als der mich bei der Hand hält. Nun sei mir willkommen! Durch mich soll dir all dein Trauern benommen werden!‘ Darauf faßte sie mich bei dem Kinn und sprach: ‚Freund, nun küsse mich!‘ Von diesem Wort ward ich so froh, daß ich ihre Hand losließ. In demselben Augenblicke fuhr ich so schnell zur Erde nieder, daß ich wohl den Tod davon getragen hätte, wäre ich nicht von Gott behütet worden. Kaum lag ich unten an der Erde, so zogen sie die Leilachen wieder empor.

Da saß ich in tiefer Trauer, vor Leid ward ich fast sinnlos und schrie laut: ‚O weh mir! weh mir! weh! daß ich je geboren ward. Wie habe ich Leib und Ehre verloren!‘ Dann sprang ich auf und lief eine steile Wasserrinne den Berg hinab zu einem tiefen Wasser. Darin wollte ich mich ertränken. Wäre nicht in diesem Augenblicke mein Geselle gekommen, den man nach mir auch herabgelassen hatte, ich hätte dort ein Ende genommen. Der ergriff mich, eben als ich den Todesfall thun wollte, und sprach: ‚Was soll das sein, mein lieber Freund und Herr? Wollt Ihr Euch hier selbst das Leben nehmen? Ihr seid doch ein Mann! Ihr mögt noch gerne leben, denn meine Herrin schickt Euch hier ihr Wangkissen.‘ Als ich das Wangkissen ersah, da kam ich wieder ein wenig zu Verstande. Traurig setzte ich mich nieder und sah den getreuen Mann mit weinenden Augen an.

‚O weh!‘ rief ich aus, ‚mir ist gar übel geschehen! Wie hat mich das reine, süße Weib betrogen!‘ Während der Knappe mir Trostesworte einredete, gingen wir, um unsere Rosse zu suchen, die wir unter der Obhut eines jungen Knechtes zurückgelassen hatten. Wir fanden sie da, wo wir sie verlassen hatten, wohl verborgen, und den Knecht bei ihnen. Er freute sich, als er uns sah; denn er hatte schon gefürchtet, wir wären tot.

Während ich noch immer ganz traurig war, sprach mein Geselle zu mir: ‚Herr, ich kann es Euch nicht länger verschweigen, ich muß Euch endlich sagen, was Euch Eure Frau entbietet. Sie läßt Euch sagen, daß sie Euch in zwanzig Tagen besser empfangen will, als diesmal. Sie will Euch dann zehn Tage in ihrer Burg beherbergen. Daß sie Euch jetzt so übel empfangen hat, daran trägt nur eine Frau Schuld, vor der sie sich hüten mußte. Die reist aber nun ab.‘ Das war aber alles erlogen, wie sich später herausstellte. Mein Bote wollte mich mit solcher Nachricht nur trösten, weil er immer noch fürchtete, ich möchte mir das Leben nehmen.

Nun ritt ich in meine Heimat, nach Lichtenstein, wo mein Gesinde mich fröhlich begrüßte. Von da begab ich mich nach Sankt Pölten zu einem Turnier. Meinen Boten aber sandte ich wieder zu meiner Herrin, damit er erkunden solle, ob sie mir feind, oder ob sie mir hold sei, und in welcher Weise ich das nächste Mal verborgen zu ihr gelangen könnte. Er erzählte ihr, wie ich vor Schmerz ganz sinnlos gewesen sei und mir habe das Leben nehmen wollen, und wie er, um mich zu trösten, mir vorgelogen habe, ich solle in zwanzig Tagen wieder zu ihr kommen. Da antwortete sie: ‚Ertrauern läßt sich die Minne eines Weibes nicht! Deines Herrn Schreien hatte der Wächter auf der Zinne gehört; der hat in der Burg gesagt, er habe den Teufel gesehen, wie er die steile Wasserrinne hinabgefahren sei, daß ihm die Steine nachrollten. Steht das einem Ritter

wohl an, daß er so sinnlos einherfährt und klagt, wie ein schwaches Weib? So sage nun deinem Herrn, wenn er meine Minne verdienen wolle, so müsse er eine Fahrt über das Meer thun. Du weißt wohl, Geselle, daß ich noch nie seinen Dienst angenommen habe. Vollbringt er aber diese Fahrt, so will ich ihm mit meiner Liebe lohnen und seinen Dienst nicht länger zurückweisen.' Als mir mein Knappe diese Botschaft brachte, rief ich aus: ‚Wohl mir, daß ich ihr dienen soll!' und erklärte mich sofort bereit, die Fahrt zu unternehmen. Obwohl mir der Bote abredete, weil er fürchtete, ich könnte bei der Kreuzfahrt den Tod finden, bestand ich doch auf meinem Vorhaben und sprach: ‚Geselle, wisse fürwahr, es ist Gottes Wille, daß man den Frauen zu Dienst bereit sei. Wer einem Weibe herzlich dient, den wird er nicht ohne Schutz lassen. Mit Freuden will ich die Fahrt in ihrem Dienst unternehmen und nichts soll mich davon abbringen!'

Darauf dichtete ich ein Büchlein, in welchem ich mich bereit erklärte, die von ihr gewünschte Fahrt zu vollbringen und Stab, Tasche und Kreuz als ihr Pilger aus ihrer Hand zu nehmen, viel lieber als aus der Hand des Papstes; ihr Gruß und Kuß würden meine Wehr sein, wenn auch die Donnerschläge noch so stark, noch so gewaltig Wogen und Winde wären, noch so fürchterlich die Heiden tobten. Dieses Büchlein sandte ich mit einem Liede meiner Herrin. Als sie die Botschaft und das Lied gelesen, da entbot sie mir, ich solle mich zu der Fahrt bereiten, sie wolle mich aber erst noch sehen, wenn es mit Fug und Recht geschehen könne. Diese Nachricht erhielt ich in Wien. Fröhlich zog ich nun den Sommer hindurch auf Ritterschaft aus und dichtete manches Lied von meiner Frauen. Diese Lieder kamen ihr zu Ohren, und sie dachte endlich in ihrem Herzen: ‚Ich muß ihm Hochgemüte geben; er hat mir so viel gedient.' Da sandte sie nach meinem Boten und that mir durch ihn allen ihren Willen kund. Doch habe ich davon

schon genug vermeldet, daher will ich hier nicht mehr sagen.*) Die Gute erließ mir die Fahrt, denn sie sah mich gern im Lande.

Nun zog ich wieder auf Ritterschaft aus und dichtete Minnelieder. Doch wie ich auch in klagenden Weisen meine Sehnsucht aussprach, ihr Herz wurde nicht gerührt, und ich harrte vergebens auf Lohn für Dienste. Und wie ich aus Zucht schon so manches verschwiegen habe, was sie mir angethan, so will ich auch das niemand sagen, was sie mir jetzt zufügte, als ich wieder zwei Sommer und zwei Winter**) in ihrem Dienste mit Ritterspiel und Minnesang verbracht hatte. Sie that mir ein Leid, das mich noch heute und immerfort im Grund meines Herzens schmerzt; wollte ich erzählen, wie übel sie that, so würde man mir verzeihen, daß ich im Zorne einiges gegen sie sprach. Da sie nicht wieder gut machte, was sie mir gethan hatte, schied ich aus ihrem Dienste. Wer da noch länger dienet, wo man ihm nicht zu lohnen weiß, der ist ein Thor. Durch ein Lied that ich kund, daß ich ihr nicht mehr dienen wolle. Gewiß wird mich kein gutes Weib darum hassen, daß ich hier von meiner Herrin nichts Gutes sage und von ihr schied, sie hatte mir zu großes Weh zugefügt. Dreizehn Jahre hatte ich ihr ohne Wanken und ohne Lohn gedient. Nun sang mein zorniges Herz dies klagende Lied:

Wohl, nun danket allen guten Frauen,
Die so recht von ganzem Herzen gut,
Daß auf Erden niemand ist zu schauen
Selig, froh, noch herzlich wohlgemut
Ohne sie, die jedermann
Alles Leid zerstreun und Freude spenden kann.
Dessen freu' sich, wer sich freuen kann.

---

*) Jedenfalls ward Ulrich wieder in seinen Hoffnungen getäuscht; aus Eitelkeit verschweigt er aber das Nähere und sucht vielmehr den Schein zu erwecken, als habe er Gunstbezeugungen empfangen.

**) 1229—1231.

Wer nach Huld der guten Frauen ringet,
Dem wird selten etwas missegehn.
Hei, was ihm sein Dienst für Wonne bringet!
O wie endet da sein Wahn so schön!
Augenwonne, Herzensspiel,
Was ein Herz erdenken und nur wünschen will,
Davon giebt der Frauen Güte viel.

Nur den Guten gilt mein Lob alleine,
Nicht der Falschen hab' ich mit gedacht!
Denn der Falschen lob' ich wahrlich keine;
Dazu hat mich eine jüngst gebracht,
Die ist Weibes Ehre gram:
Weh, wie Weibes Name hier zu Falle kam,
Da sie von sich legte Weibes Scham.

Böser Ding' hatt' ich mich unterwunden,
Da ich mich der Falschen ganz geweiht:
Durch die Treue war ich fest gebunden,
Sie war ledig, ohne Band allzeit.
Ach, Untreue siegte hier,
Sie behielt die Herrschaft immerdar bei ihr,
Nie verband der Treue Haft sie mir.

Wie Aprillenwetter fährt ihr Wille,
Daß nie Windesbraut so heftig ward,
Manchmal leis und süß in sanfter Stille,
Plötzlich wieder eine Irrefahrt!
Darnach scheinet Maienschein,
Allzuhand so will es wieder Winter sein,
Also wittert mir die Fraue mein.

Ich will gute Frau'n von bösen scheiden
All die Zeit, die ich noch singen will.
Wer da Gleiches spricht von ihnen beiden,
Der thut an den Guten Unrecht viel.
Gute Frauen, glaubet das:
Wer euch mit den Falschen lobt, der trägt euch Haß.
Euch allein zu loben, das steht baß!

Frauengüte läßt uns deutlich schauen,
Wie unedel doch ein falsch Gemüt.
Aber wieder vor den falschen Frauen
Aller Guten Würde herrlich blüht!
Wo die Falsche Schlimmes thut,
Da wird bald bekannt der Reinen edler Mut:
Selbst die Falschheit ist den Guten gut!

Noch manches andere klagende Lied sang ich in jenen Tagen. Als die Ungetreue diese Lieder vernahm, zürnte sie zwar und ward unfroh, aber sie verharrte in ihrem Benehmen und änderte sich nicht. Da bat mich eine andere tugendreiche Frau, ich solle doch mein Zürnen lassen, es stünde mir übel an, die jetzt zu schelten, welche ich früher meine Herrin genannt habe. Da ließ ich's um der Guten willen und schalt meine frühere Herrin nicht mehr, ich diente ihr aber auch nicht wieder, wie früher. Das Leid, das sie mir angethan, hatte mich zu einem frauenfreien Manne gemacht; doch hörte ich nicht auf, die Frauen zu loben.

Eine Zeit lang lebte ich so, ohne einer Frau zu dienen. Bald aber dachte ich: ‚Wie lange soll mein Herz ohne Herrin sein? Wer seine Jahre dahinbringt ohne die Minne edler Frauen, dem wird mit Recht Ehre und Würde in allen Landen versagt.‘ Nun war mir eine Frau bekannt, die alle Vorzüge edler Weiblichkeit in sich vereinte. Sie war schön und gut, von guter Gebärde und sanften Sitten, nicht zu alt und von reizender Gestalt. Ringsum in allen Landen war keine ihr gleich. Die erkor ich zur Herrin meines Herzens. Alsbald ritt ich hin zu ihr und that ihr meinen Willen kund. Was sie da sprach, das sage ich nicht; aber hochgemut schied ich von ihr und ritt in Freuden zurück. Im Dienste dieser neuen Herrin sang ich wieder manches Minnelied. Namentlich gefiel ihr eines, in welchem jede Strophe mit den Worten: „Hoher Mut!‘ anhob; das war etwas Neues, das hatte sie noch nie gehört. Was ich ihr weiter gedient, davon will ich schweigen.

Zu Ehren meiner Herrin unternahm ich eine neue Ritterfahrt. Als König Artus, der vom Paradies zurückkehrend seine Tafelrunde wiederherstellen wollte, zog ich durch die Lande. Nur der sollte einen Platz an der Tafelrunde erhalten, der, ohne zu fehlen, drei Speere mit mir verstach. Viele Speere brach ich in ritterlicher Tjost auf diesem Zuge, mancher edle Ritter wurde in die Tafelrunde aufgenommen.

Von allen Seiten strömten Fürsten, Grafen und Ritter herbei und fragten: „Hast du den König Artus gesehen?“ Selbst Friedrich von Österreich, mein werter Herr, wollte drei Speere mit mir verstechen und dadurch das Recht erwerben, an der Tafelrunde zu sitzen; doch wurde er durch unvorhergesehene Ereignisse verhindert, an dem Ritterspiele teilzunehmen. Mit Tjostieren und Turnieren verging so der Sommer. Im Winter sang ich wieder viele Lieder von der Schönheit und Güte meiner Frauen; denn ich bin kein Wettersorger, dem sein hoher Mut entschwindet, wenn der Sommer zu Ende geht und üble Witterung hereinbricht.

Nachdem ich einige Jahre heitre Minnelieder gesungen hatte, rief mich mein Herr, der Fürst Friedrich von Österreich, zu ernstem Streit. Im Jahre 1246 zog er gegen die Ungarn, und ich folgte ihm als treuer Dienstmann in den Kampf. Am Sanct Veitstage (15. Juni) kam es zu einer heftigen Schlacht an der Leitta, aus welcher ich unverwundet hervorging. Wir siegten, und die Ungarn mußten fliehen, aber zu unserm großen Schmerz fand unser edler Herr, der hochgemute Friedrich, in dieser Schlacht seinen Tod. Da erhob sich großes Weinen und Klagen im ganzen Lande.

Nach Friedrichs Tode brach über Österreich und Steier eine schlimme Zeit herein. Überall wurde geraubt, viele Dörfer wurden ganz verwüstet. Die Reichen nahmen den Armen ihr Gut. Wo der Reiche so große Untugend an sich nimmt, daß er zu einem Räuber wird, da verliert er gänzlich Gottes Huld und der Frauen Gunst. An den Edlen, die so unedle Laster haben, ist der Adel ganz verloren. Wahrlich, wenn die Hochgeborenen sich vor so großer Schande nicht bewahren, dann soll man die Niedriggeborenen, wenn sie Tugend haben, über sie stellen. Der edle Reiche soll den Armen geben und soll sein Gut in ehrenvoller Weise verthun. Rauben ist eine böse Kunst; die Räuber sind niemals froh, ihnen wäre besser, sie wären nie geboren. Daß ich in dieser schrecklichen Zeit mich vor Trauern bewahrte, das verdanke

ich der reinen guten Frau, der ich meine Dienste geweiht hatte. Ihre Güte gab mir Hochgemüte, und so war ich allezeit froh.

Aber auch mich traf die Unbill, die damals überall im Land herrschte. Von zwei Rittern, die ich hier nennen will, geschah mir großes Ungemach in meinem eigenen Hause, zu Frauenburg; der eine hieß Pilgerin von Kars, er hatte mir vielfach gedient, ich war ihm hold, oft war er bei mir, und in seiner Gesellschaft war ich oft froh gewesen. Der andere war Weinold genannt, dem war ich von Herzen hold. Er war ein übergroßer Mann, mit dem ich manchen Scherz getrieben hatte, sein Leib war ungestalt, sein Mund vorlaut mit schlauen Worten, aber sein Herz barg fürwahr Untreue. Nun höret, was geschah. Am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag*) lag ich nach dem Bade in meiner Kemenate und hatte gut Gemach, da kamen diese zwei nach Frauenburg vor mein Thor geritten. Mein Gesinde ließ sie nicht lange vor dem Thor stehen, sondern hieß sie willkommen; sie dankten freundlich mit gütiger Gebärde, und Herr Pilgerin sprach: ‚Sagt an, was thut mein Herr?‘ Die Meinen erwiderten: ‚Der Herr hat sich schlafen gelegt.‘ Er sprach: ‚Das ist eine große Trägheit, geht zu ihm und bittet ihn um meinetwillen aufzustehen, ich wünsche ihn bald zu sprechen, darum bitte ich.‘ Mein Kämmerer meldete mir das sofort, und ich stand bereitwillig auf und empfing sie freundlich. Hosen, ein leinenes Gewand, Kürse und Mantel hatte ich angelegt. Ich ging ihnen entgegen, umarmte sie und sprach: ‚Viel liebe Freunde, Ihr müßt Gott willkommen sein!‘ Sie dankten mir gütlich, ich ergriff sie bei der Hand und führte sie zu einer schönen Bank unter einem Fenster. Nun ließ ich zu trinken bringen und fragte: ‚Wollt Ihr auch etwas essen?‘ ‚Wer fragt, der will nicht geben,‘ sprach da Herr Pilgerin. Man brachte uns Speise, Meth und Wein, ich

*) 26. August 1248.

bot es ihnen an, wir aßen und waren froh. Als wir so aßen, sprach Herr Pilgerin: ‚Herr, wollt ihr heute etwas beizen?'*) ‚Nein,' entgegnete ich, ‚ich will es wegen des Bades heute lassen.' Da sprach der ungetreue Mann: ‚Beizet um meinetwillen, ich will es gern mit Dienst vergelten; wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und gedachten hier zu beizen.' Da sprach ich: ‚Freund, wenn ich euch mit meinem Beizen einen Dienst thue, so reite ich sofort mit auf die Jagd.' Ich ließ nun durch meine Leute Vogelhunde und Federspiele aufs Feld führen, so daß nur wenige der Meinen bei mir zurückblieben. Auch diese trieb er von dannen, den einen jagte er hierhin, den andern dorthin. Als ich nun so allein war, winkte er seinen Knappen, deren zwei vor meinen Turm traten. In demselben Augenblicke sprangen beide, Weinold und Herr Pilgerin, auf, zückten ihre Messer, warfen sich beide über mich und brachten mir mit den Messern drei Wunden bei. Kürse und Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und schleppte mich zu einem Turme. Ich schrie laut: ‚O weh, was habe ich euch gethan? Um Gottes willen laßt mir das Leben!'

Diese zwei Männer hatten ihre Knechte bei meinem Thor gelassen, die rissen sogleich alles an sich, was sie im Hause fanden. Was von meinen Leuten noch im Hause war, das wurde alles hinausgetrieben. Mein Weib lief zu mir und schrie: ‚O weh, was soll das sein?' Die beiden ungetreuen Männer aber sprachen: ‚Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, so geht sofort vor das Thor, dort findet ihr die euern. Wir wollen euern Gemahl und all sein Gut haben, oder es ist sein letzter Tag.' Weinend sah mich die Gute an, und ich bat sie, schnell hinauszugehen. Da ging sie mit meinen Kindern dem Thore zu. ‚Frau,' rief plötzlich Herr Pilgerin, ‚laßt uns euern Sohn hier!' Er nahm ihn bei der Hand, und was er bei den Frauen an Kleidern

*) d. i. mit Falken jagen.

und Kleinoden fand, das nahm er alles weg. Wie wenig ziemte das einem Ritter! So trieb er die Frauen vor das Thor, während mein Sohn bei mir zurückblieb. Mein Weib und Gesinde schieden von da und gingen voll Jammers gen Lichtenstein. Schnell verbreitete sich die Kunde überall in der Gegend, und binnen kurzem rüsteten meine Freunde wohl dritthalbhundert Mann. Schnell waren sie vor der Frauenburg, aber ihr Kommen schaffte mir groß Ungemach. Als sie vor der Burg standen, führte mich Herr Pilgerin an ein Fenster und sprach zu mir: ‚Habt ihr noch Lust zu leben, so heißt diese von hinnen fahren!‘ Er band mir ein Seil um den Hals und versetzte: ‚Ich hänge euch sofort hier über dem Fenster ihnen gegenüber auf, dann werden sie das Stürmen wohl bleiben lassen; ich fürchte sie alle nicht mehr als ein Ei!‘ Da schrie ich laut zu den Freunden hinab: ‚Was wollt ihr? Ihr habt Thörichtes im Sinne. Wollt ihr mich töten, wie habe ich das verdient? So könnt ihr mich nicht von diesem großen Ungemach erlösen. Dringt ihr noch weiter vor, so muß ich des Todes sterben, und meinen Feinden könntet ihr doch nicht schaden.‘ Ich drohte und bat immerfort, bis sie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. Große Not litt ich in der Nacht, man drohte mir oft, ich müsse tot liegen, wenn es Tag würde.

Endlich brach der andre Tag an; da dachte ich an meinen Tod und suchte, ob ich irgendwo ein wenig Brot fände. Da fand ich nach langem Suchen ein Brosamen, das hob ich weinend auf. Ich kniete nieder und klagte meine Sünde dem, welchem nichts verborgen ist und welcher in aller Herzen sieht, das Brot nahm ich als seinen Leib und empfahl ihm meine Seele. Da trat Herr Pilgerin zu mir herein, sein Sinn stand darauf, mich zu töten. ‚Wollt ihr länger leben,‘ sprach er, ‚so sagt, was ihr uns geben wollt!‘ Ich antwortete: ‚Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich noch sonst gewinnen kann.‘ Wie feindselig mir auch der Ungetreue war, dieser Lohn half doch, daß ich gerettet wurde.

Er ließ mich darauf in Fesseln schmieden, darin litt ich große Not, und mancher Tag wurde mir lang. In dieser Not riet mir mein Herz, ein Lied von meiner Frauen zu singen. Es war ein minnigliches Lied; manchem deucht es vielleicht wunderlich, daß ich in so schlimmer Lage daran dachte, neues zu singen; doch mochte ich die nicht vergessen, der ich mein Leben zum Dienst geweiht hatte.

Ein ganzes Jahr und drei Wochen lag ich gefangen. Manche Not litt ich da, oft war mir der Tod nahe. Mit Messer und Schwert drang wiederholt der starke Mann auf mich ein. Endlich half mir Gott, der mich in so großer Gefahr beschützte, aus der Not. Graf Meinhart von Görz wurde uns von dem Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem meine Gefangenschaft gemeldet wurde, da war es ihm herzlich leid. Der Biedere und Hochgemute erschien mit vielen Herren auf Frauenburg und machte mich ledig. Ich mußte aber als Pfand meine beiden Söhne und zwei Töchter da lassen. Späterhin löste ich meine Burg wieder ein. Nun ward ich hochgemut; denn ich konnte wieder das süße Lachen meiner Herrin sehen.

Manches neue Lied sang ich noch von meiner Frauen. Aber die rechte Freude fehlte in Steier und auch in Österreich, sie lebten alle traurig; die Reichen waren übelgesinnt und pflegten des Raubes, der Frauendienst lag darnieder, die Jungen waren ungemut und brachten ihr Leben übel hin. Doch was sie auch thaten, ich war froh und sang Lieder von der Guten, die mir hohen Mut gab.

Dreiunddreißig Jahre bin ich jetzt, wo ich dieses Buch dichte, Ritter gewesen, und diese ganze Zeit hindurch habe ich den Frauen gedient mit ritterlichem Sinn und gesungen und gesagt von ihrer Schönheit und Würdigkeit. Ich weiß wohl, daß es unziemlich ist, daß in diesem Buche mein Mund von mir selbst gedichtet und ritterliche That berichtet hat. Aber die Reine, Süße gebot mir, dieses Buch zu dichten und wollte mir das auch nicht erlassen. Guten Frauen soll daher

dieses Buch gewidmet sein! Meine Zunge hat darin manch süßes Wort von ihnen gesprochen. Möge ihr Lob dadurch hoch steigen, und möge das Buch sie oft froh machen. Frauendienst sei es genannt."

So lautet der Bericht Ulrichs von Lichtenstein. In einfacher, aber doch anmutiger Sprache trägt er uns seine Erlebnisse vor. Daß er nur wirkliche Thatsachen und volle Wahrheit erzählt, daran ist nicht zu zweifeln. Nicht nur, daß er selbst im Eingange schwört, daß in dem Buche nichts erlogen sei, auch die ganze Art und Weise seines Berichts, die genaue Angabe der Zeit, der Orte und der Personen, die Übereinstimmung mit der Geschichte, die in vielen Punkten sich urkundlich nachweisen läßt: das alles giebt dem Werke des Lichtensteiners durchaus den Stempel der Glaubwürdigkeit. Die meisten der Personen, welche er in seinem Buche namentlich anführt, lebten noch und hätten, da sie von allem Zeuge gewesen waren, jede Unwahrheit sofort erkannt.

Des Lichtensteiners Kindheit und Jugend fällt noch in die Zeit der Blüte des Rittertums, sein späteres Alter gehört bereits der Zeit des beginnenden Verfalles an. Er hat daher sein Buch zugleich auch mit zu dem Zwecke geschrieben, dem jungen, nachwachsenden Geschlechte seiner Zeit, das der edlen ritterlichen Sitte zu vergessen anfing, ein Bild alter Ritterlichkeit vorzuhalten, an dem sich die jungen Ritter und Knappen für die Ideale ihres Standes begeistern sollten. Sein ganz der Poesie und dem Minnedienste geweihtes Leben mochte zwar damals schon manchem allzu abenteuerlich erscheinen, dennoch mußte diese völlige Hingabe an ein Ideal ritterlichen Lebens und Thuns, das er sich in seiner Weise zurechtgelegt hatte, nicht ohne Eindruck bleiben.

Unserer Zeit freilich wird manches sentimental, manches unbegreiflich erscheinen. Es ist ja eine der schwersten Aufgaben überhaupt, sich in den Geist eines andern Zeitalters zu versetzen und demselben völlig gerecht zu werden. Aber

wir empfinden doch die reizende Anmut seiner Lieder, welche er in seine Darstellung mit verwoben hat, wir freuen uns an der unverdrossenen Beharrlichkeit, mit welcher er Ritterspiel und Minnedienst pflegt. Ist auch nichts tief, gewaltig, hinreißend in seinem Werke, so berührt uns doch die Behaglichkeit wohl, mit welcher er erzählt, und der Humor, welcher hie und da seinen Bericht schmückt. Ganz besonders aber ist es die historische Treue, welche des Lichtensteiners einfacher Erzählung hohen Wert giebt. Diese macht das Buch zu einem treuen Spiegel der Anschauungen und Sitten jenes Zeitalters und erhebt es zu einer vorzüglichen Quelle für die Kulturgeschichte.

3.

Des Minnesanges Frühling und Blüte.

Lieblich und voll heitrer Anmut tritt uns im Zeitalter des Rittertums die Frau entgegen. Aus Magdesstellung ist sie zur Herrin emporgestiegen, und der Name Frau, mit dem sie von Rittern und Dichtern fast ausschließlich angeredet wird, heißt geradezu Herrin. Während früher der Name Weib der üblichere war, dringt in jener Zeit der Name Frau vor. Derselbe nimmt eine ganz ähnliche Stellung ein, wie späterhin die aus dem französischen entlehnte Bezeichnung Dame (d. i. lat. domina, Herrin). Nur edelgeborene, hochstehende Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, gleichviel ob verheiratet oder nicht, wurden Frauen genannt; mit dem Namen Weib hingegen bezeichnete man alle ohne Ausnahme, Niedriggeborene so gut wie Hochgeborene. Wenn daher Walther von der Vogelweide in seinem herrlichen Liede zum Preise deutscher Zucht und deutscher Frauen sagt, daß in deutschen Landen die Weiber besser seien als anderswo die Frauen, so stellt er dadurch die niedriggebornen Weiber der Heimat über die Edeldamen der Fremde. Frau war die feststehende Anrede in der ritterlichen Umgangssprache, und der Ritter nannte die Geliebte, um deren Gunst er warb, seine Frau. Nur dann wird die Herrin des Herzens auch Weib genannt, wenn es gilt, ihre natürlichen Gattungsvorzüge, ihre Reinheit und Anmut, ihren schlanken Leib und ihre reizende Gestalt zu rühmen. Der

Ausdruck „mîn vrouwe“ bezeichnet nur selten die Gemahlin, sondern diese wird gewöhnlich „wîp“ oder „kone“ (d. i. Gebärerin) genannt, wodurch zugleich auf ihren natürlichen Beruf hingedeutet wird.

Trotzdem das Weib vor dem Gesetze so gut wie rechtlos war und Jahrhunderte lang in völlig abhängiger und untergeordneter Stellung gelebt hatte, trug doch der Liebreiz und Zauber weiblicher Anmut allmählich den Sieg über die rauhen Sitten der Männer davon. Der Mann bedurfte, wenn er von seinen Jagd- oder Kriegszügen zurückkehrte, der Ruhe und Pflege, und hier war es, wo das Weib zunächst eine sanfte, dem müden Krieger wohlthuende Herrschaft auszuüben begann. Sie wußte ihm das Haus zu einer Stätte trauter Behaglichkeit zu gestalten; sie verstand es, mit zarter Hand die Wunden zu reinigen und zu verbinden, Speisen und Getränke nach seinem Gefallen zu bereiten, alle Geschäfte des Hauses mit Fleiß und Umsicht zu besorgen. So gewann unvermerkt das Weib mehr und mehr Einfluß auf den Mann. Neben dem nach Ehre und Besitz ringenden und hinaus ins Weite strebenden Willen machte sich noch eine andere Gewalt im Innern des Mannes geltend: das Gemüt. Es genügte ihm nicht mehr, nur Ehre und Besitz zu erjagen und zügellos zwischen Begierde und Genuß hin und her geworfen zu werden, die Bedürfnisse des Gemüts führten ihn nach und nach zu einem edleren, feineren, geistigeren Genusse des Lebens. Und in der Welt des Gemüts war von je die Frau die unbedingte Herrin. Alles, was der Mann nach dieser Richtung hin suchte, fand er bei ihr. Und da das Gemüt um so nachdrücklicher seine Rechte geltend machte, je mehr es früher zurückgedrängt und vernachlässigt worden war, so wurde jetzt dem Manne die Gesellschaft der Frau immer unentbehrlicher. Ihre Teilnahme an seinem Thun berührte ihn wohl, ihre Rede, ihre Blicke, ihre Liebkosungen, ihr ganzes schmeichelndes Wesen ergötzten

ihn, und hatte er schon in den frühesten Zeiten etwas Prophetisches und Heiliges in dem Weibe verehrt, so fing er jetzt an, den Liebreiz ihrer Gestalt und den Zauber ihrer Schönheit lebhaft zu empfinden.

Nicht plötzlich, sondern ganz allmählich, im Laufe der Jahrhunderte, vollzog sich diese Umwandlung im Innern des Mannes und in der Stellung der Frau. Freilich sind wir nicht im stande, die einzelnen Stufen dieser Wandlung in der Geschichte zu beobachten; jene Zeit liegt zu weit entfernt, sie steht nur in großen, gewaltigen Zügen vor uns, alles feine Beiwerk entzieht sich unserm Blicke. Daher staunen wir, als wir plötzlich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert im ganzen Westen und Süden Europas die Frau einer Göttin gleich verehrt, sie in tausendstimmigem Gesange gepriesen sehen. Nicht der Gnade des Mannes oder dem Einflusse des Christentums, wie man wohl gesagt hat, verdankt die Frau diese Erhebung, nein, allein durch sich selbst, durch ihre eigenste, innerste Natur ist sie aus der Sklaverei der alten Zeit zur Beherrscherin des gesellschaftlichen Lebens emporgestiegen. Wo die Frau ihrer eigenen Natur unwandelbar treu bleibt, wo sie nicht aus den Schranken schöner Anmut und holder Scham heraustritt, wo sie stets als Hüterin der Sitte und des edlen Anstandes sich zeigt, wo sie keinen andern Anspruch erhebt, als den, in ihrem Reiche, in der Welt des Gemüts, als unbeschränkte und vollendete Königin zu walten, da wird sie zur unbesiegbaren Gebieterin der Welt. Wo sie aber Sitte und Scham verläßt, wo sie aus dem ihr von der Natur zugewiesenen Gebiete keck heraustritt, wo sie die reichen, herrlichen Gaben ihrer Natur nicht pflegt und entfaltet, da sinkt sie rasch um so tiefer herab und mit ihr das Volk, dem sie angehört.

Betrachten wir die Frau, wie sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert uns entgegentritt, so müssen wir zugestehen, daß sie der Stellung, welche sie einnimmt, voll-

ständig würdig ist. An einem Edelhofe, in der stillen Abgeschlossenheit der Kemenate, unter der Leitung einer trefflichen „Zuchtmeisterin“ erzogen, in Kunst und Wissenschaft wohl unterrichtet, mit allen häuslichen Geschicklichkeiten vertraut, war sie fähig, sowohl die Angelegenheiten des Hauses zu leiten, als auch den Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Unterhaltung zu bilden. Die Reinheit ihres Herzens und die Anmut ihrer Sitten, die Wärme und Innigkeit ihres Gefühls, die fromme Einfalt ihres Gemüts, ihre Empfänglichkeit für alles Schöne, ihr feiner Takt und edler Anstand: das alles wirkte zaubergleich auf ihre Umgebung. Zu diesen Vorzügen des Gemüts und der Erziehung trat der Liebreiz der Gestalt, deren Schönheit durch eine geschmackvolle, kunstschöne Tracht lebhaft zur Geltung kam. Die farbenprächtigen, kostbaren Gewänder ließen den Wuchs des schlanken Körpers hervortreten und warfen doch schöne Falten; das lange, blonde Haar wallte frei herab.

In mannigfacher Weise schildern die Dichter die Schönheit der Frauen. Sie preisen die schlanke und doch volle Gestalt, die schmale Taille, die vollen Hüften, die schön gerundeten, schneeweißen Arme, die zarten, weißen Hände, die schlanken, geschmeidigen Finger, die zierlichen, schmalen, schön gewölbten Füße. Wolfram von Eschenbach rühmt im Parzival (806,26) an Klarischanze die ameisenähnliche Schlankheit der Taille. Die aus weiß und rot gemischten, rosenblühenden Wangen, die heitern, spiegelhellen Augen, der kleine, schwellende, rote Mund, der wie eine Rosenknospe sich zum Kusse darbietet, das Grübchen, welches Kinn und Wangen schmückt, die feingeschnittene, gerade Nase, die weißen, elfenbeinernen, glatten Zähne, die schmalen, leicht gebogenen Augenbrauen, der schneeweiße Hals, durch welchen beim Trinken der rote Wein hindurchleuchtet, das blonde oder braune, lang herabwallende Haar: das alles wird in zahlreichen Minneliedern an der Geliebten bewundert. „Rosenrot, gestreut auf weißen Schnee, sind der Lieben unter Augen“

singt ein solcher Minnedichter. Ein andrer preist die Augen der Geliebten als zwei Sterne, in welchen er sehen könne, was geschehen solle. Hetzbolt von Weißensee singt von dem kecken, trotzigen Mündchen seiner holden Herrin: „Das steht, als wolle es sprechen: Ja trutz! wer wagt zu küssen mich?“ Und Kristan von Hamle sagt von der seinigen: „Wenn die Liebe lacht, so glänzt ihr roter Mund des Nachts aus der Finsternis heraus.“ Wie holder Maienschein leuchte die Geliebte dem Herzen des Werbenden entgegen, ihre Stimme sei wie der Vögel lieblicher Sang. In einem schönen Liede singt Walther von der Vogelweide:

„Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
An einem Maienmorgen wonnereich.
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen. Welche Wonne
Ist in der Welt solch' sel'ger Freude gleich?
Man ist wohl halb im Himmelreiche.
Wollt ihr wissen, was sich dem vergleiche,
So sag' ich, was den Augen mein
Hat oftmals wohler doch gethan
Und thut auch noch mit holdem Schein.

Denkt, daß edel, rein und schön hernieder
Eine Frau wohl zu den Leuten schreite,
Bekränzt gar lieblich und an Schmuck nicht leer,
Fürstlich um sich blickend hin und wieder,
Hohen Muts, in glänzendem Geleite,
Wie die Sonne vor der Sterne Heer:
Der Mai bring' alle seine Wunder,
Was ist so Wonnigliches wohl darunter,
Wie ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn
Und staunen an das werte Weib.

Nun, wohlan! wollt ihr die Wahrheit schauen,
Laßt uns zu des Maien Wonne gehen,
Der zog mit aller seiner Pracht herbei.
Schauet ihn und schauet edle Frauen,
Was an Wonne wohl mag höher stehen,
Ob nicht, was ich gesagt, das Bess're sei.

Wenn mich da einer wählen hieße,
Daß ich das eine für das andre ließe,
Wie bald wollt' ich entschieden sein:
Herr Mai, ihr möchtet heißen März,
Eh' ich verlör' die Herrin mein!"

Und in einem andern prächtigen Liede aus jener Zeit heißt es:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Nie gab es je so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, blühende Rosen, wo die leuchten
Im Maientaue durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gegen solche Wonne schwach und krank,
Wo man ein' schöne Fraue sieht. Das kann trüben Mut erfeuchten
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund',
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer, roter Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzensgrund."

Der Dichter übertreibt hier nicht. In der That war es damals die Frau, welche die ganze Gesellschaft erheiterte und belebte. Wo die Frauen fehlten, war alles öde, kahl, leer, nüchtern. Ihre strahlenden Augen und ihr leuchtender Mund waren die geheimen Zauberkräfte, von denen alles Leben und alle Bewegung ausgingen.

Und wie die Frau der Mittelpunkt des gesamten Lebens der damaligen Gesellschaft war, so stand sie auch im Mittelpunkte der Dichtung. Alle Poesie jener Zeit hatte ihren Ausgangspunkt wie ihr Ziel in ihr und war eine Verherrlichung weiblicher Anmut und Würde. Und die deutsche Dichtung selbst trat dadurch in eine ganz neue Stufe der Entwickelung ein. Bisher hatte der Deutsche nur das Epos gehabt, die ganze althochdeutsche Zeit war über diese Dichtungsform nicht hinausgegangen; erst im mittelhochdeutschen Zeitalter sehen wir das innere Gefühlsleben soweit entwickelt und vergeistigt, daß sich in der deutschen Poesie eine Lyrik ausbilden konnte. Und diese Verinnerlichung und Vergeistigung des Gemütslebens war das Werk der Frau, und die junge, köstliche Lyrik, welche

Briar Rose
Garden Rose
grafted

daraus hervorsproßte, war der Minnesang. Die Namen Poesie und Lyrik waren damals freilich noch nicht gebräuchlich; diese sind erst im 16. und 17. Jahrhundert bei uns üblich geworden. Die Poesie überhaupt nannte man in früheren Zeiten Sang und die Lyrik Minnesang. So verstand man unter Minnesang also keineswegs bloß die Liebesdichtung, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auch die Dichtung, welche andere lyrische Stoffe zum Gegenstand hatte. Allerdings bildete die Minne immer den Hauptinhalt, aber einzelne Dichter wußten auch andern Stoffen, wie z. B. religiösen und politischen, gewaltige Töne zu leihen. Die neue Dichtart war keine volksmäßige, wie das ältere Epos der Deutschen, der Minnesang befand sich vielmehr ausschließlich in den Händen der Edlen und war eine höfische Lyrik. Die ersten Anfänge dieser neuen Dichtart fallen in die Mitte des zwölften Jahrhunderts, im dreizehnten Jahrhundert gelangt sie zu ihrer höchsten Blüte; dann aber verfällt die Sangeskunst an den Höfen, die Meistersinger und das Volk bemächtigen sich ihrer und führen in ihrer Weise weiter, was die höheren Gesellschaftskreise begonnen hatten.

Auf heimischem Boden ist unser deutscher Minnesang entsprossen. Allerdings ist er späterhin durch fremde Kunsteinflüsse weitergebildet worden, aber sein Ursprung ist ein durchaus selbständiger und einheimischer. Wäre unser Minnesang eine bloße Nachahmung der provenzalischen und nordfranzösischen Minnelieder, dann könnte er nicht so einfach natürlich, so köstlich frisch, ungezwungen und ursprünglich, so lebendig und geistig bewegt sein. Alle Nachahmung ist steif, matt, unbelebt, sie erwärmt ihr kümmerliches Dasein an erborgter Flamme. Die Geistesrichtung, welche im Minnesang ihren Ausdruck fand und welche besonders durch die Kreuzzüge hervorgerufen und genährt wurde, ging damals, wie das ja überhaupt eine Eigentümlichkeit aller Geistesrichtungen des Mittelalters war, durch ganz Europa,

und jedes Volk, das von ihr ergriffen wurde, lieh ihr einen eigentümlichen, selbständigen Ausdruck.

Zwischen dem deutschen Minnesang und der Poesie der Troubadours bestehen durchgreifende Unterschiede, welche nicht vorhanden sein würden, wenn der deutsche Minnesang aus französischem und provenzalischem Samen aufgegangen wäre. Zunächst sind alle Kunstausdrücke, welche unsre Minnesinger gebrauchen, durchaus einheimische. Sang, Ton, Weise, Tanz, Reihen u. a. sind eigenartige, deutsche Bezeichnungen, welche nicht aus der Provence entlehnt sind. Auch der provenzalische Berufsname der Dichter findet sich in Deutschland nicht. In der Provence hieß der Dichter Troubadour (von prov. trobaire, finden), d. i. der Findende oder Erfindende; in Deutschland dagegen nannte man den Dichter Singer, wie man die Poesie als Sang bezeichnete. Überall aber, wo eine Übertragung aus einem Land in ein andres stattfindet, sind es stets zunächst die äußerlichen Formen, die äußeren, technischen Bezeichnungen, welche herübergenommen werden. Ferner fehlen in Deutschland ganze Dichtungsgattungen, welche in der Provence üblich waren, so z. B. die Tenzone,*) die bei den Troubadours so beliebt und verbreitet war, daß sie gewiß mit nach Deutschland verpflanzt worden wäre, wenn eine Entlehnung stattgefunden hätte. Auch in der Form ist der deutsche Minnesang von dem provenzalischen grundverschieden. Bei den Deutschen ruht der ganze Bau des Verses auf der Betonung, bei den Troubadours dagegen auf der Silbenzahl. Während der Vers der Troubadours immer die gleiche Zahl von Silben haben muß, zählt der Deutsche

---

*) Die Tenzone war ein Streitgedicht, in welchem eine Streitfrage von zwei verschiedenen Dichtern behandelt wurde, wobei jeder eine von den beiden entgegenstehenden Behauptungen zu beweisen hatte. Solche Streitfragen waren z. B.: „Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu sein?“ oder: „Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?“ u. s. w.

bei seinem Vers nur die Hebungen; die Senkungen können fehlen, oder es können in den Senkungen oft mehr als eine Silbe stehen, wodurch die Länge und Silbenzahl der Verse häufig ungleich wird. Ferner reimen bei den Deutschen in der Regel nur Wörter innerhalb einer und derselben Strophe, bei den Troubadours dagegen werden gewöhnlich zwei, oft sogar alle Strophen des Gedichtes durch dieselben Reime zusammengeschlossen. Der Hauptunterschied aber findet sich in der geistigen Auffassung und in der ganzen Art der Behandlung. Die deutschen Minnesinger verherrlichen in ihren Dichtungen das ganze Frauengeschlecht, die Troubadours dagegen besingen immer nur die Vorzüge der einen Frau, um deren Liebe sie werben. In Deutschland wird ferner das Wesen der Minne tiefer, reiner und edler aufgefaßt, als in der Provence und in Nordfrankreich, und das ganze Minneverhältnis ist ursprünglich in Deutschland einfacher, wahrer und natürlicher als jenseit des Rheines. Endlich ist die Poesie der Troubadours mehr eine Poesie des Verstandes, die zersetzende Schärfe des romanischen Geistes bricht überall hindurch; die Poesie der Deutschen hingegen ist eine Poesie des Gefühls, die edle Gewalt eines tiefen Gemüts ringt sich überall zur Herrschaft empor.*)

Der heimische Grund, aus welchem unser Minnesang erwuchs, waren die Lieder und Leiche (von gotisch laik, d. i. Spiel, Tanz) des Volkes und die deutschen Gesänge der Geistlichen für das Volk. Diese Leiche waren vielgliedrige, gereimte Gesänge, mit denen das Volk Saitenspiel und Tanz begleitete, wahrscheinlich alte Opfertanzlieder aus heidnischer Vorzeit. Während der Leich von vielen gemeinsam gesungen wurde und also Chorgesang war, wurde das Lied gewöhnlich nur von einem einzelnen vor-

*) Wer sich eingehender über das Verhältnis der romanischen Dichtung zur deutschen unterrichten will, der sei hier verwiesen auf: F. Diez, die Poesie der Troubadours, Zwickau 1826, und: W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, Basel 1846.

getragen, und die Menge sang höchstens den Kehrreim mit. Auch war das Lied einfacher gebaut, als der Leich. Solche Lieder und Leiche waren die Tanzlieder, welche das Volk bei dem alten Maifeste zur Feier von Frühlingseinzug sang, die Winelieder (von Wine, d. i. Geliebter), die Brautlieder und Brautleiche, welche bei Hochzeitsfesten gesungen wurden u. a. Da das Volk den Predigten der Geistlichen nur wenig Teilnahme entgegenbrachte, legten diese den alten Sangesweisen des Volkes geistliche Texte unter, Erzählungen aus der biblischen Geschichte oder aus dem Leben der Heiligen, Gebete u. a., um so in dem Volke Sinn und Neigung für diese kirchliche Nahrung zu erwecken. Solche Leiche waren z. B. das Gebet zum heiligen Petrus, die Erzählung von Christus und der Samariterin u. a. Diese weltlichen und geistlichen Leiche und Lieder waren die Grundlage, auf welcher der Minnesang entstand. Man kann sie noch nicht als lyrische Dichtungen bezeichnen, sie sind noch epischer Natur, oder sie stehen vielmehr in der Mitte zwischen Epos und Lyrik, ihr Hauptinhalt bleibt aber immer Erzählung. Daher zeigen auch die ersten Anfänge des Minnesanges noch einen mehr epischen Charakter, der Ausdruck persönlichen Empfindens tritt noch hinter der Erzählung zurück, auch in der Form behalten die Lieder der ältesten Minnesinger, wie des Kürenbergers, Dietmars von Aist u. a., die alte Einfachheit des volkstümlichen epischen Verses bei. Es ist mehr als ein eigentümlicher Zufall, daß hier die Entwickelung der deutschen Lyrik genau denselben Weg geht, wie die der griechischen. Auch bei den Griechen zweigte sich die älteste Form der Lyrik, die Elegie, vom Epos ab. Dem Verse des Epos, dem Hexameter, gesellte man den Pentameter zu, um so den für die Lyrik unerläßlichen Abschluß in der Form zu erhalten, und der Pentameter ist nichts weiter, als eine Umformung des Hexameters, die man gewann, indem man das erste Stück des Hexameters bis zur Cäsur zweimal unmittelbar auf einander folgen ließ.

So war der Minnesang ein heimisches Gewächs. Aber er blieb nicht auf der ursprünglichen Stufe schlichter und einfacher Natürlichkeit stehen, sondern er entwickelte sich rasch zu größerer Vollkommenheit. Den Anstoß zu dieser Weiterentfaltung erhielt er nun allerdings durch romanische Einflüsse. Heinrich von Veldeke war es, der ums Jahr 1180 französische Anschauungen und Formen nach Deutschland zu verpflanzen begann, und ihm folgten bald andere, so daß eine Zeit lang — wenn auch nur eine kurze — französische Muster von einzelnen geradezu ins Deutsche übertragen wurden. So sind z. B. die Lieder des Grafen Rudolph von Fênis (Rudolf II. von Neuenburg), welcher noch vor 1196 starb, fast ausnahmslos Nachbildungen der provenzalischen Dichtungen Peire Vidals und Folquets von Marseille. Dieser französische Einfluß ist aber ungefähr innerhalb eines Zeitraumes von zwanzig Jahren vollständig verarbeitet, und nach dieser Zeit ist nichts mehr davon zu spüren. Die Poesie der Troubadours hatte dem Minnesang in Deutschland neue Anregung gegeben, und der letztere gestaltete die provenzalischen Anschauungen und Gedanken seiner Eigenart entsprechend um; was seiner Natur widerstrebte, schied er aus. So herrschte die Innigkeit des deutschen Gemüts auch fürderhin in der deutschen Dichtung, sie wußte nur die romanischen Kunstmittel ihren Zwecken dienstbar zu machen. Nach Form und Inhalt wuchs die deutsche Dichtung weit über die romanische hinaus, und die Lieder Reinmar des Alten und Walthers von der Vogelweide sind so ureigen deutsch, so tief gehaltvoll, daß man ganz vergißt, daß der deutsche Minnesang sich eine Zeit lang französischem Einflusse hingegeben hat. So liegt also auch hier keine bloße Nachahmung vor, sondern eine Belebung des Eignen durch Fremdes, wie sie jedes Volk, das nicht auf einem niedrigen Standpunkte der Kultur verharrt, zu seinem Segen wiederholt in seiner Entwickelung erlebt.

Der Troubadour trug die Lieder, welche er dichtete, nicht selbst vor, sondern ließ sie durch einen Spielmann zum Vortrag bringen, den er zugleich als Boten an die Geliebte benutzte. Der Deutsche dichtete aber nicht nur seine Lieder, er schuf auch eine Weise dazu und war gewöhnlich selbst der Sänger seines Liedes. Durch einen Spielmann ließ er sein Lied nicht zum Vortrag bringen; höchstens übte er zuweilen einem Knappen Wort und Weise ein, den er als Boten zu der Geliebten sandte, und der das Lied dieser vorsingen mußte. Oft schickte er auch die Lieder geschrieben an seine Herrin. War das Lied zur Begleitung des Tanzes bestimmt, so trug der Dichter dasselbe oft auch selbst tanzend vor. So war der deutsche Minnesinger Dichter, Komponist, Sänger und Tänzer zugleich, und aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil mit die frische und gesunde Unmittelbarkeit seiner Lieder. Wort und Weise hatten bei ihm gleichen Wert, wie er denn überhaupt der Form große Aufmerksamkeit zuwandte. Es findet sich im Zeitalter der Blüte des Minnesangs ein Einklang von Form und Inhalt, der mit Staunen erfüllt.

Die mannigfaltigen Formen, deren sich der Minnesang bediente, lassen sich in drei Gruppen einteilen: in Sprüche, Lieder und Leiche. Der Spruch unterscheidet sich vom Liede dadurch, daß er immer nur aus einer einzigen Strophe (oder aus einem Gesätz, wie man früher gut deutsch sagte) besteht, während das Lied gewöhnlich mehr als eine Strophe hat. Eigentlich hieß die einzelne Strophe Lied, und das, was wir jetzt Lied nennen, hieß in jener Zeit diu liet (d. i. die Lieder). Außerdem war der Spruch nur ethischen, religiösen, politischen Inhalts, zum eigentlichen Liebessang wurde er nicht verwendet. Gewöhnlich war auch die Spruchstrophe länger als die Liedstrophe. Der Bau der Strophe war sowohl beim Spruche, als auch beim Liede ein dreiteiliger. Zwei völlig gleich gebildete Versgruppen bildeten den Eingang der Strophe; diese wurden zusammengenommen

der Aufgesang genannt, und die einzelnen Gruppen selbst erhielten den Namen Stollen. Den Schluß der Strophe bildete der Abgesang, auf den gewöhnlich große Kunst verwendet wurde. Zuweilen wurde der Abgesang wohl auch in die Mitte zwischen die beiden Stollen eingeschoben; doch in der Regel stand er am Schlusse. Gewöhnlich reimten die beiden Stollen unter einander, und der Abgesang hatte seine Reime für sich; es war Nachahmung französischen Brauchs, wenn die Reime der Stollen auch im Abgesang noch weiter geschlungen wurden. Zuweilen blieb eine Zeile im Abgesang reimlos, eine solche nannte man Waise. Man reimte dann wohl auch mitunter die Waisen verschiedener Gesätze auf einander, diese gereimten Waisen nannte man Körner. Der Leich war ohne Stropheneinteilung, er erscheint überhaupt völlig frei in der Form. Und wie seine Form mannigfaltig und bunt wechselnd ist, so ist auch sein Inhalt oft unbestimmt, die Gedankenfolge eine springende, der Rhythmus ein lebhaft bewegter, es liegt in ihm etwas Dithyrambisches.

Wort und Weise (Text und Melodie), die in jener Zeit unzertrennlich waren, machten zusammen den Ton aus. Es galt als besonders hoher Ruhm, möglichst viele neue Töne zu schaffen. Kein Minnesinger durfte den Ton eines anderen Meisters verwenden, das war ein eben so großes Vergehen, als in unserer Zeit der Nachdruck. Wer sich dasselbe zu Schulden kommen ließ, wurde ein Tönedieb genannt. Für die Sprüche galt jedoch diese Vorschrift nicht, da überhaupt deren Form im allgemeinen nicht eine so kunstvolle war, wie die der Lieder. Beim Verse wurden nur die Hebungen gezählt, und man unterschied vier-, fünf-, sechs- und mehrhebige Verse. Als Hebung galt jede Silbe, die den Hauptton hatte, und das waren nur die Stammsilben der Wörter. Zwischen zwei Hebungen stand gewöhnlich eine tieftonige oder unbetonte Silbe als Senkung. Zuweilen bestand die Senkung aus mehreren Silben, oder sie konnte auch ganz

fehlen. Begann ein Vers mit der Hebung, so entstand ein Versmaß, welches dem Trochäus oder Daktylus der Alten entsprach, begann er mit der Senkung, so nannte man diesen leichten Aufschlag vor der Hebung Auftakt, und das Versmaß war dem Jambus oder Anapäst der Alten entsprechend.

Die verschiedenen Arten der Lieder, welche der Minnesang schuf, zählt Reinmar der Fiedler in einem Spruche auf, welcher in einem Tone Walthers gedichtet und daher auch zuweilen diesem zugeschrieben worden ist, um so mehr, da er auch hinsichtlich der Sprache auf der Höhe der Kunst steht. „Gott wolle oder wolle es nicht," sagt er in demselben, „so singt doch der von Seven*) noch besser als irgend jemand in der Welt, fraget Nifteln**) und Neffen, Schwägerinnen, Schwiegermütter, Schwiegerväter und Schwäger, ob es nicht wahr sei. Tagelieder, Klagelieder, Hügelieder, Lügenlieder, Tanzlieder, Leiche versteht er zu dichten, er singt Kreuzlieder, Zwinglieder, Schimpflieder, Loblieder, Rügelieder wie ein Mann, der mit hofgemäßer Kunst der Hofgesellschaft die Langeweile kürzt. Wir mögen wohl alle stille schweigen an der Stelle, wo Herr Leutolt sprechen will: es darf im Sangesvortrag niemand wagen, gegen ihn aufzutreten. Er schwingt sich so hoch über allen Meistern hin, es müßte denn noch einer geboren werden, aber die, welche jetzt leben, sticht er alle aus." Das Tagelied war eigentlich das Lied, welches der Wächter beim Anbrechen des Morgens sang, wenn er die Nachtwache verließ, dann aber ein Lied, welches den Abschied des Geliebten von der Herrin seines Herzens beim Herangrauen des

---

*) Leutolt von Seven wird als der höchste Meister gepriesen, zugleich liegt in dem Spruche aber auch Spott. Solche Reibungen zwischen den Sängern kamen oft vor. Ähnliche Streitlieder wechselten auch Reinmar der Alte und Walther.

**) Fein und bitter stellt er die Frauen vorauf.

Morgens besang; bei den Provenzalen hieß es Alba, d. i. Morgenrot. Klagelied wurde ein Lied genannt, welches den Tod eines teuren Verstorbenen beklagte, namentlich eines Gönners, dessen Freigebigkeit der Sänger genossen hatte. Hügelieder waren Freudengesänge, Zwinglieder Bittlieder an einen freigebigen Herrn, Schimpflieder Gesänge, in welchen allerhand Scherz getrieben wurde, Loblieder Gedichte zum Ruhm eines gütigen Herrn oder einer edlen Frau, Rügelieder Scheltlieder, in welchen ein persönlicher Gegner oder ein Gegner des Herrn, dem der Sänger diente, angegriffen wurde. Die Kreuzlieder waren Gesänge, welche die Begeisterung für eine Fahrt nach Jerusalem im Dienste Gottes zum Ausdruck brachten; oft schilderten sie den Kampf des Herzens, das bei der holden Herrin zurückzubleiben riet, mit dem Glauben, der zur Fahrt gegen die Heiden mahnte. Das Lügenlied war ein Scherzgesang, in welchem allerlei Unmöglichkeiten, offenbare Lügen, gehäuft wurden.

Der Hauptinhalt aller dieser mannigfachen Formen war, wie schon oben gesagt wurde, die Minne. Das Wort Minne ist eins der köstlichsten unserer Sprache; seine Bedeutung ist eine weit innerlichere als die des Wortes Liebe. Während Liebe herzuleiten ist von dem Adjektivum lieb, welches soviel heißt wie: angenehm, erfreulich, anmutig, und also eigentlich bloß das Wohlgefallen an der äußeren Erscheinung ausdrückt, geht Minne auf eine Wurzel zurück, welche den Geist und Verstand und die Thätigkeit desselben bezeichnet. Das Wort ist mit meinen desselben Stammes*) und geht zurück auf das gotische munan, d. i. meinen, glauben, das wieder mit dem lateinischen meminisse, d. i. erinnern, gedenken, und mit mens, d. i. Sinn, Geist, Verstand, zusammenzustellen ist. So bedeutet Minne eigentlich das treue, feste, innige Andenken an jemand. Daher

*) Noch heute hat meinen zuweilen die Bedeutung lieben, wie z. B. in dem Liede: „Freiheit, die ich meine.“

war es in ältester Vorzeit gebräuchlich, daß zwei, welche Abschied von einander nahmen, ihre Minne tranken, d. h. sie besiegelten ihren Freundschaftsbund, den auch die räumliche Trennung nicht lockern sollte, durch einen gemeinschaftlichen Trunk. Ebenso trank man St. Johannis Minne, St. Gertruden Minne, Gottes Minne, d. h. man gab seine Zuversicht und sein Vertrauen auf diese Lenker und Beherrscher des Schicksals dadurch kund, daß man ihnen einen Teil des Trunkes darbrachte. So wie das Wort Minne diese religiösen Beziehungen, so wie es die Freundschaft zwischen Männern bezeichnete, so wurde es auch auf die Freundschaft zwischen Mann und Frau angewendet. Es bezeichnet also das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander von der geistigsten Seite: als das innige Gedenken des Liebenden an die Geliebte. Erst mit dem Verfall des Minnesanges verlor es seinen edlen Sinn und sank zu immer niedrigerer Bedeutung herab, bis es endlich ganz aus der guten Sprache verbannt und durch das Wort Liebe ersetzt wurde. So lange im höfischen Minnedienst das Geistige und Edle überwog, so lange behielt auch das Wort Minne seine ursprüngliche schöne Bedeutung; sobald aber roher Sinnengenuß zu zügelloser Herrschaft gelangte, sobald sank auch das edle Wort tiefer und tiefer herab. So ist die Geschichte einzelner Worte zugleich ein treuer Spiegel der Kulturgeschichte.

Im Zeitalter der Blüte galt die Minne als etwas Hohes, Reines, Edles, das dem Manne Begeisterung für alles Schöne und Gute, hohen, freudigen Mut und edle Sitte zu geben vermochte. Was in einer späteren Zeit Goethe in die herrlichen Worte gefaßt hat: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!“ das war in jener Zeit des Minnesangs in schönster Weise in der Wirklichkeit verkörpert. Von Kindheit auf wurde dem Ritter eingeprägt, daß nur der zu Ehre und Würde, zu männlicher Tüchtigkeit und edler Sitte zu

gelangen vermöge, welcher sein Leben dem Dienste edler Frauen weihe. In der Minne einer reinen, tugendreichen Frau sah man einen sicheren Schutz gegen alle Verwilderung des Herzens und der Sitte, in welche der Mann in jener unsichern, gesetzlosen Zeit, in der das Schwert und die Gewalt, nicht das Recht und ein über allen stehender Richter jeden Streit schlichteten, leicht geraten konnte. Kurz und schön drückt diese Wirkung der Minne Walther von der Vogelweide in den Worten aus:

„Wer guten Weibes Minne hat,
Der schämt sich aller Missethat.“

Diesen Spruch Walthers könnte man dem ganzen Blütealter des Minnesangs als Motto voraussetzen. Derselbe Dichter läßt in einem seiner Lieder einen Ritter und eine Frau sich über die Wirkung der Minne auf die Sitten des geselligen Verkehrs unterhalten:

„Frau,“ beginnt der Ritter, „ich höre Euch so viel Vorzüge zusprechen, daß ich Euch immer zu Dienst bereit sein muß. Hätte ich Euch nicht kennen gelernt, das würde mir an meiner höfischen Geltung Schaden bringen. Nun will ich um so edler und vornehmer sein und bitte Euch, Fraue, daß Ihr Euch fürsorglich meiner annehmet und mich leitet. Ich lebte gern, wenn ich nur höfisch und edel zu leben verstünde. Mein Wille ist gut, aber ich bin jung und unerfahren: nun sollt ihr mir die rechte Mäßigung geben.“

„Verstünde ich,“ antwortet die Frau, „diese Kunst so gut, wie ich sie nicht verstehe, so wäre ich in der Welt ein selig Weib. Ihr thut es als ein Dichter, der sich seiner Redekunst freut, daß ihr mich so hoch erhebt. Ich bin noch unerfahrener, als ihr. Nun, was hat das zu sagen? Ich will gleichwohl die Streitfrage schlichten. Thut ihr aber erst das, um was ich euch bitte: sagt mir vorher der Männer Gesinnung, dann lehre ich Euch Sitte und Art der Frauen.“

„Wir Männer,“ erwidert der Ritter, „sind der Mei-

nung, daß Treue und Beständigkeit die Krone aller weiblichen Vorzüge sei. Feine, zuchtvolle Heiterkeit schmückt euch ebenso, wie wenn die Lilie bei der Rose steht. Und mehr wie der Vögel Singen, wie Blumen und Rasengrün die Linde schmücken, ziert die Frauen ihre freundliche, holde Miene. Ihr lieblich redender Mund, der macht, daß man ihn küssen muß."

„Ich sage euch," versetzt die Frau, „wer uns wohl behagt: nur dem, welcher das Gute von dem Üblen zu scheiden weiß und immer das Beste von uns sagt, sind wir hold, wenn seine Rede aufrichtig gemeint ist. Versteht er auch in rechter Weise froh zu sein und sein Gemüt weder zu niedrig noch zu hoch zu tragen, dann mag er erlangen, was er begehrt. Welch Weib würde ihm einen Faden versagen?*) Guter Mann ist guter Seide wert."

Ähnlich wird in vielen andern Liedern jener Zeit die sittliche Wirkung der Minne edler Frauen besungen. So sagt Reinmar von Zweter in einem seiner Sprüche:

„Alle Schulen sind ein Wind,
Nur die Schul' alleine, da der Minne Jünger sind,
Die ist künstereich und Meisterliches ist von ihr geschehen.
Ihre Zucht zähmt wilden Mann,
Was er niemals hörte, niemals sah, daß er das kann:
Wo hat jemals solche Schule man gehöret und gesehen?
Die Minne lehrt die Frauen lieblich grüßen,
Die Minne lehrt der Sprüche viel, der süßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Sie lehrt die Jungen in der Jugend
Gar ritterlich gebaren unterm Schilde."

Im Kern ist die Minne ein kühner Versuch, die Freund-

*) Bei einer Übergabe eines Gutes an einen andern wurde oft als Zeichen der Übergabe ein Halm überreicht. Statt des Halmes konnte späterhin auch etwas anderes eintreten, z. B. ein Faden, den man aus dem Kleide zog. Der Faden war dann das Zeichen, daß man sein Gut oder auch sich selbst einem andern übergab. Das Übergeben eines Fadens soll also hier die liebende Hingabe des Weibes bezeichnen.

schaft zwischen Mann und Weib zum Mittelpunkt des Menschenglücks zu machen, so daß dabei das Sinnliche ganz aus dem Spiele oder wenigstens dunkel gelassen wird.

Diese geistige Auffassung der Minne bildet, was man auch gesagt haben mag, die Grundstimmung der Liebesdichtung jener Zeit. Die Sinnlichkeit tritt unter die Herrschaft des Geistigen und Edlen und ist eine völlig gesunde, welcher Prüderie eben so fern ist wie Raffinement. Die Auffassung der Liebe, wie sie sich in einigen altfranzösischen Romanen findet, die aller Sittlichkeit und alles poetischen Zaubers entbehrenden Geschichten einiger bretonischer und französischer Ritter, die Sittenlosigkeit einzelner sarazenischer und französischer Fürstentöchter, das alles hat mit der deutschen Liebesdichtung und dem Minnedienst, wie er sich in Deutschland gestaltete, nicht das mindeste zu thun. Es sind zwar einzelne dieser Ritter- und Frauengestalten von deutschen Dichtern in unsere Poesie eingeführt und mehrere der französischen Romane übersetzt worden, aber meist wurden auch diese Gestalten von den deutschen Dichtern veredelt und vertieft. Ferner wurden diese Nachdichtungen zwar viel und gern gelesen, aber für die Verhältnisse, welche in denselben geschildert wurden, waren weder deutsche Zustände das Vorbild, noch wurden dieselben bei uns in Wirklichkeit umgesetzt.

Diese edle, ernste Grundstimmung zeigen sowohl die älteren Anfänge des Minnesanges in Deutschland, als auch die späteren Stufen seiner Entwickelung im Zeitalter seiner Blüte. Der ältere Minnesang, welcher im ganzen frei von fremdem Einfluß ist, schließt sich in Ton und Form noch völlig an die Art und Weise des Volkes an. Die wichtigsten Vertreter desselben sind: der von Kürenberg, Dietmar von Aist, Spervogel, Meinloh von Sevelingen und der Burggraf von Regensburg. Die altertümliche Einfachheit der Form, der innige Verkehr mit der Natur, der mehr erzählende Ton, die gedrungene Kürze des

Ausdruckes, die Frische und Natürlichkeit in Sprache und Darstellung geben den Liedern dieser Sänger einen ganz eigenartigen Reiz. Einzelne ihrer Strophen legen sie Frauen in den Mund, die um die Huld eines geliebten Mannes bitten und um den treulos Entwichenen in schmerzlicher Sehnsucht klagen. „Wenn liebe Freunde sich fremd werden," läßt der von Kürenberg eine Frau sagen, „das ist ein Weh! Wer seinen Freund festhält, das ist preiswürdig. So will ichs auch halten. Bitte ihn, daß er mir hold sei, wie er früher war, und mahne ihn an das, was wir redeten, als ich ihn letzthin sah." Das Ganze ist eine Botschaft eines Mädchens an den Geliebten, der untreu zu werden drohte. Der Bote soll ihn an seine Treue mahnen. „Was für großes Leid," fährt sie fort, „stellst du mir in Aussicht, mein viel liebes Lieb? Unser zweier Scheiden müsse ich nicht erleben. Verliere ich deine Minne, so lasse ich die Leute recht deutlich merken, daß ich nicht im mindesten Freude an anderen Männern habe." Rührender und inniger konnte in der That diese Klage nicht zum Ausdruck gebracht werden. In einer andern Strophe desselben Dichters singt eine Frau: „Leid machet Sorge, viel Freude Wonne. Eines höfischen Ritters Bekanntschaft hatte ich gewonnen. Daß mir den die Merker und ihr Neid genommen haben, davon konnte mir mein Herz seitdem nie wieder froh werden." Hier treten zum ersten Male die Merker auf, welche zuweilen auch die Hüter genannt werden. So hießen diejenigen, welche ihre Herrin oder ihres Herrn Tochter auf Schritt und Tritt beobachteten und dem Herrn sofort alles mitteilten, was sie wahrnahmen. Sie waren die gefährlichsten Feinde der heimlich Liebenden. Ein anderes Lied des Kürenbergers ist ein Wechselgesang zwischen einer Frau und einem Ritter. „Ich stand in vergangener Nacht spät," singt die Frau, „an einer Zinne; da hörte ich einen Ritter gar schön singen in des Kürenbergers Weise, ich erkannte ihn sofort aus der Menge heraus, er muß mir das Land

räumen, oder ich bemächtige mich seiner." „Nun bringe mir her," singt der Ritter dagegen, „so rasch du kannst, mein Roß und mein Eisengewand; denn ich muß einer Fau das Land räumen: die will mich dazu zwingen, daß ich ihr hold sei. Sie muß meiner Minne immer entbehren." Mit dem Ritter meint der Kürenberger jedenfalls sich selbst,*) und die Verse sind eine herbe Absage an eine Frau, die um seine Liebe warb. So sehen wir hier noch die alten germanischen Verhältnisse bestehen: die Frau fühlt sich noch nicht als Herrin, sie schaut zu dem geliebten Manne als zu etwas Hohem, Unerreichbaren empor, sie wirbt und ringt um seine Huld und Liebe, während der Mann trotzig und hochfahrend ihrer Liebe entfliehen will. Herb und schroff wie der Inhalt ist auch die Form; die Ausdrucksweise ist kurz und ohne rednerischen Schmuck, die einzelnen Sätze sind meistens unverbunden neben einandergestellt, die Senkungen fehlen an vielen Stellen, die Reime sind noch nicht rein, sondern sind zum Teil noch Vokalreime, d. h. es findet nur ein Gleichklang der Vokale statt, an dem die Konsonanten nicht teilnehmen. So reimen z. B. die Worte Zinne und singen. Das alles giebt dem Verse eine gewisse trotzige Härte, welche der Grundstimmung des Gedichtes voll entspricht. In einem andern Liede vergleicht die Frau den Geliebten einem Falken, der treulos weit von ihr hinweg in andere Lande geflogen sei.**) Und schwermütig klagt sie in einer andern Strophe über die Lügner, welche sie mit ihrem Geliebten entzweit haben: „Es kommt mir aus dem Herzen, daß ich weinen muß: ich und mein Geselle, wir müssen uns scheiden. Das machen die Lügner: Gott möge diesen Leid geben! Wenn einer uns zwei versöhnte, ei, darüber wäre ich von Herzen froh!"

Auch die übrigen Dichter jener Zeit des ersten Er=

---

*) Da es Brauch war, daß jeder Dichter sich seine Weise selbst schuf, so war wohl auch der Sänger der Kürenberger Weise kein anderer als der Kürenberger selbst.

**) Siehe Seite 49.

blühens der Minnedichtung haben solche Lieder, welche sie geliebten Frauen in den Mund legen. So heißt es in einem Liede Dietmars von Aist: „Was ist für das Liebesleid gut, das ein Weib nach liebem Manne empfindet. Gar gern möchte ich dieses Mittel kennen lernen, weil mein Herz von Liebesnot bedrängt ist. Also sprach eine schöne Frau. Ja, ich wollte schon damit fertig werden, wenn nur die Überwachung (die Hut) nicht wäre. O, ich denke fortwährend an ihn in meinem Herzen.“ Und in einer anderen Strophe desselben Dichters klagt eine Frau: „Es dünkt mich wohl tausend Jahr, daß mich mein Lieb umarmte. Ohne alle meine Schuld meidet er mich schon viele Tage. Seit ich die Blumen nicht mehr sah, noch der Vögel Sang hörte, seitdem war mir meine Freude kurz und der Jammer gar zu lang.“ Ein reizendes kleines Lied, dessen Dichter unbekannt ist, lautet: „Reitest du von hinnen, du liebster Mann von allen? Du stehst in meinem Herzen allen voran, die ich je gewann. Kommst du mir nicht bald wieder, so verliere ich mein Leben. Den Schaden könnte mir Gott nimmer gut machen, sprach das minnigliche Weib. Wohl dir, guter Geselle, daß du mich umfangen hieltest. Du wohnst in meinem Gemüt Tag und Nacht. Du schmückest mein Inneres und bist mir dazu hold (nun merket, wie ich das meine!) wie ein Edelstein, den man in Gold fasset.“ Und selbst der Burggraf von Regensburg, der bereits auf der Schwelle der höfischen Kunst steht, hat noch solche Frauenstrophen. „Ich bin mit rechter Treue,“ spricht in einem seiner Lieder eine Frau, „einem guten Ritter unterthan. Wie wohl thut es meinem Herzen, wenn ich ihn umfangen halte. Der sich mit so vielen trefflichen Tugenden aller Welt lieb macht, der kann mit Recht hohen Mut tragen. Sie können mir ihn alle nicht nehmen, den ich mir lange zu rechter Treue in meinem Sinn erwählt habe, der mir viel Liebes erweist. Und lägen sie auch vor Leid tot, so will ich ihm doch

immer hold sein, sie sorgen sich unnötig.“ So sehen wir hier überall noch nicht die eigentliche höfische Minne; noch ist die Frau dem Manne unterthan, während späterhin das Verhältnis ein gerade umgekehrtes ist.

Neben der epischen, erzählenden Form, die in allen diesen Liedern vorherrscht, tritt vielfach auch dramatische Form auf. Mit Vorliebe lassen die Dichter die Liebenden in Wechselgesängen sich unterhalten; dadurch wird das Lied dramatisch belebt. Ganz ähnlich wird auch in unseren großen volkstümlichen Epen, in den Nibelungen und in der Gudrun, der Gang der Erzählung oft durch dramatisch lebendiges Zwiegespräch wirksam unterbrochen. Ein solcher Wechselgesang ist das bereits oben angeführte Lied des Kürenbergers. In einem Liede, das in einigen Handschriften dem Kaiser Heinrich zugeschrieben wird, der aber wohl kaum der Verfasser war,*) hebt der Mann an: „Wohl höher, als meine Macht mich stellt, hebt mich all die Zeit das Gefühl, wenn die Gute sich innig an mich schmiegt. Ihre Vorzüglichkeit hat mir alles Leid abgenommen. So weit ich auch von ihr entfernt war, so war mein treues Herz immer bei ihr.“ Unvermittelt steht gleich daneben die Antwort der Frau: „Ich habe mich hingegeben an einen trefflichen Ritter. Das ist auch so glücklich zu Ende gebracht, daß ich wohlgemut bin. Darum beneiden mich andere Frauen und tragen Haß gegen mich und sprechen, mir zum Leide, daß sie ihn sehen wollten. Mir gefiel in der ganzen Welt nie ein Mann besser.“ Auch Dietmar von Aist hat solche Wechselgesänge, die, wie alle Lieder dieses Dichters, wahre Perlen unsrer Poesie sind. „Bote, der von Liebessehnen erfüllten Freundin,“ beginnt in einem derselben der Mann, „nun melde dem schönen Weibe, daß es mir ohne

*) Es gehört seinem ganzen Tone und seiner Form nach in eine ältere Zeit, als die des Kaisers Heinrich. Das ganze Lied klingt eher, als wenn Dietmar von Aist der Dichter wäre.

Maßen wehe thut, daß ich sie so lange meiden muß. Mir wäre ihre Minne lieber, als aller Vögel Singen. Nun muß ich von ihr getrennt sein, traurig ist mir mein ganzes Herz." „Nun sage dem edlen Ritter," singt die Frau zurück, „daß er sich wohl behüte, und bitte ihn, er solle nur ganz heiter sein und allen Unmut lassen. Ich muß häufig für ihn büßen; gar oft erschrickt mein Inneres. Viel Leid muß ich ruhig mit ansehen, ich möchte es ihm gern selbst klagen." In einem anderen Liede desselben Dichters tröstet der Ritter die Geliebte beim Scheiden: „Man hört gar oft, daß große Treue sei der besten Frauen Trost." „Daran kann ich nicht glauben," entgegnet die Geliebte, „weil ich das an meinem Herzen nicht erfahren habe." „Also," fährt der Dichter fort, „sprachen zwei Liebende, als sie von einander scheiden mußten. Ach Minne, wenn man dich los werden könnte, das wäre das Gescheiteste!"

In diesen Wechselgesängen beim Scheiden scheint auch der heimische Keim jener eigenartigen Liedgattung zu liegen, welche man mit dem Namen: Tagelieder bezeichnete. Denn auch das Tagelied ist nicht erst aus der Provence bei uns eingeführt worden, sondern gewiß auf heimischem Grunde entsprossen. Allerdings verdankt es seine weitere Ausbildung und seine volle Entfaltung provenzalischen und französischen Einflüssen, aber wenn man alles kunstvolle Beiwerk, welches die spätere Zeit hinzugefügt hat, ausscheidet: den Gesang des Wächters, die Gefahr, welche die heimliche Zusammenkunft für die Liebenden hatte und welche der ganzen Situation einen eigenartigen Reiz gab, so bleibt als Kern und als eigentlicher Begriff des Tageliedes: ein Wechselgesang zweier Liebenden beim Scheiden. Beim Scheiden brach die ganze Innigkeit und Leidenschaftlichkeit der Liebe noch einmal hervor, und so war es erklärlich, daß gerade diese Wechselgesänge beim Scheiden von den Dichtern mit Vorliebe gepflegt und weiter ausgebildet wurden. Dietmar von Aist schon hat diesen Wechselgesang unabhängig

von fremden Kunsteinflüssen zum eigentlichen Tagelied weitergebildet. Von den höfischen Verhältnissen findet sich noch keine Spur, an Stelle des Wächters weckt ein Vöglein, das den Morgen ansingt, die Liebenden. Auch der Stil ist noch ganz altertümlich konjunktionslos. „Schläfst du noch, mein Geliebter?“ spricht die Frau, welche zuerst erwacht, „man weckt uns leider zu bald. Ein schönes Vöglein, das ist der Linde auf den Zweig getreten.“ „Ich war ganz sanft entschlafen,“ antwortet der Mann, „nun weckst du mich, Kind, wehe! Lieb ohne Leid kann nun einmal nicht sein. Was du auch gebietest, das thue ich alles, Geliebte.“ Die Frau begann zu weinen: „Du reitest hinweg und lässest mich allein. Wann willst du wieder her zu mir? O weh, du führst meine Freude mit dir hinweg!“ Das Lied ist durchweg dramatisch, es hat nur eine einzige erzählende Zeile. Zugleich zeigt dasselbe, mit welcher Meisterschaft die älteren Minnesinger das Sinnliche zu behandeln verstanden. Die Sinnlichkeit stört hier den poetischen Genuß nicht im mindesten, die einfache Herzlichkeit und tiefe Innigkeit, welche aus jeder Zeile spricht, läßt uns das Sinnliche in diesem Liede ganz vergessen.

Die dramatische Form der lyrischen Poesie jener Zeit ist durchaus nicht etwas künstlich Gemachtes, sondern sie ist unmittelbar hervorgewachsen aus dem Leben des Volkes. Aus alter heidnischer Vorzeit stammte der Brauch, den Frühling bei seinem Kommen durch ein Fest zu begrüßen. Bei diesem Maifeste wurden von Jünglingen und Jungfrauen auch Tänze aufgeführt, welche gewöhnlich den Kampf des Winters mit dem Frühling und den endlichen Sieg des letzteren darstellten. Zu diesen Tänzen sang man Lieder, deren Strophen abwechselnd von den Jünglingen und Jungfrauen gesungen wurden. Gewöhnlich war der Inhalt dieser Lieder ein Zwiegespäch zwischen dem Winter und dem Frühling, in welchem sie wie zwei Feldherren mit einander verhandelten. Diese Tänze waren also im Grunde dramatische

Aufführungen, und aus denselben erwuchs die dramatische Form der alten Liebeslieder. Denn als die Liebe zuerst anfing, ihrer selbst bewußt zu werden und im Liede sich auszusprechen, da boten sich ihr von selbst jene alten, überlieferten Formen dar, und in die Klänge der Maienlust mischten sich die Töne von Liebesleid und Liebesglück. Vielleicht waren die oben angeführten Frauenstrophen nur Stücke aus solchen Festliedern und wurden wirklich von den Jungfrauen gesungen, während die Jünglinge mit den Männerstrophen antworteten.

Mit diesem Hervorwachsen unserer älteren Liebesdichtung aus den Liedern, welche bei dem alten Maifest gesungen wurden, hängt es auch zusammen, daß sich dieselbe innig an die Natur und ihre Wandlungen anschließt. Der Frühling bringt die Maientänze und mit ihnen Liebeslust und Liebesfreude, der Winter dagegegen trennt die Liebenden und hat nichts als Liebessehnen und Liebesleid. Die Linde, das Vöglein, die Blumen sind die Vertrauten der Liebenden, und aus der Natur nimmt der Dichter seine Gleichnisse und Bilder, in denen er von der Geliebten spricht. Dieses innige Anlehnen an die Natur ist der andere Grundzug des deutschen Minnesangs, der nicht nur dem älteren Liebesliede eigen ist, sondern auch den Liedern, welche auf der Höhe höfischer Kunst stehen. Ein ungenannter Dichter singt von der Lust des Maien:

„In lichter Farbe steht der Wald
Der Vögel Schall nun tönet,
Die Wonne ward so mannigfalt.
Des Maien Glanz, der krönet
Des Herzens Sehnen: wer wär alt,
Da so die Zeit sich schönet?
Herr Mai, Euch sei der Preis gezahlt,
Der Winter sei gehöhnet.“ *)

Dieses prächtige Liedchen, welches den Dichter als

*) Die Zwiereimigkeit dieser Strophe läßt bereits auf französischen Einfluß schließen.

Kämpfer für den Mai und als Feind des Winters zeigt, war vermutlich eine Strophe aus einem solchen Tanzlied, in welchem der Streit zwischen Sommer und Winter dargestellt werden sollte. Ähnlich singt ein andrer: „Ich habe gesehen, was meinem Herzen so wohl thut, von dem grünen Laube bin ich so wohlgemut geworden, die Heide steht wonniglich: mich freut, daß sie so viel schöner Blumen hat." — „Nie sah ich den Sommer," heißt es in einer andern Strophe aus jener Zeit, „so herrlich und schön: mit manchen bunten Blumen hat die Heide sich geziert. Der Wald ist Sanges so voll. Die Zeit thut selbst den kleinen Vöglein wohl."

Während in diesen Liedern mehr die Natur selbst geschildert wird, klingen in anderen die Beziehungen des Frühlings zur Liebeslust und Lebensfreude bestimmter durch. So in mehreren kleinen Liedern ungenannter Sänger der ältern Zeit:

„Tanzen wir den Reihen
Nun, Fraue mein,
Und freuen uns des Maien,
Uns kommt sein Schein.
Der Winter, der der Heide
Schuf schmerzliche Not,
Der ist nun zergangen:
Und wonniglich nun prangen
Die Blumen rot."

Ein andres lautet:

„Ich will nicht mehr traurig stehn,
Laßt uns auf die Heide gehn,
Liebliche Gespielen mein!
Dort seh'n wir der Blumen Schein.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir.

„Süße Minne, ziele gut
Mach mir einen Blumenhut:
Den geb ich dem stolzen Mann,
Der wohl Frauen dienen kann.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir!"

Eine wahrhaft kindliche Lust spricht aus diesen Zeilen.

Und wieder ein andres heißt:

„Nun will ich alle fröhlich sehn,
Laßt uns die Zeit mit Sang begehn.
Wir sehen bunte Blumen stehn,
Die Heide blüht so wunderschön.
Tanzen, reihen, springen soll
Nun alles froh mit Schalle,
Das ziemet holden Kindern wohl,
Nun scherzet mit dem Balle!
Mein Lieb ist aller Tugend voll,
Weiß nicht, wie ich ihr gefalle!“

Der Gesang der Nachtigall erinnert den Liebenden an die Königin seines Herzens:

„Die Nachtigall, die sang so wohl,
Daß man ihrs immer danken soll
Und andern kleinen Vögelein.
Da dacht ich an die Fraue mein:
Die muß meines Herzens Königin sein.“

An ähnlichen Liedern ist die ältere Zeit des Minnesanges sehr reich.

Aber auch an Liedern, die das Nahen des Winters beklagen, fehlt es nicht. „Die Linde“*), läßt ein ungenannter Dichter eine Frau klagen, „ist nun nachgerade bloß und der Blätter beraubt. Mich haßt mein Geselle: was mir Genuß schaffen sollte, davon habe ich Schmerz. Ja, es giebt so viele treulose Weiber, die haben ihm den Kopf verdreht gemacht. Gott weiß es, daß ich ihm am gewogensten bin. Sie verstehen nichts, als zu betrügen, so manchen jungen, unerfahrenen Mann. O weh mir seiner Jugend! Die schafft mir viele Sorgen!“ Ein andrer Dichter singt:

„Von Sehnsucht leid ich Not,
Die schafft mir vieles Weh!
Das macht der kalte Winter
Und auch der weiße Schnee.
Käme mir die Sommerzeit,
Wie wollt ich schmücken meinen Leib
Für ein gar wunderschönes Weib!“

*) Unter der Linde ist in dem ältern Minnesang immer die Gemeindelinde gemeint, unter welcher das Maifest gefeiert wurde.

Auch Dietmar von Aist hat unter seinen Gedichten ein prächtiges Herbstlied:

„Ich segne dich, Sommerwonne!
Der Vögel Sang ist verschwunden
Und auch der Linde Laub.
Nun trübet sich mir auch
Mein Auge, das heitre, helle,
Laß ab, o Trautgeselle,
Von allen andern Frauen,
Sollst nicht nach ihnen schauen.
Als du zuerst mich hast gesehn,
Da deucht' ich dich fürwahr so schön
Und so recht minniglich angethan,
Des mahn ich dich, du lieber Mann!"

In so inniger Weise verschmolz der ältere Minnesang die Stimmung des Herzens mit dem Wechsel der Jahreszeiten. In dem Blühen oder Welken der Blumen auf der Heide, in dem Singen oder Schweigen der Vögel im Walde sah der Sänger jener Zeit die Teilnahme der Natur und zuletzt der Gottheit, die sich durch dieselbe offenbarte, an seinem Leid und an seiner Freude.

Das zuletzt angeführte Lied Dietmars zeigt wieder ein Mädchen, welches in banger Sorge ist, daß der Geliebte ihr in der Winterzeit, wo sie nicht mit ihm zusammenkommen konnte, untreu werden möchte. Neben diesen Frauenstrophen finden sich aber bei jenen älteren Dichtern auch Männerstrophen, in welchen bereits, wie in der Blütezeit der höfischen Lyrik, der Mann als der Klagende und Werbende erscheint. Freilich stellt der ältere Minnesang das Weib noch nicht auf jene ideale, fast nebelhafte Höhe, wie die spätere Minnedichtung, noch erscheint der Mann nicht als der ergebene Lehens- und Dienstmann einer geliebten Herrin, vielmehr zeigt er sich selbst in seinem Liebeswerben oft hart und trotzig; noch ist also von einem eigentlichen Frauendienst nicht im entferntesten die Rede. Dennoch haben wir hier die Keime jener späteren höfischen Minne.

Schon der Kürenberger hat solche Männerstrophen. So singt er einmal:

„Weib, o du schönes, nun fahre du mit mir:
Lieb und auch das Leid, das teile ich mit dir.
So lang als ich das Leben hab' bist du die Liebste mein:
Doch liebst du einen Schlechten, dann müssen wir geschieden sein."

Ein andres Lied desselben Dichters lautet:

„Der funkelnde Stern birgt hinter Wolken sich!
So thu auch du, Geliebte, siehst du vor andern mich.
So laß du deine Augen gehn an einen andern Mann:
Wie zwischen uns es stehe, dann sicher niemand wissen kann."

In einer andern Strophe preist er die Geliebte in folgenden Worten:

„Die schönste aller Frauen ist noch ein Mägdelein.
Wenn ich so an sie sende den lieben Boten mein,
Möcht' ich am liebsten selber gehn, wenn's nicht ihr Schade wär'.
Weiß nicht, wie ich ihr gefalle: noch nie liebt ich ein Weib so sehr."

Dieses Lied zeigt uns zugleich, daß die Geliebte des Kürenbergers ein Mädchen war und nicht, wie es in der späteren Zeit vorkam, die Gattin eines andern. Diese sittliche Verirrung war der älteren Zeit des Minnesangs noch unbekannt; der deutsche Liebesfrühling blüht so frisch, so herrlich, so unentweiht, daß durch nichts der Genuß an jener innigen Wärme und köstlichen Naivetät gestört wird, mit welcher die Liebe ihre ersten Laute in deutscher Zunge stammelt.

Ein andrer, ungenannter Dichter singt:

„Singe meiner hohen Königin,
Nachtigall, ein Lied! Sag ihr darin,
Wie allzeit mein Herz und treuer Sinn
Brennt nach ihrer süßen Liebe hin."

In langen Streckversen klagt Dietmar von Aist in einem seiner Lieder: „Die ganze Welt hat nun Ruhe, nur ich allein kann nicht einschlafen. Das kommt von einer schönen Frau, der ich gerne lieb wäre und in der alle meine Freude ruht. Wie soll das noch enden? Mir ist, als müßte ich

sterben. Warum hat sie Gott mir armen Manne zur Qual erschaffen?“ Auch Meinloh von Sevelingen singt von der Geliebten in Strophen, welche der des Kürenbergers verwandt sind. Eine derselben heißt:

„Dir entbietet seinen Dienst dem du, o Frau, bist wie sein Leib.
Er läßt dir sagen, wahrlich! daß du ihm alle andren Weib'
Aus seinem Sinn benommen, daß er an dich nur immer denkt.
Um deiner Tugend willen sei ihm ein wenig Trost geschenkt!
Du hast ihm, süßes Weib, beinah' verkehret Sinn und Leben.
Er hat um deinetwillen
Freud und Zufriedenheit für Schmerz und Trauern hingegeben.“

Daß Meinloh hier der Herrin seinen Dienst entbieten läßt, zeigt uns, daß dieses Gedicht schon auf der Schwelle der neuen Zeit steht; denn jene Formel läßt bereits auf eine Berührung mit der romanischen Dichtung schließen, obwohl sich sonst in dem Liede noch keine Spur fremden Einflusses zeigt.

Neben der Innigkeit, welche aus diesen Männerstrophen spricht, finden sich aber auch Beispiele trotziger Härte und hochfahrenden Gleichmuts; so in der bereits oben angeführten Strophe des Kürenbergers, in welcher ein Ritter nach Roß und Rüstung verlangt, um der Liebe einer Frau zu entfliehen. In einem andern Liede desselben Dichters spricht ein Ritter in hochfahrender Weise von den Frauen wie von einem Spielzeuge:

„Ja, Weib und Federspiel,*) die werden leichtlich zahm.
Wenn einer sie nur locket, so suchen sie den Mann.**)
So warb ein schöner Ritter um eine Fraue gut,
Wenn ich daran gedenke, so steht wohl hoch mir mein Mut.“

Solche Lieder wären in späterer Zeit als die stärksten Verletzungen höfischer Zucht gerügt worden; in jener älteren Zeit aber wehrte niemand dieselben ab, die Frauen sahen in der Liebe des Mannes noch ein freies Geschenk der

*) Falke.
**) Vokalreim.

Gnade, niemand zog den unumschränkten Gebieter zur Rechenschaft, wenn er rücksichtslos und hart war.

Neben den Liedern entstanden in der älteren Zeit des Minnesanges auch bereits Sprüche, die gleichfalls aus den alten Gelegenheitsgedichten des Volkes sich entwickelten. Sie sind also mit dem Lied aus derselben Wurzel hervorgewachsen, nur sind sie nicht der Minne geweiht, wie das Lied, sondern ihr Inhalt ist meist ein ethischer und religiöser. Der Spruchdichter jener älteren Zeit, von dem uns Sprüche in den Handschriften erhalten sind, heißt Spervogel. Er war ein Fahrender ohne Lehen und eignen Besitz, der als Dichter von Hof zu Hof ritt, um durch seine Gesänge die versammelten Gäste zu erfreuen. Seine Sprüche führen uns mitten in das Leben der Fahrenden hinein und preisen die Freigebigkeit (die Milde) der Fürsten und das Glück eignen Besitzes. In einem derselben singt er:

„Ich sag' euch, lieben Söhne mein,
Euch wächset weder Korn noch Wein,
Ich weiß euch nicht zu zeigen
Die Lehen und die Eigen.
Nun gnad euch Gott, der gute,
Und geb' euch Seligkeit und Heil.
Gar wohl gelang von Dänemark Herrn Frute."*)

In einem andern Spruche nennt er eine Reihe Fürsten und Herren, welche er als Muster der Freigebigkeit preist und andern Fürsten vorhält. „Zimmere dir dein Haus!" ruft er ein andres Mal, „gar gut ist eigen Gemach." Einige seiner Sprüche enthalten weise Lehren im Gewande der Fabel. So singt er einmal:

„Es wollt' ein Wolf der Sünd' entfliehn
Und zog sich in ein Kloster hin,
Dort wollt er geistlich nun leben.
Da hieß man ihn der Schafe pflegen.**)

*) Frut von Dänemark war damals in Süddeutschland sprichwörtlich allgemein bekannt. Er war eine glänzende Sagengestalt des Nordens und galt als Vertreter der Fürstenmilde.

**) Vokalreim. — Man legte ihm die höchste Probe auf.

Gleich fing sein altes Leben an,
Er biß dort tot Schaf und Schwein:
Und sprach, des Pfaffen Rüde hätt's gethan."

Ein andrer seiner Sprüche heißt:

„Zwei Hunde stritten um ein Bein;
Der feige greint' und ließ es sein.
Was half ihm all sein Greinen?
Er mußte das Bein vermeiden.
Der andre aber wagt' es:
Er trug vom Tische es zur Thür
Und stand vor seinem Angesicht und nagt' es."

Ebenso hat der Spervogel auch religiöse Sprüche. So liegen auch die Anfänge der ernsten, ethischen Richtung der höfischen Lyrik bereits in der älteren, rein deutschen Zeit des Minnesanges; auch die Keime des Herrendienstes und Gottesdienstes der späteren Zeit finden sich hier und zwar schon kräftig entwickelt.

Die ältere Zeit des deutschen Minnesanges reicht etwa von der Mitte des zwölften Jahrhunderts bis zum Jahre 1180. Um dieses Jahr aber tritt der Minnesang in eine neue Stufe der Entwickelung, das Heimische mischt sich mit Fremdem, durch französische und provenzalische Einflüsse bildet sich das deutsche Minnelied weiter aus, und aus dieser Verschmelzung des Eignen mit dem von auswärts Hereinbringenden geht die Blütezeit der höfischen Lyrik hervor. Es läßt sich natürlich kein bestimmtes Jahr feststellen, in welchem diese Wandlung eintritt; das Eindringen des Fremden geschieht ganz allmählich, ganz leise und unvermerkt, bis auf einmal die Spuren fremder Kunst in Form und Inhalt bei einzelnen Dichtern auf das bestimmteste zu tage treten. Die ersten Zeichen von dem Eindringen des französischen Frauendienstes sehen wir bei Meinloh von Sevelingen und bei dem Burggrafen von Rietenburg.*) Das sind aber nur ganz vereinzelte Spuren, die für die gesamte Dichtung selbst noch ohne Bedeutung sind. Erst mit Heinrich von

*) „Ich entbiete ihr meinen steten Dienst" singt dieser.

Veldeke, der etwa im Jahre 1184 seine nach einem französischen Virgil gedichtete „Eneit“ vollendete, bricht die fremde Kunst mit voller Gewalt herein. Wie dieser Dichter der Schöpfer des mittelhochdeutschen höfischen Epos war, so zeigte er auch der Lyrik die Bahnen, welche sie künftig gehen sollte. Jene Zeit selbst war sich dessen klar bewußt, und Gottfried von Straßburg singt von ihm:

„Von Veldeke Herr Heinrich,
Der sprach aus vollem Sinne:
Wie wohl sang er von Minne!
Wie kleidet er so herrlich ein
In Worte die Gedanken sein,
Als sei, was alles er gesungen,
Dem Quell des Pegasus entsprungen.
Ich hab ihn selber nicht gesehn;
Nun hör die Besten ich gestehn,
Die da in seinen Jahren
Und seither Meister waren,
Die geben all' ihm einen Preis:
Er impfete das erste Reis
Gar schön in deutscher Zungen:
Davon sind Äst' entsprungen,
Von denen Blüten kamen,
Welchen sie Schmuck entnahmen,
Zu jedem meisterlichen Funde.
Nun hat dieselbe Kunde*)
So weit sich ausgebreitet,
Manch schöne Weis' bereitet,
Daß alle, die nun sprechen,
Sich da die Fülle brechen
Von Blüten und von Reisen
An Worten und an Weisen.“**)

In Südfrankreich hatte sich kurz nach dem ersten Kreuzzuge jener ritterliche Geist entwickelt, welcher sich in feineren Lebensformen und ganz besonders in hoher Verehrung der Frauen kundgab. Der Ritter erkor sich eine Frau, der er sein Leben zum Dienste weihte, mochte dieselbe verheiratet

*) d. i. Kenntnis.
**) Tristan und Isolde v. 4724 ff.

sein oder nicht. Alles, was sie von ihm verlangte, und wäre es auch etwas noch so Thörichtes gewesen, hatte er unbedingt zu thun, wenn er nicht ihrer Huld und Gunst auf das bestimmteste verlustig gehen wollte. In ihrem Dienste führte er die Lanze, und er zog auf Abenteuer aus, um zu ihrer Ehre kühne Thaten zu vollbringen. Wie weit sich hier zuweilen die französischen Ritter von edler Männlichkeit verirrten, zeigt das Beispiel des Troubadours Peire Vidal. Dieser ließ sich eine Zeit lang zu Ehren einer Dame, der Loba (d. i. Wölfin) von Penautier, Wolf nennen, ja er ließ sich sogar in eine Wolfshaut nähen und in dem Gebirge von Cabaret von Hirten und Hunden jagen. Bald hätte ihm diese Jagd den Tod gebracht; erschöpft, von Hundebissen schwer verletzt, brach er zusammen, und man trug ihn, der Sinne beraubt, für tot in die Wohnung der Loba. Nur den Bemühungen eines Arztes, welchen der Gemahl der Loba herbeirufen ließ, gelang es, den Troubadour ins Leben zurückzurufen, und nur langsam genas er von seinen Wunden. Wir sehen hier das Urbild der Irrfahrten Ulrichs von Lichtenstein, und wir können uns über die Verkehrtheiten, welche der Lichtensteiner beging, damit trösten, daß er doch sein Vorbild nicht ganz erreichte. Bei diesem Frauendienst hatten sich ganz bestimmte Gesetze herausgebildet. Die wichtigsten derselben waren die beiden folgenden: Der Ritter durfte den Namen seiner Dame niemals verraten, und er durfte seinen Dienst nur der einen Frau widmen; es war ihm nicht gestattet, auch einmal eine andere zu besingen. Der Troubadour Bertrand de Born, welcher der Mathilde von Montignac sein Leben zum Dienst geweiht hatte, dichtete einstmals aus Gefälligkeit gegen seinen Freund, den Vizgrafen von Comborn, ein Lied, in welchem er die Vermählung desselben mit Guiscarda von Beaujeu feierte und dem Lande Limousin zu dieser Eroberung Glück wünschte. Kaum erhielt Mathilde von Montignac von diesem Liede Kunde, so verabschiedete sie den Sänger aus ihrem Dienste.

Vergebens bot er alle seine Kunst auf, um ihre Huld wieder zu gewinnen, vergebens pries er ihre Schönheit in den prächtigsten Liedern: sie blieb unerbittlich, ihr Herz konnte jenen Fehltritt nicht verzeihen. Endlich nahm sich eine edle Dame seiner Angelegenheit an, und ihrer Vermittelung gelang es, die Versöhnung der beiden Liebenden herbeizuführen.

Dieser Frauendienst kam nun auch nach Deutschland. Auch hier begannen die Ritter sich eine Dame zur Herrin zu erwählen und derselben ihren Dienst zu entbieten, auch hier gelangten jene Gesetze zur Geltung: man hütete sich den Namen seiner Herrin zu verraten, und man hielt es für unritterliche Treulosigkeit, wenn jemand außer der erwählten Herrin noch eine andere Frau in seinen Liedern feierte. So nannte z. B. Walther von der Vogelweide einmal, um die andern scherzend zu täuschen, die Geliebte, von der er sang, Hildegunde, mit Hindeutung auf die Sage von Walther und Hildegunde. Das reizende, durch und durch humoristische Lied lautet:

„Die mir in dem Winter alle Freud' benommen,
Es sei nun Weib, es sei nun Mann, —
Diese Sommerzeit mag ihnen gut bekommen!
O weh, daß ich nicht fluchen kann!
Aber leider kann ich immer
Nur den übeln Fluch: ‚Verwünscht!‘ Nein!
das wär' ein allzuschlimmer.

Noch zwei andre kräft'ge Flüche kann ich auch,
Die fluchen nach dem Willen mein:
Hören müssen sie ‚den Esel‘ und ‚den Gauch‘*)
Früh nüchtern! Das wird furchtbar sein!
O weh ihnen! Ach die Armen!
Wüßte ich, ob sie's bereuten, wollt' ich mich
um Gott erbarmen.**)

---

*) Kuckuck. Den Esel oder Kuckuck vor dem Morgenimbiß schreien oder auch nur von diesen Tieren reden zu hören, galt als ein schlimmes Vorzeichen. Der Dichter verspottet hier seine abergläubischen Feinde.

**) Wenn es ihnen leid wäre, daß sie mir Übles zugefügt haben, dann wollte ich noch einmal die Flüche unterdrücken.

Man soll sein geduldig wider Ungeduld,
Jedoch den Schlechten ist das leid.
Wen die Bösen hassen ohne seine Schuld,
Der dankt es seiner Tüchtigkeit.
Wollt' die Gute nur erlösen
Huldvoll mich von allem Leid, was scherte mich der Haß
der Bösen?

Schwören will ich's hier bei ihrem holden Leib,
Daß sie den Eid gar wohl vernimmt:
Ist mir eine lieber, Mädchen oder Weib,
So sei die Hölle mir bestimmt.
Hat sie nun ein wenig Treue,
So vertraut sie meinem Eide, daß mein Herz sich endlich
freue.

Helft mir, Herrn und Freunde, helft, noch ist es Zeit!
Ich sage euch, es endet so:
Sieg' ich nicht in diesem minniglichen Streit,
So werd' ich niemals wieder froh!
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehn, bis sie mich küßt mit
Freundesmunde.

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehn, bis sie es heilet ganz von
Grunde.
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehn, sie werde denn heil von
Hildegunde."

Einem andern Sänger sagt die Geliebte, er solle sie „Je länger, je lieber" nennen. Ulrich von Wintersteten würde seine Geliebte wegen ihrer Hartherzigkeit beim König verklagen, aber „was hülfe mir meine Klage," fährt er fort, „wie gut Gericht auch der König hat, wer würde sie denn verfolgen, da ich doch ihren Namen nicht nennen darf?" Und der Schenk von Limburg singt: „Kaum kann ich unterlassen, die Gute zu nennen! Ich nenne sie! ‚Warum nicht?' mögt ihr da fragen. Jetzt wird sie gegenannt! Doch nein, es würde weder mir noch ihr ziemen."

Hetzbolt von Weißensee verbirgt den wirklichen Namen seiner Geliebten hinter der Bezeichnung „der Schönheit Glanz“, und Heinrich von Veldeke sagt in einem seiner Lieder: „Fragt mich jemand, wer sie sei, der erkenne sie daran, es ist die Wohlgethane!“ So vermied man es, den Namen der Geliebten zu nennen, und man begnügte sich, sie allgemein als die Gute, die Süße, die Reine, die Liebe, die Falschesfreie, die minniglich Schöne, die Krone aller Tugenden u. s. w. anzureden. Solche Schmeichel- und Kosenamen erklangen in allen Liedern.

Die Verheimlichung des Namens hing mit dem eigentümlichen Brauche jener Zeit zusammen, besonders verheiratete Frauen zum Gegenstand von Liebeshuldigungen zu erwählen. Dieser Brauch war mit dem Frauendienst zugleich aus der Provence und aus Frankreich nach Deutschland gekommen. Aus dem Lehensdienst war der Frauendienst erwachsen, und wie man dem Lehensherrn huldigte, so hatte man auch in der Zeit, als man vor der Frau höhere Achtung zu empfinden begann, die Gemahlin desselben mit in die Huldigung einschließen wollen. Daher waren es gewöhnlich Frauen von Fürsten und hochstehenden Herren, welchen die provenzalischen und französischen Ritter und Dichter ihre Dienste widmeten. So lange dieser Dienst nichts weiter war, als eine einfache Huldigung, die der Schönheit der Herrin dargebracht wurde, so lange war auch dieser Brauch nicht tadelnswert; im Gegenteil, er diente dazu, eine feine Galanterie und höfische Bildung zu erzeugen. Als man aber anfing, ohne Rücksicht auf das Lehensverhältnis jede beliebige Edeldame zu solchem Dienst zu erwählen, da schwand auch jene ehrerbietige Zurückhaltung, die durch die Schranken des Standes und durch das Lehensverhältnis bedingt war. Die Ritter und Dichter begnügten sich jetzt nicht mehr damit, aus scheuer Ferne der erwählten Herrin zu huldigen, sondern sie mischten in den Preis der Schönheit das Geständnis ihrer Liebe und forderten

von der Erwählten Gegenliebe. Damit brach aber eine bedenkliche sittliche Verwirrung herein, die zuletzt so weit ging, daß man in Frankreich gleichsam als ersten Paragraphen des Minnecodex die Regel hinstellte: Wahre Liebe ist nur außer der Ehe möglich. So schloß man die Ehe ganz von jenem Frauendienst aus und stempelte sie zum Grabe der Liebe. Daß damit eine verhängnisvolle Bahn betreten war, wird niemand leugnen.

Man hat versucht, diese Verirrung mit den Verhältnissen jener Zeit zu entschuldigen. Einmal hat man gesagt, jene Zeit habe überhaupt noch keinen rechten Begriff von der Heiligkeit und Würde der Ehe gehabt, ein andres Mal hat man gemeint, die Ehen seien damals bloß aus Rücksicht auf Familienbesitz und Lehensverhältnisse geschlossen worden. Endlich hat man sich wohl auch kurz, aber doch etwas frivol über alle diese Verhältnisse hinweggesetzt, indem man sagte, moralische Stoßseufzer und Randglossen seien bei einem so glänzenden Zeitalter übel angebracht. Mit alledem hat man aber jene sittliche Verirrung weder hinweggeschafft, noch ihre Stärke gemildert. Die Entschuldigungen, die man versucht hat, entsprechen den wirklichen Verhältnissen nicht. Jene Zeit hatte recht wohl einen Begriff von der Heiligkeit der Ehe, wie sich aus vielen Aussprüchen belegen läßt, ja, die ganze Auffassung der Ehe war damals eine ungemein strenge, wenigstens in Deutschland. Nun wurde zwar manche Ehe aus Rücksichten äußerlicher Art geschlossen, wie heute noch; aber eben so viele, wenn nicht noch weit mehr, waren bestimmt Bündnisse, die aus wahrer, herzlicher Liebe hervorgegangen waren. Man muß also, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, jene Verirrung zugestehen: sie war da, und sie läßt sich durch keinerlei schöne Redewendungen hinwegbringen. Eigentümlicher Weise berührt sich auch hier das Zeitalter des Minnesangs mit dem griechischen Altertum, nur daß dieses letztere an einer noch weit schlimmeren sittlichen Ver-

irrung litt. Wie aber das griechische Altertum trotz dieser Verhältnisse die herrlichsten und reinsten Gedanken erzeugte, so gewann auch der deutsche Minnesang jener unsittlichen Seite des französischen Frauendienstes so hohe und edle Gedanken ab, daß man bei den Liedern der Meister jener Zeit in der That der wirklichen Verhältnisse ganz vergißt. Und darin offenbart sich ja gerade die Größe eines Dichters, daß er auch dem Schlimmen und von dem üblichen Weg der Sitte Abweichenden die herrlichsten Früchte abzugewinnen vermag. Welche herrlichen Gebilde hat Sophokles aus den scheußlichsten griechischen Sagen geschaffen, welche Fülle von Menschlichkeit hat er in die Unmenschen jener Sagen gelegt! Und was für Stoffen haben Goethe und Schiller ihre herrlichsten Dichtungen abgewonnen? Es bedarf daher nicht eines sittlichen Zeitalters oder eines sittlichen Stoffes, um in der Kunst reine und edle Wirkungen zu erzielen, es bedarf nur eines Dichters von so hohem Gehalte der Seele wie Sophokles, wie Goethe, wie Walther von der Vogelweide, um jedem Stoffe die höchsten und reinsten Wirkungen abzuringen.

Wenn nun aber auch jener Brauch, verheirateten Frauen zu huldigen, mit dem Frauendienste aus Frankreich nach Deutschland kam, so blieb doch Deutschland hier weit hinter seinem Vorbilde zurück. Wie in der älteren, rein deutschen Zeit des Minnesanges die Geliebte ein Mädchen war, so konnte sich der deutsche Geist auch nie ganz mit der französischen Modeminne befreunden. Immer wurden von Zeit zu Zeit Stimmen laut, welche jene Minne, die der Gattin eines andern huldigte, verurteilten. So preist der Winsbeke das Glück der Ehe und mahnt den Sohn zu fester, treuer Liebe.*) Mit den stärksten Worten rügt es Spervogel, wenn ein Mann, der ein gut Weib habe, einer anderen seine Liebe schenke; er vergleicht einen solchen einem

*) Vergl. S. 25.

Tiere, das den lauteren Bronnen verlasse und sich in einem trüben Pfuhle wälze. Ganz besonders aber hat Wolfram von Eschenbach den Minnecodex der Franzosen durchbrochen. Er, der selbst Tagelieder von großartiger sinnlicher Wahrheit und gewaltiger Glut der Leidenschaft gedichtet hat, preist doch höher als diese Modeliebe die Minne, welche nicht die Merker zu scheuen, nicht durch Wächter und Tageslicht erschreckt zu werden braucht: die Minne einer geliebten Gattin. Und das herrlichste Liebesgemälde, was dieser Dichter geschaffen, und durch das er, nach W. Scherers treffendem Worte, seine eignen Tagelieder in Schatten gestellt hat, ist die Schilderung des Eheglücks in seinem Epos: Willehalm, wo er den vom Kampfe ermatteten Mann am Herzen des Weibes Frieden und Ruhe, Heilung und Erquickung finden läßt. Und er schildert mit einer Innigkeit und Wärme, mit einer Gewalt des Ausdrucks, mit einer Wahrheit ohne gleichen. Großartiger und unbefangener hat selbst die griechische Kunst die Wirklichkeit nicht erfaßt. Auch Reinmar von Zweter tadelt die, welche neben ihrem Weibe noch einer anderen begehrten; wer ein gutes Weib in rechter Ehe besitze, der sei aberwitzig und ein Minnethor, wenn er seinen Sinn noch auf andere richte.

Dazu kam, daß die Liebe, welche deutsche Dichter anderen Frauen widmeten, vielfach eine rein geistige war, welche in scheuer Zurückhaltung bewundernd zu der erwählten Herrin aufschaute. Es war diese Minne oft nichts weiter, als ein feiner geistiger Verkehr zwischen dem Dichter und einer hochstehenden Frau. So erklärt Walther in einem seiner Lieder, daß er den Frauen immer um nichts andres, als nur um ihren Gruß gedient habe. Am schärfsten tritt die französische Sitte in der Geschichte Ulrichs von Lichtenstein zu tage, der, selbst vermählt, der Gattin eines andern seinen Dienst weihte; aber seine Lebensführung stand ziemlich vereinzelt da, und wenn sich die Zeitgenossen auch an seinen Abenteuern ergötzten, so folgten sie doch nicht dem Beispiele

des Sonderlings. Doch selbst in der Geschichte des Lichtensteiners zeigt sich etwas, was für die Beurteilung jener Zeit von höchster Wichtigkeit ist: das langjährige Werben Ulrichs war ohne jeden Erfolg; denn daß seine Andeutung, er sei erhört worden, bloß eine Erfindung seiner Eitelkeit und vielleicht auch eine kleine, boshafte Rache an der spröden Herrin ist, das geht aus dem spätern Gange seines Berichtes, aus den Widersprüchen, in die er sich verwickelt, deutlich hervor. Und Ulrich war doch ein Ritter, der an thörichter Ergebenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Was war also der Grund, weshalb die Herrin ihn immer und immer wieder zurückwies? Ein paar Zeilen der Frau selbst geben uns darüber Aufschluß; sie schreibt ihm (s. oben S. 66.) einmal:

„Ez sprichet manic man
des in sîn herze niht gelêren kan,
wan als er von fremdem dinge
gert ze gewinnen sinne.
swer muotet des er niht ensol,
der hât im selb versaget wol.“

Damit will sie sagen: „Ihr seid ein Mann, der ganz andere Dinge spricht, als ihn sein Herz lehrt. Ihr ahmt nur fremde Dinge, d. i. die französische Modeminne, nach, und hofft dadurch bei mir etwas zu erreichen. Da ich aber bereits vermählt bin und Ihr es auch seid, so begehrt Ihr etwas, was Ihr nach göttlicher und menschlicher Ordnung nicht sollt, und damit habt Ihr Euch Euer Begehren selbst versagt; denn das werdet Ihr wohl nicht zu erwarten wagen, daß ich von dem Wege der Sitte und Ehre abzuweichen vermöchte.“ Hier haben wir den Schlüssel zu dem Verhalten der Frau; sie wies des Lichtensteiners Werben zurück, weil sie die treue Gattin eines andern war. Und so wie sie handelten die meisten deutschen Frauen: sie lehnten die französische Modeminne mit gesundem Sinne ab. Daraus erklärt es sich, daß fast alle Dichter über die Herzenshärte

ihrer erwählten Herrin klagen, daß sie immer und immer wieder um ein Zeichen der Gunst flehen, um einen Blick, um einen Gruß, der ihnen doch nicht gewährt wird. So singt der Schenk Ulrich von Wintersteten:

„Sommer will uns wieder bringen
Grünen Wald, der Vögel Singen;
Blumenkleid der Anger trägt;
Berg und Thal in allen Landen
Sind erlöst aus Winters Banden,
Und der Rosen Blühn sich regt.
Alles freut sich im Vereine
Niemand klagt, als ich alleine,
Seit die Holde, Süße, Reine,
Mir mein Herz in Banden schlägt.
Wer da dienet ohne Lohn
Mit Gesange,
Thut er's lange,
Der verlieret manchen Ton.

Ich will allen Menschen künden,
Daß sie lebt mit großen Sünden,
Der ich dien' in Treuen hier,
Die sie hat an mir verschuldet,
Da mein Herze Kummer duldet,
Keinen Trost gewährt sie mir.
Wie kann sie die Sünde büßen?
Mir ward nie ein lieblich Grüßen,
Davon wir uns scheiden müssen:
Urlaub will ich jetzt von ihr.
Wer viel dienet ohne Lohn
Mit Gesange,
Thut er's lange,
Der verlieret manchen Ton.

Fraue, die ihr mir vor allen
Einstmals mußtet wohl gefallen,
Noch vernehmt ein Liedelein:
Ihr seid schön, das sag' ich gerne,
Doch ist Hochmut euch nicht ferne,
Und das kränkt das Herze mein.

Drum will ich mein Singen kehren
An ein Weib, das Tugend lehren
Kann und alle Freude mehren:
Deren Diener will ich sein.
Wer viel dienet ohne Lohn
Mit Gesange,
Thut er's lange,
Der verlieret manchen Ton.

Minne, ach ich muß dich strafen,
Manchmal scheinst du ganz zu schlafen,
Seit mich fesselte dein Band.
Mein Gesang voll Sehnsuchtsfieber
Geht an deinem Ohr vorüber,
Niemals Hilf' ich bei dir fand.
Hilf, ich bin von schönen Blicken
Wund, die gänzlich mich umstricken
Und mir ganz den Sinn verrücken:
Stets in Treu' ich zu ihr stand.
Wer viel dienet ohne Lohn
Mit Gesange,
Thut er's lange,
Der verlieret manchen Ton.

Minne, heile meine Wunden!
Weh, was mir in kurzen Stunden
Doch von deinem Strahl geschah!
Mich hat über holden Wangen
Zweier Augen Glanz gefangen!
Ach, was ich darunter sah:
Einen Mund so rot! Von Sinnen
Bringt mich das noch. Was beginnen?
Ach, ich muß sie immer minnen:
Immer ist mein Herz ihr nah!
Wer viel dient, in Treue liebt:
Trägt sie Güte
Im Gemüte,
Wisset, daß sie Lohn ihm giebt!"

Und der Tannhäuser zählt in einem reizenden Gedichte allerlei unmögliche Dinge auf, welche seine Geliebte von ihm fordere, ehe sie seine Bitten um Gegenliebe erhören könne:

„Die Herrin mein will lohnen mir,
Der ich gedienet allezeit!
Das sollt ihr alle danken ihr:
Sie ist zur Güte stets bereit!
Nur soll verlegen ich den Rhein,
Daß er nicht mehr vor Koblenz geh':
Dann will sie thun den Willen mein.
Auch soll ich Sand aus jenem See,
In dem die Sonne untergeht,
Ihr bringen, so will sie gewähren.
Ein Stern dabei ganz nahe steht,
Des will sie auch nicht gern entbehren.
So steht mein Mut:
Was sie auch thut,
Das soll mich alles dünken gut.
Sie stellte sich in gute Hut
Die Reine:
Außer Gott alleine
Weiß niemand sonst die Frau, die ich da meine.

Ich muß dem Monde seinen Schein
Benehmen, soll ich sie noch haben:
So lohnet mir die Fraue mein,
Nur möcht' ich erst die Welt umgraben.
Und könnt' ich fliegen wie ein Star,
So schenkt' sie ihre Liebe mir,
Und höher schweben als ein Aar,
So stünd' ich hoch in Gunst bei ihr.
Verstäch' ich wie Herr Gahmuret
In einer Tjost wohl tausend Speer:
Wie wohl mir da gelohnet hätt'
Die Herrin mein! Sie macht mir's schwer!
So steht mein Mut:
Was sie auch thut,
Das soll mich alles dünken gut.
Sie stellte sich in gute Hut
Die Reine:
Außer Gott alleine
Weiß niemand sonst die Frau, die ich da meine.

Sie spricht, könnt' ich der Elbe Fluß
Aufhalten, dann thu' sie mir wohl,
Und auch des Donaustromes Guß:
Ihr Herz ist aller Tugend voll.

Den Salamander muß ich ihr
Gleich bringen aus dem Feuer her,
So will die Liebste lohnen mir,
Will alles thun, was ich begehr'.
Könnt' ich den Regen und den Schnee
Abwenden, sprach ihr holder Mund,
Dazu den Sommer und den Klee,
So gäb' sie Liebe mir zur Stund.
So steht mein Mut:
Was sie auch thut,
Das soll mich alles dünken gut.
Sie stellte sich in gute Hut
Die Reine:
Außer Gott alleine
Weiß niemand sonst die Frau, die ich da meine."

Ähnliche Klagen finden sich fast bei allen Dichtern. So waren die deutschen Frauen die Hüterinnen der Sitte, und ihr Verdienst ist es hauptsächlich, wenn der Minnedienst in Deutschland trotz des Eindringens französischen Brauches sich auch im Zeitalter der Blüte seine ursprüngliche Reinheit bewahrte.

Mit dem Umstande, daß das Minnewerben in vielen Fällen verheirateten Frauen galt, hing es auch zusammen, daß man die Merker (s. oben S. 121) als die ärgsten Feinde der Liebenden fürchtete und sie in der heftigsten Weise schmähte. Zwar kannte auch schon der ältere Minnesang dieses Geschlecht der Aufpasser und Verräter, aber damals waren sie doch nur störend, nicht gefährlich. Die Heimlichkeit und das stille Verborgensein vor der Welt gab der Liebe von jeher einen besonderen Reiz. Das Verhältnis zweier Liebenden zu einander ist an sich etwas so Zartes, daß von demselben, wenn es an die Öffentlichkeit heraustritt, leicht mit plumper Hand aller Duft hinweggestreift werden kann. Daher bestrebte man sich von jeher, ein solches Liebesverhältnis geheim zu halten, und sah jeden Beobachter als unberufenen Eindringling und als Feind an. Geschah das schon in einer Zeit, in welcher die Geliebte

in der Regel ein Mädchen war, so wurden in der späteren Zeit, in welcher man verheirateten Frauen huldigte, die Merker noch weit mehr gehaßt und gefürchtet. Denn wurde ein solches Verhältnis öffentlich bekannt, so war die Ehre der Frau für immer vernichtet, und der Werbende kam in Gefahr sein Leben zu verlieren. „Möchten diese hinterlistigen Gesellen,“ wünscht Heinrich von Meißen, „welche mit ihrer Falschheit den Liebenden die rechte Freude verkümmern, zu Stein werden, möchten sie von Weib und Kind getrennt und weit hinaus aufs Meer verschlagen werden!“ Und Johannes Hadlaub singt: „Die Merker und die Hut werden mich noch zu Grunde richten; um ihretwillen muß ich meine geliebte Herrin meiden. Ihre Worte schneiden, sie geben scharfe Schläge! Da ich nicht selbst zu ihr gelangen kann, so sende ich ihr doch mein Herz und meine Treue ganz und gar. Was muß ich um der Merker und der Hut willen alles lassen! Wie selten kann ich die Holde schauen! Daß sie verflucht seien! Ihre Zungen sind so lang, ihr leise gleitender Gang ist aller Tugend bar! Sie sehen sich um wie die Katze nach der Maus. Möge sie der Teufel in seine Gewalt bekommen und ihnen die Augen ausreißen!“ Andere Dichter erklären, daß die Hut die Frauen in ihrer Würde verletze; denn eine reine Frau wisse sich schon selbst zu behüten. Die Hut verderbe nur die Frauen; denn sie würden dadurch gereizt, die Hüter zu täuschen. So singt Heinrich von Morungen:

„Wie so gut
Ist sie, sie müsse selig sein!
Weh der Hut,
Die man ihr giebt der Welt zum Schein,
Die so selten mich, so selten! läßt die Holde sehn.
Wie die Sonne muß sie abends untergehn!

Schmerz und Sorgen
Hab ich, daß die Nacht zergeh,
Bis zum Morgen,
Wo ich sie vielleicht erseh,

Die viel liebe Sonne, die so herrlich leuchtet dann,
Daß kein trübes Wölkchen sie verhüllen kann.

Wer die Frauen
Hütet, dem verkünd' ich Bann.
Sie zu schauen,
Schuf die Holden Gott dem Mann,
Daß sie sei'n ein Spiegel und der Welt ein reines Bild.
Was nützt edles Gold, vergraben im Gefild?

Übel thut,
Wer will beraten reine Frau'n.
Stete Hut,
Die läßt nur schlimme Früchte schau'n.
Man soll Frauen gehn und sehen lassen ohne Zwang:
Mancher Kranke schon verbotnes Wasser trank."

So zieht sich der Kampf gegen Hut und Hüter durch das ganze Zeitalter des Minnesanges. Die Dichter klagen, wenn die Geliebte aus Furcht vor den Merkern sich von ihnen zurückzieht, sie triumphieren, wenn sie dieselben schlau hintergangen, sie jubeln, wenn sie die „argen Schälke" gründlich geärgert und sich ihren Haß erworben haben.

Die fortwährende Beobachtung, welcher die Frau ausgesetzt war, machte es dem Werbenden oft unmöglich, dieselbe zu sehen und zu sprechen, und er mußte ihr dann durch einen vertrauten Boten seine Gedanken kund thun. Dieser Botendienst findet sich auch bereits in der Zeit des älteren Minnesanges, und er ist wohl, ebenso wie die Hut und die Hüter, so alt wie die Liebe selbst; er ist also keineswegs erst aus Frankreich zu uns gebracht worden. Aber während er in der älteren Zeit etwas mehr Zufälliges und immerhin Seltenes war, wurde er im Zeitalter der Blüte des Minnesanges zu einem wichtigen Stücke des Minnedienstes, das zu demselben wesentlich mit gehörte. Gewöhnlich überbrachte der Bote seinen Auftrag mündlich, zuweilen auch geschrieben; oft sang der Bote der Herrin gleich das neue Lied vor, das sein Herr ihr sandte. Die Sorge, einen ver-

trauten Boten zu finden, bekümmerte die Liebenden oft sehr; denn es mußte eine Person sein, auf die sich beide völlig verlassen konnten; erfuhr doch der Bote das Geheimnis und konnte leicht zum Verräter werden. Dieser Sorge begegnen wir oft bei den Dichtern jener Zeit. So singt Rudolf von Rotenburg in einem seiner anmutigen Lieder:

„‚Heute gebe Gott ihr guten Tag,
Selbst zu grüßen ich sie nicht vermag!‘
Also sprech' ich immer
Alle Morgen früh
Und vergesse nimmer:
‚Gute Nacht!‘ noch nach des Tages Müh.

Meiner Sinne ich beinah vergaß,
Da ich Abschied nahm, wie sie dort saß,
Wie sie hold erglühte
Gleich dem Abendrot!
Was an Freud' mir blühte,
Das verbittert mir der Sehnsucht Not!

Und sie bat mich, da ich von ihr schied,
Bald zu senden ihr ein neues Lied.
Gerne möcht ich's senden,
Doch wen schick' ich hin,
Der es weißen Händen
Schön zu bringen weiß nach ihrem Sinn.

Und ein Bote? Leicht versäumt er's mir.
Mehr als tausend will ich senden ihr,
Die ihr alle bringen
Meinen süßen Sang
Und gar schön ihn singen,
So wird mir vielleicht ein: ‚Habe Dank!‘

Kam ein fremder Pilger jüngst zu mir,
Ungefragt erzählte er von ihr,
Daß sie sei zur Stunde
Schön und wohlgemut.
Das war eine Kunde,
Die so wonnig wohl dem Herzen thut.“

Auch Frauen sandten Boten an den werbenden Sänger. So die Edeldame, der Ulrich von Lichtenstein durch seine Ritterfahrten diente. Auch Reinmar der Alte läßt in einem seiner Lieder eine Frau Botschaft an den Geliebten senden. In köstlicher Weise schildert der Dichter, wie die Frau dem Boten alle ihre Gedanken anvertraut, wie sie mehr sagt, als sie sagen will, und dann plötzlich erschreckend hinzufügt: „Das sollst du aber verschweigen, sage ihm um Gottes willen nicht alles, was ich dir mitgeteilt habe!“ Es finden sich aber in jener Zeit auch schon Beispiele poetischer Übertragung des Botendienstes auf andere Wesen, so daß man zuweilen ganz an die Liebesdichtung der Neuzeit erinnert wird, in welcher die Lüfte, die Wolken, die Wellen, die Vögel angerufen werden, der Liebsten Grüße zu überbringen. So erwählt Heinrich von Stretelingen die Nachtigall zu seinem Boten, und Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile mag keinen anderen Boten haben, als Frau Minne selbst. „Frau Minne,“ singt er, „sei du mein Bote allein und sage der Holden, die ich von Herzen und mit ganzer Treue liebe, wie sie mir so ganz alle Sinne benimmt. Sie kann mir wohl hohe Freude geben; wollte ihr roter Mund mir lieblich lachen, so müßte all' mein Trauern verschwinden!“

In Bezug auf die Form der Minnedichtung machte sich der Anstoß, welchen Frankreich gegeben hatte, besonders in dem strengeren Bau des Verses und in der reicheren Gliederung der Strophe geltend. Man bestrebte sich, die Senkung niemals mehr ausfallen zu lassen, und wandte dem Reime größere Aufmerksamkeit zu. Die Reime wurden nach und nach immer reiner; im dreizehnten Jahrhundert waren die alten Vokalreime ganz verschwunden. Im unmittelbaren Anschluß an französische Vorbilder führte man oft zwei Reime durch die ganze Strophe und versuchte sich überhaupt in allerlei Reimkünsten. Die Strophe wurde durchgehends dreiteilig aufgebaut, der

Abgesang wurde mit reicher Kunst aufs mannigfaltigste ausgestattet. Während in der älteren Zeit des Minnesangs die größte Zahl der Lieder nur aus einer Strophe bestand, waren jetzt fast alle Lieder mehrstrophig; sie hatten im Anschluß an französische Vorbilder gewöhnlich drei, fünf oder sieben Strophen. Die ungerade Zahl gab das Gefühl des Abschlusses, daher erhielt sie den Vorzug vor der geraden.

Mit Heinrich von Veldeke begann, wie oben schon gesagt wurde, dieser neue Abschnitt des Minnesanges, den man als das Zeitalter der Kunstlyrik bezeichnen kann, im Gegensatz zu der mehr volksmäßigen Lyrik der älteren Zeit. Bei ihm und seinen Zeitgenossen: Friedrich von Hausen, Rudolf von Fênis, Albrecht von Johannsdorf und Bernger von Horheim zeigen sich zuerst entschieden französische und provenzalische Kunsteinflüsse. So haben diese Dichter die Zweireimigkeit der Strophen, die Reime der Stollen gehen auch durch den Abgesang. Heinrich von Veldeke z. B. singt:

„Wer sich zur Minne nimmt in Hut,
Daß er der Minne dienen kann,
Und wer sich Pein um Minne thut,
Der ist ein minnesel'ger Mann.
Von Minne kommt uns alles Gut,
Die Minne giebt uns reinen Mut:
Was sollt' ich ohne Minne dann?

Die Schöne minn' ich ohne Dank.
Ich weiß wohl, ihre Minn' ist klar;
Ist meine Minne schwach und krank,
Dann niemals Minne ehrlich war.
Ich sag ihr meiner Minne Dank:
Bei ihrer Minne steht mein Sang.
Ein Thor, dem Minne trübt die Jahr'."

Das vorstehende Lied zeigt neben der Zweireimigkeit zugleich noch einen anderen Einfluß romanischer Kunst: die Durch-

führung eines und desselben Wortes, hier des Wortes „Minne", durch jede Verszeile. So brachte der Anschluß an romanische Kunst zugleich die Keime zu jener Verskünstelei mit nach Deutschland, in welcher späterhin das frische Leben des Minnesanges in der Zeit seines Verfalles erstarren sollte. In der Zeit der Blüte traten aber solche Künsteleien und Wortspielereien nur selten auf, und auch dann gewöhnlich nur, um eine scherzhafte Wirkung zu erzielen.

Aber nur kurze Zeit hindurch findet ein entschiedenes Anlehnen des deutschen Minnesanges an die romanische Lyrik statt. Bald weiß sich derselbe völlig von französischem Einflusse frei zu machen. Die Zwiereimigkeit der Strophen hört auf, und nur im allgemeinen noch zeigt es sich an der Eleganz und Glätte der Verse, an der festen und sicheren Fügung der Strophen, überhaupt an der vollendeten Beherrschung der Form, daß der deutsche Minnesang durch eine gründliche Schulung hindurchgegangen ist. Und so finden sich im Blütenalter des Minnesanges alle Keime, welche die frühere Zeit aufwies, wieder, nur weiter, zur höchsten Kunstvollendung, entwickelt: die Vorliebe für dramatische Form, die Maienlust und das Winterleid, die geistige Auffassung der Minne, die gesunde und wahre Sinnlichkeit, die neben der hohen, d. i. edelgebornen Frauen geweihten Minne hergehende niedere, d. i. einfachen Mädchen aus dem Volke gewidmete Minne, die Spruchdichtung und der sittliche und religiöse Ernst, der immer im Hintergrunde lauscht und oft in den schönsten nnd gewaltigsten Tönen durchbricht.

Durch und durch dramatisch ist ein Lied Albrechts von Johannsdorf, das in jeder Beziehung auf der Höhe der Kunst steht. Er läßt in demselben den Liebenden und die Geliebte sich unterhalten, so daß der erste Stollen jeder Strophe aus der Rede des Mannes, der zweite Stollen aus der Rede der Frau besteht, während der Abgesang halb von dem Manne, halb von der Frau gesprochen wird. Dasselbe lautet:

„Ohne Hut, o Wonne,
Fand ich einst die Minnigliche stehn.
Meines Herzens Sonne
Sprach: ‚Wie kamt Ihr denn hierher zu gehn?‘
‚Frau, ich ging und bin nun da.‘
‚Sagt mir, warum seid Ihr hier? Ei sagt, was wollt Ihr da?‘

‚Meine Sehnsuchtsschmerzen
Klag' ich Euch, viel liebe Herrin mein.‘
‚Weh! Ihr wollt wohl scherzen?
O Ihr Thor, laßt Eure Klage sein!‘
‚Frau, ich kann sie nicht entbehren!‘
‚So will ich in tausend Jahren nie Euch Lieb gewähren!‘

‚Nein, o hilf mir, Minne!
So verloren soll mein Dienst nicht sein.‘
‚Ihr seid ohne Sinne!
Treibt mich nicht in solchen Zorn hinein!‘
‚Frau, Euer Haß bringt mir den Tod.‘
‚Wer heißt denn, viel lieber Mann, Euch leiden solche Not?‘

‚Das that Eure Schöne,
Die Ihr habt, viel minnigliches Weib!‘
‚Eure süßen Töne
Wollen nur verspotten meinen Leib.‘
‚Frau, davor bewahr' mich Gott!‘
‚Glaubt' ich Euch, Ihr hättet Ehre und mein wär' der Spott!‘

‚Wollt mich doch erhören!
Bin ich Euch doch so von Herzen hold.‘
‚Euch mag wohl beschweren,
Daß Ihr Eure Wörtlein gegen mich rollt.‘
‚Dünkt Euch meine Rede schlecht?‘
‚Ja, sie war gar oft schon meinem treuen Sinn nicht recht.‘

‚Ich bin auch voll Treue,
Das müßt Ihr mir wahrlich zugestehn!‘
‚Quält mich nicht aufs neue,
Was Ihr bittet, das kann nie geschehn!‘
‚Soll ich also sein erhört?‘
‚Gott, der geb' Euch anderswo, was Ihr von mir begehrt!‘

‚Soll ich denn mein Singen,
Meinen Dienst so ganz verloren sehn?‘

‚Euch soll wohl gelingen:
Ohne Lohn sollt Ihr nicht von mir gehn!‘
‚Wie meint Ihr das, Fraue gut?‘
‚Daß Ihr um so werter seid und dabei hochgemut!‘“

Der lebendige, frisch bewegte Dialog, die einfache Natürlichkeit der Sprache, die knappe, bestimmte Form, der köstliche, naive Ton, welcher das ganze Lied durchweht, die überraschende, neckische und doch im Grunde ernste Wendung des Schlusses, durch welche auf die edle, reinigende Gewalt der Liebe hingedeutet wird, erheben dieses Gedicht zu einem wahren Edelstein altdeutscher Kunst. Auch Reinmar von Hagenau oder Reinmar der Alte, wie er gewöhnlich genannt wurde, hat unter der großen Zahl seiner Lieder manches, welches dramatisch gehalten ist. Zuweilen läßt er die Frau mit dem Boten sprechen, oder er läßt auch die Liebenden selbst sich unterhalten, so daß die Strophen zwischen beiden wechseln. Einer dieser Wechselgesänge sei hier angeführt. Die Frau beginnt:

„‚Gar oft kommt mancher zu mir her,
Der besser möcht' zu Hause sein.
Und der, des Kommen ich begehr',
Bedächt' er recht den Willen mein,
So wär' er allezeit bei mir,
Wenn ich ihn gerne sähe.
Was suchen denn die Neider hier,
Die wünschen nur, daß niemand Gut's geschähe.‘

‚Mir ist geschehn, daß nun ich bin
Nicht länger froh, so lang' ich lebe.
Sie staunen, wer mir schönen Sinn
Und dazu Hochgemüte gebe,
Daß ich nun gar nicht mag getraun
Mich fröhlich zu gebahren:
Ach, immer war ich schönen Fraun
Von Herzen hold, die mir es wenig waren.‘“

Mit großem Geschick wendet die dramatische Form **Ulrich von Singenberg** oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der

Truchseß von Sankt Gallen an; er läßt ähnlich wie Albrecht von Johannsdorf die Sprecher rasch wechseln. So lautet eins seiner Lieder, in welchem der Mann das Gespräch beginnt:

„Hat jemand Leid so schwer wie ich?
Ich finde niemand, wie ich sinne.
‚Was quält Euch denn so fürchterlich?‘
Zu Grunde richtet mich die Minne.
‚Wie kann Euch verderben, was man niemals sah?‘
Ach manches Unheil von Gedanken schon geschah!
‚Und geht es Euch also?‘
Ja, wie machte mich so bald doch eine liebe Kunde froh!

‚Wer ist's, der solche Kunde wohl
Kann geben, die Euch so beglückt?‘
Nur eine kann, so tugendvoll,
Das Leid mir lindern, das mich drückt.
‚Ei, wer brachte Euch in solche schwere Not?‘
Der Liebsten Güt' und Schönheit und ihr Mund so rot.
‚Das hat's Euch angethan?‘
Ja, hab ich leider nichts davon, so hab ich doch den lieben Wahn.

‚Ei nun, so wähnt nur immer zu!
Ich habe nichts was trösten kann.‘
Mein Wahn kommt nicht so bald zur Ruh:
Zu tief griff mich die Liebe an.
‚Ach, die Lieb entflieht und schwindet wie die Zeit.‘
Sagt, wie erwuchs mir denn aus Liebe solches Leid?
‚Schon manchem das geschah!‘
Nein, noch keinem war so weh, noch keinem ging die Lieb' so nah.

‚Ist's halb nur wahr, was Ihr da klagt,
So ist wohl Euer Leid nicht klein.‘
Ganz Wahres nur hab' ich gesagt:
Und Euch gehört das Herze mein.
‚Darum thu' ich doch nicht anders als zuvor.‘
Vielleicht bedenkt Ihr Euch und leiht mir Euer Ohr.
‚Warum? Das sagt mir nun!‘
Weil Ihr Bessres nie auf Erden könntet einem Menschen thun.

‚Das dünkt Euch wahrlich besser doch,
Als mir das scheint, nach meinem Sinne.‘

Und habt Ihr solchen Zweifel noch,
Müßt Ihr verlieren Gottes Minne.
‚Nein, die soll mir bleiben! Sagt, wie fang ich's an?‘
So liebt den wieder, der Euch liebt! Recht thut Ihr dann!
‚Das ist ein Rat für Thoren!‘
Wer nicht minnet den, der ihn von Herzen minnt, der ist verloren.“

In ähnlicher Weise wird die dramatische Form noch von vielen anderen Dichtern angewendet, so z. B. von Walther von der Vogelweide (s. oben S. 118), von Ulrich von Wintersteten, von Burkhard von Hohenfels u. a. Eine besondere Art von Gesprächen führt Neidhard von Reuenthal in die Poesie ein: die Gespräche zwischen Mutter und Tochter, deren Inhalt gewöhnlich darin besteht, daß die erstere das unerfahrene junge Mädchen ermahnt, vor der Liebe auf der Hut zu sein, während die letztere die Ratschläge der erfahrenen, sorgenden Mutter mit übermütiger Lebenslust in den Wind schlägt. Und Reinmar von Brennenberg läßt in einem seiner Gedichte die Liebe und die Schönheit selbst sprechend auftreten. So wird die dramatische Form zu den mannigfaltigsten poetischen Zwecken verwendet.

Ganz wie die ersten Anfänge des Minnesangs setzt auch das Zeitalter der Blüte alle inneren und äußeren Erlebnisse in die innigste Beziehung zur Natur. Sehnsuchtsvoll erspäht der Liebende die ersten Boten des nahenden Frühlings. Hört er ein Vöglein singen, sieht er ein grünes Blättchen an den Zweigen der Bäume, erblickt er die ersten Frühlingsblumen, so steigt frohes Hoffen in seinem Herzen empor, und mit freudiger Ungeduld erwartet er den Augenblick, wo die Geliebte zum ersten Male beim Tanze unter der Linde erscheinen wird. „Da ich das grüne Laub ersah, da wich von mir, was mich beschwerte!“ singt Reinmar der Alte. Und hat endlich der Mai in voller Pracht seinen Einzug gehalten, so wetteifert der Jubel der Dichter mit dem Singen der Vögel. „Ich hörte auf der Heide,“ singt

Heinrich von Morungen, „laute Stimmen und süßen Sang! Davon schwand all mein Trauern und reiche Freude zog in mein Herz. Ja, dort auf der Heide fand ich sie, nach der alle meine Gedanken sehnend sich drängten, nach der mein Herz schmerzbewegt rang. Wie sprang ich dort, frei von allem Leid!“ Und Neidhart von Reuenthal jubelt: „Der Wald war so grau vor Schnee und Eis, jetzt steht er ganz in lichter Farbe! Nutzt die Zeit, ihr stolzen Kinder, und tanzt dort, wo die Blumen sind. Auf manchem grünen Zweige hörte ich die kleinen Vöglein ihre Weisen singen. Wie strahlt der Schein der Blumen, die Heide hat ihr glänzendes Gewand angelegt. Hold bin ich dem Mai! Mein Lieb sah ich tanzen unter der Linde. Manch grünes Blatt schaukelte im Sonnenglanz vor ihrem Antlitz und bot ihr kühlen Schatten.“ Mit Kränzen geschmückt eilt alles, jung und alt, zum Tanzplatz unter der Linde, und der Dichter singt und tanzt selbst den neuen Reigen vor, den er für den neuen Sommer gedichtet. Die Chorstellen, welche in solchen Tanzliedern vorkamen, waren vorher unter der Leitung des Dichters eingeübt worden; die Dichter jener Zeit mußten, ganz wie einst Äschylos und Sophokles, die Chöre mit einstudieren helfen. Ein solches Tanzlied ist folgendes Lied Walthers von der Vogelweide:

„‚Nehmt, Herrin, diesen Kranz!‘
Sprach ich einst zu einem Mägdlein, jung und hold.
‚So zieret Ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt!
Hätt' ich viel edeles Gesteine,
Das müßt' auf Euer Haupt,
So Ihr mir's erlaubt.
O seht, wie treu ich's mit Euch meine!‘

‚Frau, Ihr seid wohl gethan,
Daß ich Euch mein Kränzchen gerne geben will,
So gut, als ich es kann.
Weißer und auch roter Blumen weiß ich viel:

Die stehn so fern in jener Heide,
Wo sie gar schön entspringen
Und die Vöglein singen,
Da sollen wir sie brechen beide.'

Sie nahm, was ich ihr bot,
Wie ein holdes Kind, so war sie anzusehn.
Ihre Wangen wurden rot,
So wie schöne Rosen, die bei Lilien stehn.
Sie senkt die Augen schön und licht
Und neigte sich mir hold.
Das war mir reicher Sold,
Wird mir noch mehr: das sag' ich nicht!

Mich deuchte, daß ich nicht
So viel Glück und reiche Wonne je besaß.
Die Blüten fielen dicht
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht, da mußt' ich vor Freude lachen.
Als mich mit solchen Wonnen
Hielt ein Traum umsponnen,
Da tagt es, und ich mußt' erwachen.

Mir ist von ihr geschehen,
Daß ich diesen Sommer allen Mädchen muß
Fest ins Antlitz sehen:
Sie zu finden wär' mir Wonn' und Hochgenuß.
Was? Ist sie wohl bei diesem Tanze?
Ihr Frauen, habt die Güte
Rückt auf die Blumenhüte!
Ach, säh' ich sie doch unter einem Kranze!"

Einen besonderen Reiz erhielten diese Tanzlieder dadurch, daß sie gewöhnlich einen Vorgang schilderten, der sich wirklich unter denen, die am Tanze teilnahmen, zugetragen hatte. So war auch, als Walther das vorstehende Lied zum ersten Male vortrug, sicher die dabei, von welcher er in demselben erzählte. Walther spielt hier mit der Verlegenheit, in welche die, welche im vorigen Sommer ihm hold gewesen war, durch seine Erzählung versetzt wurde. Die Art und Weise aber, wie er das thut, ist so fein und

lebensvoll, daß das Lied als eine vollendete Kunstleistung zu bezeichnen ist. Man denke sich das Ganze als einen Ringeltanz (viele unsrer Kinderspiele sind in der That noch Reste jener altdeutschen Tänze); der Dichter steht in der Mitte und soll sich seine Geliebte suchen. Während alle um ihn herumtanzen, singt er sein neues Tanzlied, immer im Kreise herumspähend. Die Erwartungen der Zuhörer wurden durch die Erzählung hochgespannt; plötzlich bricht die ganze Schelmerei des Dichters durch, indem er alles als ein bloßes Traumglück hinstellt. Die Zuhörer lachen über den durch den Traum Betrogenen, schließlich sind sie aber doch selbst die vom Dichter schelmisch Geneckten; er verriet seine Geliebte nicht und ergriff auch zum Schluß sicher eine andre, als die, welche er eigentlich meinte. So waren die Tänze und Tanzlieder jener Zeit nicht eigentlich Tänze in unserem Sinne, sondern mehr Tanzspiele, die unsere Zeit leider ganz vernachlässigt.

So rief der Mai zum Tanz unter der Linde, und wie sich hier die Herzen suchten und fanden, die ersten Liebesworte, den ersten Händedruck tauschten, wie sich hier die lange Getrennten zum ersten Male wiedersahen, wie sie sich von dem Leid der langen Wintertrennung erzählten und sich aufs neue ihre Treue versicherten, so war es auch der Frühling, den sie in ihren Liedern immer und immer wieder verherrlichten. Mit einer Schilderung des Frühlings beginnen viele der Minnelieder, und meist sind das solche, welche den Liebenden in Freude über die Huld der Geliebten oder wenigstens in lebendiger Hoffnung auf dieselbe zeigen. Eins der schönsten dieser Art ist das folgende, welches dem Leutolt von Seven zugeschrieben wird:

„In dem Wald und auf der grünen Heide
Herrschet Maienwonne voll,
Daß man sich der lieben Augenweide
Recht von Herzen trösten soll.

Doch für Sehnsucht hat mein Mut
Nur den einen
Trost, sonst keinen,
Daß mein Lieb ist gut.

Wohl ihm, den der kleinen Vögel Singen
Tröstet und der Blumen Schein!
Dem mag keine Freude je mißlingen!
Will er froh durch beide sein,
Stehen beide ihm zur Wahl:
Blumen springen,
Vögel singen
Wonniglichen Schall.

Und mit Recht erfreut mich ihre Güte
Mehr als all der Blumen Rot.
Neigt in Huld zu mir sich ihr Gemüte,
Schwindet alle meine Not.
Wohl mag mir ihr holder Gruß
Freude senden,
Völlig wenden
Sorgen und Verdruß."

Ähnlich setzt der Schenk von Limburg in seinem Liede: „Willkommen seid, Frau Sommerzeit, willkommen seid, Herr Maie!" das Erblühen des Lenzes mit dem Erblühen der Huld und Güte der Geliebten in gleiche Linie. Und so klingt die Lust des Mai mit der Lust des Herzens und der Liebe in unzähligen Liedern zusammen.

Im Gegensatz dazu bringt der Winter den Herzen der Liebenden Leid, und mit einer Schilderung desselben beginnen daher meist solche Lieder, welche von Liebeskummer und von der Herzenshärte der Geliebten handeln. „Reif und Frost," singt Gottfried von Neifen, „haben die Heide bezwungen, daß ihr lichter Schein gar jämmerlich zugerichtet worden ist und die Vögel, die vorher so freudig sangen, nun schweigen. Dazu beklage ich den Wald, der steht ohne Kleid. Dennoch macht sie mir noch härteres Herzeleid, die das Wasser in Krügen vom Brunnen hinwegträgt: nach der stehen alle meine Gedanken!" Und Reinmar der Alte sagt

in einem Liede: „Manchem Herzen bringt der schwere Winter Klage; von Sorgen verzage ich oft, wenn die Heide weit und breit so jämmerlich liegt. Das ist mir leid.“

Zuweilen kommt es jedoch auch vor, daß der Liebende zur Maienzeit von Trauer geplagt, im Winter mit hoher Freude beglückt wird. „Der Mai hat mannigfaltige Blüte, so hab ich Sorge mannigfalt“ singt der eine; „der grüne Rasen ist mir Schnee, wie schön die kleinen Vöglein singen, mir ist doch weh!“ klagt ein andrer. Wieder ein andrer bittet seine Herrin, ihm doch auch ein klein wenig Freude zu teil werden zu lassen in der Zeit, da alles sich freue. Dagegen singen andre von der Ohnmacht des Winters in Bezug auf die Stimmung ihres Herzens: „Winter, dir sei der Gehorsam aufgekündigt, ich will fröhlich bleiben!“ oder: „Was können Reif und Schnee mir schaden, wenn mir ein lachender Mund wie eine Rose entgegenblüht?“ „Ich will den Winter mit Gesang empfangen,“ heißt es in einem Liede des Herzogs von Anhalt, „obgleich die kleinen Vöglein stillschweigen! Noch nie ward ich von ihm so bedrängt, daß ich um seinetwillen meine Freude gelassen hätte. Das danke ich meiner viel lieben Herrin! Ihr roter Mund, ihre rosenfarbene Wange, ihre Güte und ihr lichter Schein zieren ein Land wohl ringsum am Rhein.“

Und siegreich steigt in einigen Weisen die Minne über alle Einflüsse der wechselnden Natur empor. So singt Ulrich von Lichtenstein, daß sein Herz froh sei, was es auch für Witterung gebe. Und in einem seiner schönsten Lieder singt derselbe Dichter:

„In dem lüftesüßen Maien,
Wenn der Wald so herrlich steht,
Sieht man sich da lieblich zweien
Alles, was in Lieb' vergeht.
Man ist mit einander froh.
Das ist recht! Die Zeit will's so!

Wo sich Lieb zu Liebe zweiet,
Giebt die Liebe Fröhlichkeit.

In der beider Herzen maiet
Es mit Freuden allezeit.
Trauern war dort stets verbannt,
Wo man Lieb bei Liebe fand.

Wo zwei Liebende es meinen
Herzlich wahr in steter Treu,
Und sich beide so vereinen,
Daß die Lieb' ist immer neu:
Die hat Gott zusammen geben
Auf ein wonnigliches Leben.

Stete Freude heißet Minne.
Stets muß Minne Freude sein.
Die kann ich in meinem Sinne
Machen nimmermehr zu zwei'n.
Minn ist Freud und Freud ist Minne
Stets nach meines Herzens Sinne.

Wo ein stetes Herze findet
Stete Liebe, steten Mut:
Wie da all sein Trauern schwindet!
Stete Liebe ist so gut,
Daß sie stetes Glück verleiht
Stetem Herzen allezeit.

Könnt' ich stete Minne finden,
Wollt' so treu und fest ich sein,
Daß ich damit überwinden
Müßte all die Sorge mein.
Stete Liebe soll allein
Meines Herzens Leitstern sein!"

Hier löst sich der Minnesang vom Leben der äußeren Natur: die treue Liebe, die jahraus, jahrein in gleicher Innigkeit die Geliebten vereinigt, kennt keinen Wechsel der Stimmung; ewig grünt und blüht der lieblichste Mai in einem solchen Herzen, das durch stete, wankellose Liebe beglückt wird.

Wie auf der einen Seite Fühlen und Denken des Dichters aufs innigste mit der Natur verbunden war, so forderte

auf der andern Seite der Dichter auch von der Natur Teilnahme an seinen Freuden und Leiden. Oft ruft er den Mai an, er soll ihm auch ein wenig Freude geben und all seinen Zauber aufbieten, um das harte Herz der Geliebten zu erweichen; die Vöglein, die Blumen, den grünen Wald, alle Sommerwonne ruft er zu Hilfe. So singt der Herzog Heinrich von Breslau:

„Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, Heide licht und weit,
Ich klage dir, herrlich leuchtender Klee,
Ich klage dir, grüner Wald, ich klage dir, Sonne,
Ich klage dir, Venus, all mein Leid,
Daß mir die Liebste thut so weh!
Wollt ihr mir Hilfe reichen,
So glaub ich, daß die Liebste mir wird zeigen
Gar bald ein minnigliches Wesen.
Nun laßt euch sein verkündet meinen Kummer
Um Gott und helfet mir genesen!

‚Was thut sie dir? Laß hören uns die Schuld,
Daß ohne Grund ihr nichts gescheh'
Von uns. So will's gerechter Sinn.‘
Nur in Gedanken hab' ich ihre Huld,
Doch kein Beweis noch ward mir je,
Auch nicht der mindeste Gewinn
Von ihrer Lieb und Huld zu teil.
Daran erstirbt mir Glück und minnigliches Heil.
O weh, daß ich sie jemals sah,
Von der durch herzenssüße Liebe mir
So bittres Ungemach geschah!

‚Ich, Mai, ich will den Blumen mein gebieten,
Den Rosen rot, den Lilien weiß,
Daß sie vor ihr sich schließen zu.‘
‚Ich, Sommerwonne, künd' ihr auf den Frieden:
Der kleinen Vöglein süßer Fleiß,
Der schweige, wo sie geht, im Nu.‘
‚Ich, Heide weit, will fangen
Die Holde, wenn sie kommt zu mir gegangen
Nach Blumen, fest halt' ich sie mir.
Nun künden Fehde alle wir, der Guten:
So muß sie gnädig werden dir.‘

‚Ich, leuchtender Klee, will dich mit Glanze rächen,
Wenn sie dann kommt mich anzusehn,
Daß sie die Augen schließen muß.‘
‚Ich, grüner Wald, will all mein Laub abbrechen,
Will sie in meinem Schatten gehn,
Sie gebe dir denn holden Gruß.‘
‚Ich, Sonne, will durchhitzen
Ihr Herz und Sinn: vor meinen Strahlenspitzen
Kein Schattenhut sie retten soll,
Will sie nicht endlich deinen Kummer wenden
Und ist ihr Herz nicht liebevoll.‘

‚Ich, Venus, will ihr alles das verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Giebt sie nicht bald der Liebe statt.‘
So will man sie von aller Wonne scheiden?
Nein, eher sterbe ich zur Frist,
Wie sie mich auch betrübet hat.
‚Sag, willst du Rache haben,
Wir scheiden sie von Freud' und Wonnegaben
Für immer, wenn du willst, schon heute!‘
Ihr zarter Leib, der möcht' es nicht ertragen:
Gebt mir den Tod und ihr die Freude.“

Dieses Gedicht zeigt zugleich, wie originell und eigenartig die Sänger jener Zeit das immer wiederkehrende Hereinklingen von Sommerlust und Maienwonne in ihr Leben und Dichten zu gestalten wußten. Ein Beispiel von ähnlicher geistreicher und vollendeter Behandlung ist das bereits oben (S. 106) angeführte Gedicht Walthers von der Vogelweide, in welchem er höher als den Mai mit allen seinen Wundergaben ein schönes Weib preist. Originell ist auch die Art, wie Kristan von Hamle den blühenden Anger als Liebesvermittler anruft: „Ich wollte,“ singt er, „daß der Anger reden könnte, wie der Papagei im Fenster, und er mir dann sagen wollte, wie so wohl ihm war, da meine Herrin Blumen von ihm brach und ihre zarten Füße sein grünes Gras berührten. Herr Anger, was mußtet Ihr für Freude empfinden, da meine Herrin gegangen kam und ihre weißen Hände anfingen nach euren schönen Blu-

men sich auszustrecken. Erlaubt mir, Herr grüner Plan, daß ich meine Füße dahin setzen möge, wo sie gegangen ist. Herr Anger, bittet, daß mir das Weib, nach der allein mein Herz steht, meine Bedrängnis lindere. So wünsch' ich euch, daß sie mit bloßen Füßen noch dieses Jahr auf euch gehe: dann schadet der Schnee euch nimmermehr. Wird mir von ihr ein lieblich Grüßen, dann grünt mein Herz wie euer Rasen." Ganz eigenartig gestaltet auch Wolfram von Eschenbach die Schilderung des Frühlings in einem überaus zarten, tief poetischen Liede, das diesen gewaltigen, geistvollen, immer nach dem Höchsten greifenden und alle Tiefen des Gemüts aufregenden Dichter auf derselben Höhe der Kunst zeigt, wie in seinen epischen Dichtungen:

„Blättersprießen, Knospenspringen
Und die Mailuft bringt den Vögeln wieder ihren Ton.
Aber ich kann Neues singen,
Wenn der Reif liegt, gutes Weib, wohl ohne deinen Lohn.
Der Waldsinger holder Sang,
Wenn sich der Sommer neigt, noch keinem Ohr erklang.

Schöner Blumen Lichtgeprange
Laß des Thaues Perlen heller funkelnd noch erscheinen.
Und die Vöglein mit Gesange
Wiegen all' die Maienzeit so lieblich ihre Kleinen.
Nicht schlief da die Nachtigall:
Nun aber wache ich und sing' mit lautem Schall.

Gnade will mein Sang erflehen,
Herrlich Weib, von dir; nun hilf, es ward jetzt Hilfe not!
Lohn soll meinem Dienst geschehen,
Den ich immer biet' und biete bis an meinen Tod.
Gieb mir holden Hoffnungsschein,
Daß ich aus langem Gram nun bald erlöst soll sein.

Gute, kann mein Dienst erringen,
Ob du mir zu Lust und Freude gerne helfen willst,
Daß die Schmerzen all' vergingen,
Daß du durch ein liebes Ende all' mein Sehnen stillst?

Deine Lieblichkeit mich zwang,
Daß ich dir singe, was du willst, kurz oder lang.

Herrlich Weib, mit süßer Güte
Und mit minniglichem Zorn nahmst du viel Freude mir!
Kannst du trösten mein Gemüte?
O, wie macht mich selig nur ein holdes Wort von dir!
Wende endlich mir mein Leid,
Auf daß mein Herz erlebt noch frohe, sel'ge Zeit!"

So ist der Minnesang, selbst wenn man nur eine einzige Seite desselben in's Auge faßt, nichts weniger als eintönig. In immer neuer Weise wissen die Dichter den an sich einfachen und scheinbar beschränkten Stoff zu behandeln; eine Fülle von Geist offenbart sich in den mannigfachen Variationen eines und desselben Themas und in den stets wechselnden, eleganten und wunderbar klangreichen Formen, von deren Schönheit die Übertragung in das Neuhochdeutsche allerdings nur eine schwache Ahnung zu geben vermag. Unerschöpflich erscheint in jener Zeit der Born der Poesie, immer neue Weisen quellen aus demselben mit immer neuer Anmut hervor, nirgends zeigt sich eine Erschlaffung oder Ermüdung, immer in gleicher Frische sprudelt der krystallklare Quell.

Aus der Natur, von dem Sonnenglanz des Maies und dem Blütenschmuck der Heide, entlehnt auch der Dichter mit Vorliebe die Bilder und Gleichnisse, in denen er die Geliebte preist. Er nennt sie seines Herzens Maienschein, seine Maiensonne, er vergleicht sie einem blühenden Maienreis, einer Rose im Maientau. „Sie Sonnenblick, sie Maienschein, sie Vogelsang," singt einer der Minnedichter von der Geliebten. Den Lilien und Rosen werden die Wangen verglichen, der Rosenknospe der Mund, der strahlenden Sonne die Augen. In reizender Weise hat ein Dichter der späteren Zeit, der Dürner, von diesen Naturbildern Gebrauch gemacht. „Ich sehe wohl," singt er, „wie der kalte Winter der Vögel Sang verstummen und der Blumen Schein erblassen läßt; mein blühender Mai aber

muß die Schönheit der Holden sein, die über mich Gewalt hat. An ihr finde ich immerfort Freude und Wonne: unter den Augen hat die Liebe rote Rosen, gestreut auf weißen Schnee. Wie es auch ergehe, der Winter schreckt mich nicht! Weiß ist die zarte Haut, rot sind die Wangen und ihr Mündlein. Schneeweiß ist ihr Hals, in ihren hellen, klaren Augen könnte sich mein Auge allzeit ergötzen. Mehr als das grüne Laub will ich ihr blondes Haar ohne alle Gefahr immer preisen. Einst träumte mir ein Traum, er ist nicht lang, drum will ich ihn erzählen: Ein Rosenbaum, hoch und schlank, umfing mich mit zwei blühenden Ästen; darunter fand ich Veilchen und Rosenduft. Das deute ich mir so, wenn sie nichts dagegen hat, daß die Holde mich umfangen will. Gestatte ich ihr es? Ja, gar gern will ich dort meinen Mai halten, wo ein Sehnsuchtskranker so von seiner Bedrängnis befreit wird; sie hat ja so viel Gewalt, daß ihr Lachen meinem Herzen Freude bringt. Ihre hellen Augen leuchten bis in meines Herzens Grund. Einer roten Rose gleicht ihr Mund: welchen Kranken der berühret, der wird von aller Not geheilt. Und wen sie mit ihren weißen Armen an sich drückt, der empfindet erst recht ihre holde Gewalt. O, das selige Weib, sehnendes Weh heilt ihre weibliche Güte, an der sie so reich ist. Gerne gedenken wir daran, wie lieb ein Weib, wie traut sie sei, wenn ihr sanftes ‚Ja‘ alle unsere Sorge hinwegnimmt. Aber ihr ‚Nein‘ das sei immer verwünscht, wo es auch sei: das macht uns grau vor Schmerz!“ Wie in diesem Gedichte wird auch in vielen andern der Mund der Geliebten der roten Rose verglichen; wenn sie lacht, erblühen auf ihrem Munde schönere Rosen als auf der Heide. Ja, die Geliebte vermag wie der Mai selbst durch ihr liebliches Lachen in Berg und Thal, auf der Heide und im Walde, überall Rosen hervorzuzaubern, die schöner sind, als die Rosen des Maies. So sagt der Graf von Toggenburg in einem solchen Rosenliede:

„Hat jemand zu Freuden Mut,
Ei, der gehe zu der grünen Linden:
Dort kann reiche Sommerblut
Und den schönsten Schatten er wohl finden.
Des freut sich kleiner Vögel Schall,
Das blühet und das singet:
Davon wird das Herz so froh,
Daß es hoch sich auf zum Himmel schwinget.

Auf der Heide stehen Blumen viel:
Wen der Mai von Sorgen mag zu bringen,
Findet dort gar manches Freudenspiel,
Ach, wollt' mich doch nicht solch Leid bezwingen!
Ich wär hohen Mutes reich
Und voll hoher Freuden,
Wollt' das reine, sel'ge Weib
Nicht so lachen meiner Sehnsuchtsleiden.

Lache, rosenfarbner Mund,
Aber nur, um Freude mir zu bringen,
Laß den Spott und mach gesund
Mir mein Herz! Wie leicht wird dir's gelingen!
Der Mai und all der Blumen Schein,
Die könnten meinem Mute
Nimmer so viel Freude geben,
Als dein holdes Lachen, ach, du Gute!

Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal
Und des Maien sommersüße Wonne,
Die sind gegen die Rose fahl,
Die mein Liebchen trägt: die lichte Sonne
Erlischt in meinen Augen ganz,
Wenn ich die Rose schaue,
Die blüht aus einem Mündlein rot,
Wie die Rosen aus des Maien Taue.

Wer da Rosen jemals brach,
Dem ist auch der Wonne viel geschehen.
Rosen brach ich manchen Tag,
Solche Rose hab' ich nie gesehen.
Was man der Rosen bricht im Thal,
Da sie die Schöne machet,

Allsogleich ihr roter Mund
Eine tausendmal so schöne lachet."[1])

Aber bei diesen Naturbildern bleibt der Minnesang nicht stehen, die Natur ist gleichsam nur der Rahmen für den geistigen Inhalt der Minnedichtung. Mit Vorliebe erheben sich die Dichter über das bloße Äußere, was Augen und Sinne ergötzt, und wenden sich dem Inneren und Geistigen zu. Schon der Gedanke an die Geliebte macht sie glücklich, und der unsichtbare, geistige Verkehr mit der geliebten Frau beherrscht ihr ganzes Gemütsleben. Wenn es ihnen auch gar nicht möglich ist, mit der Geliebten zusammenzukommen, wenn die Erkorene auch all ihr Flehen um Gegenliebe immer und immer wieder zurückweist, so sind sie doch in dem lieben Wahne, der ihr ganzes Denken und Sinnen gefangen hält, hohen Mutes, so empfinden sie doch den Zauber, den die Geliebte auf sie auszuüben vermag, selbst durch die weiteste Ferne hindurch. So singt einmal Walther von der Vogelweide: „Sommer und Winter sind beide guten Mannes Trost, wenn er Trost begehrt: aber der weiß gar nichts von rechter Freude, wie ein unerfahrenes Kind, dem dieselbe nicht von einem Weib zu teil wird. Daher soll man alle Frauen ehren, und die besten am höchsten. Da nun einmal niemand ohne Freude der Welt etwas zu nützen vermag, so wollte auch ich gern Freude haben von der, über die mein Herz mich nie täuschte, sondern mir stets ihre über allem Zweifel stehende Güte verkündigte. Wenn das Herz die Augen zu ihr hinsandte, seht, da brachten sie ihm eine Botschaft, daß es vor Entzücken hoch aufsprang. Ich weiß nicht recht, wie das zugeht: mein leibliches Auge hat sie schon lange nicht gesehen. Sind meines Herzens Augen bei ihr, so daß ich sie ohne Augen sehe?

---

[1]) Über den alten Mythus vom Rosenlachen s. Grimm, Altdeutsche Wälder I, 72 ff., sowie Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. V, 130.

Da ist doch ein Wunder geschehen: wer verlieh ihm die Gabe, sie ohne Augen allezeit sehen zu können? Wollt ihr wissen, welches die Augen seien, mit denen ich sie sehe durch alle Lande? Es sind die Gedanken meines Herzens, die da sehen durch Mauer und Wand. Hütet sie nur immer, wie es euch gut dünkt! Dennoch sehen sie mein Herz, mein Wille und mein ganzes Gemüt mit vollen Augen. Werde ich wohl jemals ein so seliger Mann sein, daß auch sie mich ohne Augen, bloß mit ihres Herzens Gedanken sehen wird? Sieht sie mich in Gedanken an, so vergilt sie mir die meinen wohl. Meine Neigung belohne sie mir, sie sende mir die Neigung ihres Herzens: die meine ist ihr geweiht für alle Zeiten." Die Luft, welche von der Geliebten herweht, beglückt ihn. „Hinweg," singt der Herzog von Anhalt, „laßt mich den Wind anwehen, der von meines Herzens Königin kommt!" Voll Freude ist der Sänger, daß er der Liebsten gedenken könne, wenn er wolle, daß er, wohin im Lande er sich auch wende, seine Gedanken doch allezeit zu ihr zu entsenden vermöge, daß keine Hut im stande sei, seine Gedanken, die durch Mauern und verschlossene Thüren gehen, von ihr fern zu halten. Das Wünschen und das süße Gedenken preist Ulrich von Lichtenstein als den schönsten Lohn der Liebe.

Ganz besonders geistig verklärt wird die Liebe in jenem Zeitalter durch die Treue, mit welcher der einzelne dem Gegenstande seiner Huldigungen ergeben zu sein pflegte. Wie im Lehensverhältnis der Vasall seinem Herrn mit unverbrüchlicher Treue zu Dienst bereit war, so fühlte sich der Liebende, der sich als Dienstmann der erwählten Herrin betrachtete, in ähnlicher Weise verpflichtet. Die Treue oder die Stete, wie die Minnesinger sie zu nennen pflegen, gehört nach der Auffassung jener Zeit so unbedingt zur Minne, daß Liebe ohne Treue des hohen Namens „Minne" gar nicht für würdig erachtet wird. Oft ist der Dichter schon von Kindheit auf, ehe er noch ahnte, was Minne

eigentlich sei, der Geliebten ergeben. „O weh, warum folge ich thörichtem Wahne," singt Heinrich von Morungen, „der mir so viel Kummer und Not bringet? Ich schied von ihr, aller Freude beraubt, und sie bot mir weder Trost noch Hilfe. Doch ward ihre Farbe lilienweiß und rosenrot, und die Liebe, Wohlgethane saß vor mir in mildem Glanze wie der Mond: das war meiner Augen Wonne, meines Herzens Tod. Mein steter Sinn gleicht nicht dem Winde. Ich bin noch so, wie sie mich verlassen hat, so treu wie damals, da ich noch ein kleines Kind war, wie weh sie mir nun auch schon lange gethan hat." Und König Konrad der Junge klagt: „Was hilft mir die Sommerzeit und die hellen, langen Tage? Ich habe meine Zuversicht auf eine Frau gesetzt, und die giebt mir großen Kummer. Wollte sie mir hohen Mut geben, da würde sie tugendlich handeln. Wenn ich mich von der Lieben scheide, so muß meine Freude ein Ende haben. O weh, so sterbe ich vielleicht vor Leid, daß ich ihr je meine Liebe zuwandte. Ich weiß ja nicht, Herrin, was Minne ist: mich läßt die Liebe gar sehr entgelten, daß ich an Jahren noch ein Kind bin." Wird auch seine Liebe nicht erwidert, so läßt er doch nicht ab, um ihre Huld zu flehen und sie immer aufs neue seiner Liebe zu versichern. Von einer solchen hartherzigen Schönen, die durch seine jahrelange Treue nicht gerührt wird, singt Heinrich von Morungen:

„Wüßt' ich, ob es möchte wohl verschwiegen sein,
Ich ließ euch seh'n das Bild der lieben Frauen.
Wer entzwei mir bräche jetzt das Herze mein,
Der möchte sie gar herrlich drinnen schauen.
Sie kam mir durch die Augen mein, ganz ohne Thür, gegangen:
Ach, würde doch von ihrer reinen Minne ich
Also herzlich je empfangen!

Wer so vielmal rief in einen tauben Wald,
Es schallte Antwort ihm doch einmal wieder.
Nun bracht' ich vor sie doch Klage mannigfalt
Von meiner Not: sie hört nicht meine Lieder.

Wohl klagt' ihr mancher Bote meinen Kummer im Gesange:
O weh! sie hat geschlafen wohl die ganze Zeit
Oder war sie stumm so lange?

Wahrlich! selbst ein Papagei und selbst ein Star,
Die hätten jetzt von mir gelernt zu sprechen: 'Minne!'
Ich hab ihr gedient so manches lange Jahr!
Ob sie nicht endlich meiner Rede sich entsinne?
Nein, sie thuts nicht, Gott woll' ein Wunder denn an ihr erzeigen.
Wohl könnt' ich eher durch mein Bitten einen Baum
Ohne Axt zu Boden neigen."

In einem anderen Liede bittet er dieselbe erbarmungslose Königin seines Herzens in inniger Sprache um Erhörung seiner Liebe:

„Herrin, willst du retten mich,
So sieh mich ein klein wenig an:
Ich kann nicht leben ohne dich!
Bald ist es ganz um mich gethan:
Ich bin krank, mein Herz ist wund.
Frau, das thaten mir allein
Meine Augen und dein roter Mund.

Herrin, sieh mich Armen hier,
Eh' ich verliere meinen Leib.
Ein Wort nur sprachst du stets zu mir,
Das ändre um, du selig Weib!
O wie klingt so einerlei:
Nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein!
Ach, das bricht mir noch mein Herz entzwei!

Sprich doch einmal zu mir so:
Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja!
Davon wird mein sehnend Herze froh!"

Trotzdem aber seine herzlichsten Bitten und seine innigsten Klänge ungehört verhallen, singt er doch mit stolzem Mute:

„Alles, was recht selten ist,
Das hält man um so werter, nur nicht treuen Mann.

Der gilt nichts zu dieser Frist!
Verloren ist, wer nur mit Treue lieben kann.
Des ward deutlich ich gewahr,
Da ich treu ihr diente viele Jahr'.
Weh, von der Treue hatt' ich nie Genuß!
Nun steh ich freudlos ohne ihren Gruß!
Dennoch dien' ich ihr, wie's auch ergeh'."

Ähnlich klagt Reinmar der Alte in vielen seiner Lieder. „Unter allen meinen Leiden," singt er einmal, „beschwert mich ein Kummer am meisten, der kommt jedoch nicht von dem hereinbrechenden Winter her. Was geht es mich an, ob die grüne Heide fahl wird? Solcher Art geschieht viel, wovon ich doch schweigen muß: ich habe mehr zu thun, als um Blumen zu klagen. Wie viel ich auch andern gute Kunde bringe, mir sagt niemand, wann endlich mein Kummer ein Ende nehmen werde und manche große Klage dazu, die mein Herz bewegt: wohl bedürfte ich weiser Leute in meinem Rate. Nirgends finde ich Treue, die scheint es nicht mehr zu geben, und ich hätte sie wohl verdient. Guten Leuten böte ich selbst meine Hände dar, wenn sie auf mich treten wollten. Dazu wäre ich gleich bereit. O weh! mir ist niemand so gesinnt, wie ich ihm bin!" Und erzürnt ruft er ein anderes Mal aus, daß das alte Sprichwort: „Stete hilft, wo sie kann!" ein Lügenmärchen sei; denn ihm habe sie nie geholfen, obwohl er niemals von der Treue gelassen habe, so lange er denken könne. Seine Treue hilft ihm aber doch endlich noch, und in einem seiner schönsten Lieder preist er die Huld seiner Herrin und zugleich die Treue, welche ihn und sie verbindet:

„Hoch so wie die Sonne steht das Herze mein:
Das kommt von einer Frauen, die weiß treu zu sein.
Ihre Gnade, wo sie sei,
Die macht mich nun von allem Leide frei.

Nichts kann ich ihr geben als den eignen Leib,
Der ist ihr ganz zu eigen, dem wunderbaren Weib!
Freude fühl ich, hohen Mut,
Wenn ich gedenke, wie sie wohl mir thut.

Heil mir, Heil! daß ich sie allzeit treu erfand!
Wo sie wohnt, die Eine macht mir lieb das Land.
Führ' sie über die wilde See,
Führ' ich ihr nach: mir ist nach ihr so weh.

Hätt' von tausend Männern ich den Sinn, gar wohl
Wüßt' ich, daß ich ihr allein nur dienen soll.
Liebreich sorgt sie voller Huld,
Daß nie ein Leid mich trifft durch ihre Schuld.

Nie ward mir solch selig Glück, als nur von ihr;
Was ich ihr nur wünschen kann, das gönnt sie mir.
Sel'ge Wonne zu mir kam,
Als mich die Schöne auf in Gnaden nahm."

Auch der Herzog Johann von Brabant versichert, daß er seiner geliebten Herrin in Treue und ohne Wanken dienen wolle, wenn sie auch sein Liebesflehen nicht erhöre:

„Ungleich stehet uns der Mut,
Mir und den Waldvöglein, den kleinen;
Herzlich freu'n sie sich der Blut,
Die seh'n sie aus den Ästen scheinen.
Darunter woll'n sie ruhen diesen schönen Mai,
Aufs neue singen manche schöne Melodei.
Immer dienen ohne Lohn,
Das ist jämmerlich!
Wißt ihr, wer das hat gethan?
Sehet, das bin ich!

Treu will allzeit bleiben ich
Und will ihr dienen ohne Wanken.
Hat sie keinen Dank für mich,
Wo wend' ich hin dann die Gedanken?
O Herrin Venus, lasse doch erbarmen dich
Und bitt' die Liebe, daß sie freundlich tröste mich!
Immer dienen ohne Lohn,
Das ist jämmerlich!
Wißt ihr, wer das hat gethan?
Sehet, das bin ich!

Immer trag' ich schwere Qual
Bei Nacht und Tag, zu allen Stunden.

Weh, mich traf der Minne Strahl,
Und täglich bluten frisch die Wunden.
Unverbunden sind sie, das ist allzuhart:
Bald neigt sich zu Ende meines Lebens Fahrt.
Immer dienen ohne Lohn,
Das ist jämmerlich!
Wißt ihr, wer das hat gethan?
Sehet, das bin ich!“

Von ungewissen Vermutungen und quälenden Zweifeln hin und her geworfen, sucht ein andrer (Walther) durch ein Halmorakel das pochende Herz zu beruhigen:

„In einen trüben düstern Wahn
War ich versunken ganz und dachte:
‚Nun sei mein Werben abgethan!‘
Ein Trost mich von dem Vorsatz brachte.
Trost mag es wohl so recht nicht heißen, sei es drum! —
Es ist wohl kaum ein kleines Tröstelein,
So klein, wenn ich's euch sag', ich glaub' ihr spottet mein,
Doch wenn sich jemand freut, so weiß er auch warum.

Ein Halm hat mich gemacht so froh:
Er sagt, mir solle Gnade geschehen;
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich's bei Kindern hab' gesehen.
Nun höret zu und merket auf, ob sie es thu:
‚Sie thut, thuts nicht, sie thut, thuts nicht, sie thut!‘
Wie oft ich's that, so war doch stets das Ende gut.
Das ist mein Trost: doch Glaube gehöret auch dazu.“

Ein andrer will, da ihm seine Herrin nicht Gnade giebt, der Liebe entfliehen; er zieht in fremde Lande und wähnt durch solche Flucht Frieden zu finden, große Berge, starke Ströme, weite Gefilde liegen zwischen ihm und ihr, aber es ist umsonst! Sein Herz vermag sich nicht von ihr loszureißen; ihre Reinheit, ihre feine Zucht, ihre Herzensgüte und ihre blühende Schönheit treibt ihn zurück zu der Holden, der er sich ganz zu eigen gegeben hat. Ein heimlicher Wink, ein verstohlener Blick schon beglückt den Liebenden, und wenn sie gar ein holdes Wort zu ihm spricht, so

jubelt sein Herz vor Wonne; er lacht, er weint, je nach ihrem Verhalten gegen ihn, und in ganzer Ergebenheit ruft er ihr zu: „Wie du willst, so will ich sein!“ In süße Gedanken versunken verbringt er den Tag, und des Nachts sieht er die Geliebte im Traum, wie sie so hold und gut gegen ihn ist. So geben ihm liebliche Träume das Glück, das er in der Wirklichkeit vergebens sucht. Ja, die Träume spinnen sich in den Tag hinüber; er weiß kaum, was er thut, er gehört gar nicht mehr sich selbst an, bald dünkt es ihn, er fliege leicht und selig durch die Lüfte dahin, bald sind ihm alle seine Glieder schwer wie Blei, bald wähnt er durch einen langen, weiten Wald in nichts als schönen Blumen zu wandeln, bald ist ihm die ganze Welt öd und leer. Er malt sich in seiner Phantasie die Seligkeit der Stunde aus, wenn er bei der Geliebten sei und sie warm und innig seine Neigung erwidere, er erzählt, wie er die Merker getäuscht habe, und wie ihm so reiche Freude durch die holde Herrin zu teil geworden sei, und fügt zum Schluß, sich selbst verspottend, hinzu: „Das ist alles gelogen, bis dahin hat's noch gute Weile!“ Oft ist er ganz in Gedanken versunken, so daß er nicht hört und sieht, was um ihn her vorgeht; er weiß kaum, mit wem er redet, er bietet am Abend guten Morgen oder erwidert den Gruß gar nicht, der ihm freundlich geboten wird. Und wenn ihn das Leid, das die Liebe ihm verursacht, auch frühzeitig in's Grab zu bringen droht, so harrt er doch in treuer Ergebenheit, ob nicht die Schöne ihn noch trösten wolle, ehe er verscheide. Und noch auf seinen Grabstein soll man die Inschrift setzen, wie die Hohe, Tugendreiche ihm so lieb und wie er ihr so gleichgiltig gewesen sei, damit jeder, der daran vorübergehe, dort lesen könne, wie so groß sein Kummer gewesen sei und wie wankellos seine Treue.

So zeigt das Zeitalter des Minnesanges die Liebe in ihrer reinsten und edelsten Gestalt; das innere Leben des einzelnen erscheint wunderbar vertieft und veredelt

durch den Verkehr mit reinen Frauen, das Gemüt offenbart einen Reichtum und eine Schönheit, wie sie sich ähnlich nur noch einmal in der Geschichte der deutschen Litteratur finden: im Zeitalter Klopstocks und Goethes. Immer weiter und weiter verliert sich der Dichter in die Welt des Geistigen, immer mehr richtet er seinen Blick nach innen. Er grübelt nach über das Wesen der Minne. „Was mag das sein,“ singt Friedrich von Hausen, „das die Welt Minne heißet, und das mir so weh thut zu jeder Stunde und mir oft alle meine Sinne raubt? Ich glaube, das vermag wohl niemand ausfindig zu machen!“ Der Minne lasse sich nichts auf Erden vergleichen; sie sei weder Mann noch Weib, kein Bild sei vorhanden, um die geheimnisvolle Gewalt zu bezeichnen, welche zwei Herzen binde. Die wahre Minne wird geschieden von der unwahren. Wer da sage, daß Minne Sünde sei, der solle sich wohl bedenken; sie sei die Urheberin vieler Vorzüge, auf die ein Liebender gerechte Ansprüche habe. Treue und Seligkeit habe sie im Geleite, und wenn jemand etwas Unrechtes thue, das betrübe sie. Die falsche Minne freilich sei anders beschaffen, die dürfe man aber nicht mit der wahren verwechseln, und es wäre besser und richtiger, wenn die falsche Minne Unminne hieße. Die müsse jeder Gute ewig hassen. Ohne Minne sei niemand froh, niemand werde ohne sie rechter Würde und Ehre teilhaftig. Nicht die äußere, körperliche Schönheit allein wird gepriesen, sondern höher noch die geistige, welche der Frau so holde Liebenswürdigkeit und Anmut verleiht. Reinmar von Brennenberg behandelt in einem seiner Lieder die Streitfrage, was höher zu preisen sei, die Schönheit oder die Liebe, — wobei unter Liebe sowohl jene herzenfesselnde Anmut, als auch die Herzensneigung selbst zu verstehen ist:

„Die Liebe zu der Schönheit sprach: ‚Ich bin verehrt
Von manchem stolzen Helden und von vielen edlen Frauen!‘
Die Schönheit sprach: ‚So hab' ich doch noch höhern Wert;
Mit Freud' und Lust und Wonne bin ich allzeit anzuschauen!‘

Die Liebe sprach: ‚Wem ich bin lieb,
Dem dünk' ich schön und dazu gut, läßt er von mir sich binden.‘
Die Schönheit sprach: ‚Du bist ein Dieb,
Ich wandre offen vor der Welt und lasse frei mich finden.‘
Die Liebe sprach: ‚Ich schließe zwei in eins zusammen,
Das kannst du nicht, wie hell auch deine Farben flammen,
Wie funkelnd und wie glänzend man dich auch erblickt.
Ich geh' dir vor, du gehst mir nach, bald bist von Minne du umstrickt!‘

Die Schönheit sprach: ‚Frau Liebe, sagt, da ihr nun seid
So süßer Dinge mächtig, ei, wie mag dazu sich fügen,
Daß ihr so vielen Herzen bringet bittres Leid
Und Kummer und Bedrängnis nur, statt Freude und Vergnügen?‘
Die Liebe sprach: ‚Ich sag' es dir:
Ich fahr' auch durch verschloss'ne Thür; kein Herz ist mir zu enge!‘
Die Schönheit sprach: ‚Viel Preis wird mir,
Mein Ruhm wächst alle Tage in die Weite und die Länge.‘
Die Liebe sprach: ‚So bin ich süß und dazu gut!‘
Die Schönheit sprach: ‚Viel' Ehre macht mich wohlgemut!‘
Die Liebe sprach: ‚Ich hab' der Minne Schließgewalt.‘
Die Schönheit sprach: ‚Viel Freud' und Lust giebt meine herrliche Gestalt.‘

Wo Schönheit mit der Liebe stehet hold vereint,
Das leuchtet herrlicher als ein Rubin in klarem Golde!
Doch traurig ist's, wenn Schönheit ohne Lieb' erscheint:
O, wer die beiden immer doch beisammen finden sollte!
Schönheit und Lieb' erfreuen wohl
Die Augen und die Herzen, die zur Minne sie entzünden.
Schönheit und Lieb' man preisen soll,
Wenn sie mit ganzer Treue sich dem Manne hold verbinden!
Schönheit und Liebe sind ein minnigliches Weib!
Schönheit und Liebe macht gesund mir Seel' und Leib.
Schönheit und Liebe sind der Wonn' und Freude voll:
Die Schönheit giebt mir hohen Mut, doch mehr noch thut mir Liebe wohl!“

Und wie die Minne ein Hort aller Tugend genannt wird, wie man in ihr das beste Mittel sieht, um Gottes Huld zu gewinnen, so werden auch die Frauen, die Spenderinnen der Minne selbst, um ihrer Reinheit und Güte willen hoch gepriesen. In ihnen, sagen die Dichter, hat alle feine Zucht und Sitte ihren Ursprung, sie sind die Schutzherrinnen über die Scham, die Hüterinnen aller edlen

Sitte. Alle Tugenden sind ihnen unterthan, und wenn die Welt die Frauen nicht hätte, so lebte sie ohne Tugend in Sünde dahin. Darum ruht der Welt Heil in ihnen, und der Glanz ihres edlen, feinen Wesens durchleuchtet alle Lande. Das Höchste und Reinste, was man auf Erden findet, ist eine edle Frau. Der höchste Vorzug, welchen eine Frau besitzen kann, ist nicht Schönheit, sondern Güte und Reinheit des Herzens. Die Tugend ist die Krone aller Schönheit und Anmut. „Nach der Frauen Schönheit," sagt Heinrich von Rugge, „soll niemand allzuviel fragen; sind sie nur gut, so lasse er es sich wohlgefallen und er soll wissen, daß er recht daran thut!" Und der Markgraf von Hohenburg singt: „Immer habe ich darüber nachgedacht, wie wohl ein Weib beschaffen sein müßte, wenn ihre ganze Erscheinung und ihre Sitte mir völlig nach Wunsch sein sollten, daß ich dann immer meine Wonne und Freude daran hätte. Nun weiß ich ein Weib, die ist so liebenswert, daß ich nie meinen Wunsch schöner erfüllt sah. Ich glaube, in ihrer Schönheit ist er zur Wahrheit geworden, ihre Minne hat mich aber recht betrübt gemacht. Ihr Leib und ihre Ehre ist durch und durch rein: o weh, daß ich sie meiden muß und soll! Wollt ihr, daß da mein Herz nicht weinen soll? Wenn die Leute von der Guten so wohl sprechen, so komme ich vor Liebe in solches Weh, daß man mich bald bleich, bald rot werden sieht, so dünkt mich, sie stehe vor meinen Augen, so seufze ich heimlich mit lachendem Munde. Sie ist nicht in allem so schön, meine geliebte Herrin, daß sie ein vollkommnes Ideal weiblicher Schönheit wäre, sie weiß wohl, daß ich oft schönere Frauen schaue, die mich aber ganz gleichgiltig lassen: hier bei ihr habe ich die Schönheit innig mit der Güte vereint gesehen und man muß ihr in Wahrheit das Beste zusprechen. Nie preise ich die Schönheit ohne Güte: sie aber hat beide, möge Gott sie mir behüten!" Selbst in ein Tanzlied flicht Hiltbolt von Schwangau das Lob der Tugend seiner Geliebten ein:

„Wieder will ich von ihr singen,
Der mein Lied wär stets bereit,
Endlich wird mir's doch gelingen,
Daß entflieht mein Herzeleid.
Die Krone aller Frauen,
Beim Tanze sah ich sie:
Solch' herrlich Weib zu schauen
Gab's in der Welt noch nie!
Ell und Else tanzen wohl,
Daß man es beiden danken soll!

Alle Tugenden vereinet
Sind in ihr, der holden Frau!
Und so tugendreich erscheinet
Keine sonst, die ich erschau'.
Hoch steht sie über allen,
Die liebe Herrin mein,
Sie muß mir wohlgefallen,
Sie läßt mich selig sein!
Ell und Else tanzen wohl,
Daß man es beiden danken soll!

Selig sei die Süße, Reine,
Selig sei ihr roter Mund,
Selig sei, die ich da meine,
Selig sei so süßer Fund!
Selig sei die süße Stunde,
Selig, da ich sie ersah,
Selig, daß in holdem Bunde
Ihrem Herzen ich so nah!
Ell und Else tanzen wohl,
Daß man es beiden danken soll!"

In einem prächtigen, glänzenden Liede preist Walther von der Vogelweide die Tugend der Frauen und die reinigende, zu allem Hohen und Edlen begeisternde Gewalt ihrer Minne:

„Ein neuer Sommer, neue Zeit
Und frisches Hoffen, süßer Wahn
Sind um die Wette all' bereit,
Mich zu erfreun! Wie wohl gethan!

Ein andres freut mich besser noch,
Als aller Vögel süßer Sang:
Des Weibes Schöne stehet doch
Hoch über allem Maienklang!
Und denk' ich an die Liebste mein,
Muß größer noch die Freude sein:
Denn schöner als das schönste Weib
Macht Geist und Anmut ihren Leib!

Ich weiß es, daß die Anmut kann
Dem Weibe Schönheit geben wohl.
Doch die allein erwähl' der Mann,
Die edler Tugenden ist voll.
Die Anmut schmückt die Schönheit mehr,
Als edeles Gestein das Gold:
Doch über beiden hoch und hehr
Strahlt edle Tugend, rein und hold.
Sie geben höhern Wert dem Mann:
Wer solch' ein Weib erringen kann,
Wie er sich müh'n und ringen muß,
Ihm wird der seligste Genuß.

Das Herz erfreuet schon ein Blick,
Des Weibes Auge giebt ihm Heil:
Was meint ihr wohl, wie groß sein Glück,
Wird mehr der Liebe ihm zu teil?
Der ist gewiß an Freuden reich,
Wenn jenes Freude ganz zergeht!
Was ist wohl solcher Freude gleich,
Da liebend Herz in Treue steht,
In Schönheit und in reinen Sitten?
Welch' sel'ger Mann das hat erstritten,
Preist der sein Glück vor Fremden frei,
Glaubt nicht, daß der von Sinnen sei!

Was soll ein Mann, der nicht begehrt
Zu werben um ein reines Weib?
Wenn sie auch nimmer ihn erhört,
So adelt es doch Seel und Leib.
Um einer willen handl' er so,
Daß er den andern wohl behage:
So macht ihn auch die eine froh,
Wenn ihm die andre auch versage.

Drauf denke jeder in der Zeit,
Das giebt ihm Ehr' und Seligkeit.
Wer guten Weibes Minne hat,
Der schämt sich aller Missethat."

In herrlicher Weise preist auch Reinmar der Alte die Frauen als die Spenderinnen alles Glückes, als das Köstlichste, Reinste und Edelste, was Gott der Welt geschenkt habe:

„So wohl dir, Weib, welch' reines Wesen
Bist du! Wie lieblich tönt dein Name aller Welt!
Nie war etwas so auserlesen,
So hehr wie du, wenn rechte Güte dir gefällt!
Kein Mensch in Worten je dich völlig preisen kann.
Für wen in Treue du dich sorgst, der ist ein sel'ger Mann
Und mag wohl gerne leben.
Du giebst aller Welt gar hohen Mut:
Kannst du mir nicht auch ein wenig Freude geben?"

So zieht sich durch den ganzen Minnesang ein tiefer, reiner, sittlicher Ernst, der ein wesentliches Stück, ja den eigentlichen Kern desselben bildet. Darin liegt das Geheimnis, warum die Lieder jener Zeit so innig zum Herzen sprechen, warum sie oft, selbst bei ganz einfachem, schlichtem Inhalt, uns so eigenartig anziehen und festhalten. Es ist nicht der Klang der schönen Form allein, der uns fesselt, es ist die weite Aussicht in ein reiches Gebiet tiefer und ernster Gedanken, die uns oft eine einzige Verszeile, oft ein einziges Wort eröffnet. Auch der heitere Scherz deutet immer zuletzt auf den Ernst hin, welcher hinter ihm lauscht, und wird dadurch zu einem wirklichen, gesunden, edlen Humor, der unsrer Zeit, die zwischen Tragödie und Posse, zwischen dem nackten Ernst und der gedankenlosen Witzelei hin und her schwankt, so wohl thut. Oft sehen wir den Dichter mit dem Ausdruck ringen, und wir fühlen deutlich, wie das einfache Wort, wie die schlichte, ungekünstelte Verbindung der Sätze das nicht erschöpft, was der Dichter sagen will, so daß wir uns den Gedanken selbst ergänzen müssen.

Oft ist der Ausdruck so kurz und knapp, daß hinter dem Worte eine ganze Fülle von Gedanken, eine lange Gedankenreihe liegt, von welcher der Dichter gleichsam nur das Endglied zum Ausdruck gebracht hat. Überall aber sehen wir das Edle und Geistige in der Minne betont, überall als den schönsten Gewinn den Adel des Gemüts und die Hoheit der Seele gepriesen, welche einem Zauber gleich von der geliebten Frau auf den Liebenden überströmen.

Es ist unendlich leicht, eine Anzahl weniger edler Lieder, namentlich aus der Zeit des Verfalles, zusammenzusuchen und diese, ohne irgend welche Rücksicht auf den ganzen Gedankenkreis und Charakter des Minnesanges, für ein wahres Bild der Dichtung jener Zeit auszugeben, um dann auf Grund dieses Lügenbildes den Minnesang zu verurteilen. Es ist unendlich leicht, verschiedene Zeitalter durcheinanderzuwerfen und ebenso Epos und Lyrik, Romanisches und Deutsches zu vermengen, die aus Frankreich herübergekommenen Geschichten bretonischer und französischer Ritter zum Maßstab der Beurteilung deutschen Geistes und deutscher Sitte zu machen, und daraus ein Bild zusammenzusetzen, das man mit stolzer Miene als ein endlich realistisch wahres Gemälde jener Zeit hinstellt, frei von allen thörichten Illusionen idealer Schwärmer. Es ist leicht, aber es ist weder gerecht noch wahr! Der Mensch ist Geist und Leib. Wer nur die leiblichen Eigenschaften des Menschen schildern wollte, ohne irgend welche Rücksicht auf den Geist, der den Leib beherrscht und veredelt, wer nur die Sinnlichkeit des Menschen darstellen wollte, ohne dabei das Hereindringen des Geistigen in die Sinnlichkeit ins Auge zu fassen, der würde ein Gemälde vom Menschen entwerfen, das denselben auf der Stufe des Tieres stehend zeigte. Ähnlich verfährt der, welcher aus einem Zeitalter nur die Züge sinnlichster Genußsucht herausgreift, ohne Rücksicht auf das Geistige, was neben, in und über dieser Sinnlichkeit zu tage tritt.

Selten findet sich in einem Zeitalter das Geistige mit

dem Sinnlichen in rechter Weise vermählt: entweder der Geist trennt sich ganz von der Sinnlichkeit und verliert sich in überirdische, phantastische Spekulationen, oder die Sinnlichkeit entweicht der Führung des Geistes und sinkt zur niedrigsten, rohesten Genußsucht herab. Beide Verirrungen haben wiederholt der Menschheit unendliches Verderben gebracht. Wo aber Geist und Sinnlichkeit in das rechte Verhältnis zu einander treten, so daß das Sinnliche durch das Geistige verklärt, das Geistige durch das Sinnliche auf den Boden der Wirklichkeit gestellt wird, da erblüht den Menschen ein schönes, glückliches Zeitalter, in welchem die Kunst ihre höchsten Triumphe feiert. Eine solche Vermählung von Geist und Sinnlichkeit zeigt uns das griechische Altertum, zeigt uns das Zeitalter Goethes und Schillers, zeigt uns der deutsche Minnesang. Denn die geistige Richtung des letzteren, wie sie oben geschildert worden ist, hat durchaus nichts Krankhaftes an sich, sie verläßt nie den Boden der Wirklichkeit, und die Minne artet durchaus nicht in eine metaphysische Geisterliebe aus. Eine gesunde, frische Natürlichkeit, eine lebendige Sinnlichkeit geht der geistigen Richtung zur Seite, die aber wieder durch Geist und Sitte vollständig beherrscht wird. Will man auch eine solche Sinnlichkeit verurteilen? Dann verwerfe man auch die leidenschaftlichen Lieder der Sappho und überhaupt die herrliche, durch nichts verkümmerte Natürlichkeit der griechischen Dichtung, dann verurteile man auch Goethes wunderbare Liebeslyrik, ja selbst Klopstocks zarte Oden; denn auch dieser erklärt, daß er in seinen Gedichten nicht jene Liebe im Sinne gehabt habe, welche man gewöhnlich mit einem merkwürdig ungeschickten Worte die platonische zu nennen pflegt. Freilich schlägt die Natürlichkeit jener Zeit, genau wie die des griechischen Altertums und wie die Goethes, zuweilen mit solchen kräftigen Lauten an unser Ohr, daß unser überverfeinertes Gefühl davor erschrickt. Aber diese Natürlichkeit ist doch von solcher Wahrheit, von solcher Innigkeit, daß ein ge-

sunder Sinn sich nicht daran stößt. Ja, gerade diese Natürlichkeit, die nichts übertüncht, diese herrliche Geradheit, die jenes Zeitalter auszeichnet, offenbart ein reineres Gemüt, als die versteckten Anspielungen und in allerlei süßlichen Wortschwall eingehüllten Sinnlichkeiten mancher Schriftsteller späterer Zeiten.

Oft zwar begnügt sich der Dichter mit dem bloßen Blick und Gruß der Geliebten, namentlich wenn dieselbe eine hochstehende Dame oder die Gattin eines andern ist. Aber seine Wünsche gehen auch weiter, ein Kuß von ihrem roten Munde und ein inniges Umfangen bildet oft den Gegenstand seiner Sehnsucht. „Hei, wann soll es sein," singt Graf Konrad von Kilchberg, „daß ihr Mündlein rosenrot wolle wenden meinen langen Kummer? Zwei lichte Wänglein wären gut für sehnende Not, und ein minnigliches Umfangen. Wollte ihr rosenfarbener Mund mir ein Küssen leihen, aller Sorge wäre ich da sogleich ledig." In heiterer Weise behandelt Reinmar der Alte denselben Wunsch: „Sollte es mir das Glück einmal gönnen, daß ich von ihrem redenden Munde mir ein Küssen stehlen könnte und daß ich es mit mir von dannen brächte, das wollte ich heimlich tragen und immer verbergen. Sollte sie es aber gar zu schmerzlich empfinden und mich um meiner Missethat willen hassen, was thue ich dann, ich unseliger Mann? Da heb' ich's auf und leg' es wieder, so gut ich kann, dahin, wo ich es wegnahm!" Und Kristan von Lupin sagt in einem Liede: „Ich wollte gern ihr Gefangener sein unverdrossen, so nämlich, daß sie mich mit ihren blanken Armen umschlossen hielte. Nie könnte ich mein Leid besser an der Trauten rächen. Ihr Mündlein küßte ich und wollte sprechen: ‚Sieh, da hast du was für deine Röte!'" Ganz allerliebst besingt die Sehnsucht nach einem Kusse auch Hetzbolt von Weißensee:

„Nun ist mir so leicht zu Mute,
Seit mich grüßt ihr Mündelein.

Freude bringt das holde, gute,
Könnt' ich nach dem Willen mein
Mich an ihm nur rächen,
Seht, so wär' voll' Freuden ich;
Das steht, als wollt' es sprechen:
‚Ja trutz, wer wagt zu küssen mich?'

Gott mit Segen stets sie kröne,
Daß nie Leid ihr mag geschehn.
An ihr preis' ich selt'ne Schöne,
Wie ich nimmer sie gesehn.
Ein Küßchen möcht' ich brechen
Vom Mündlein, keck und säuberlich,
Das steht, als wollt' es sprechen:
‚Ja trutz, wer wagt zu küssen mich?'

Liebchen, wollst dich mein erbarmen,
Nimm hinweg die Sorgen mein!
Müßt' ich noch von blanken Armen
Minniglich umfangen sein
Wohl von holdem Weibe,
So lebt' ich in Freuden ganz.
Was ich auch denk' und treibe,
Das gilt doch ihr: der ‚Schönheit Glanz!'"

Aber noch kühnere Wünsche sprechen die Dichter der Minne in ihren Liedern aus, und sie singen auch jubelnd von der Erhörung derselben. Durch Leid und Klagen, durch die Schar der Hüter und Späher, durch alle Widerwärtigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, ringt sich der Ritter hindurch, und die Minne reicht ihm zum Lohne ihren vollsten Blumenkranz. In einer besonderen Gattung von Liedern besingen die Dichter die heimlichen, verstohlenen Zusammenkünfte mit der Geliebten: in den bereits oben erwähnten Tageliedern. Das Tagelied hat aber jetzt eine etwas andere Gestalt gewonnen, es ist reicher ausgebildet und zeigt eine größere dramatische Mannigfaltigkeit, als das schlichte Zwiegespräch der Liebenden bei Dietmar von Aist. Während bei Dietmar von Aist ein Vogel durch seinen Gesang die Liebenden weckt, ist es jetzt der Wächter, welcher

hoch von der Zinne der Burg herab mit Gesang verkündigt, daß der Tag graue und die Morgenröte im Osten erglänze. Ihn haben die Liebenden ins Vertrauen gezogen, und auf seinen warnenden Ruf hin eilt der Ritter stürmisch hinweg aus den Armen der Geliebten, um noch eingehüllt in die Schatten der Morgendämmerung dem Auge jedes Spähers zu entrinnen. „Für eines Ritters Leben wache ich,“ singt der Wächter in einem solchen Liede, „und für deine Ehre, schönes Weib: wecke ihn, Herrin! Gott gebe, daß es ihm wohl ergehe, daß er erwache und niemand sonst: wecke ihn, Herrin! Es ist an der Zeit, warte nicht länger und laß dich nicht von ihm durch Bitten wankend machen! Willst du sein Leben bewahren, so heiße ihn gehen: versäumt er den rechten Augenblick, so ist die ganze Schuld dein. Wecke ihn, Herrin!“ Auf den Gesang des Wächters antwortet dann gewöhnlich die Frau; sie klagt, daß sie nun von dem Geliebten scheiden soll, und sie bittet den Wächter innig, doch den geliebten Mann noch nicht von dannen zu treiben. Zuweilen zürnt sie auch dem Wächter und gebietet ihm als seine Herrin, seinen warnenden Gesang zu unterlassen. So entgegnet die Frau in dem eben angeführten Liede: „Verwünscht sei dein Leib, Wächter, und all' dein Singen! Schlafe, Geliebter! Dein Wachen wäre ganz gut, aber dein Wecken ist mir unangenehm. Schlafe, Geliebter! Wächter, ich habe dir doch immer nur Gutes gethan, davon läßt du mich aber nie etwas spüren! Wie ein Falke blickst du ungeduldig nach dem Tage aus und raubst dadurch meinem Herzen viel Freude. Schlafe, Geliebter!“ Der Wächter läßt sich aber in seiner Pflicht nicht beirren; denn er weiß, daß er den Liebenden selbst den besten Dienst dadurch leistet, wenn er unerschütterlich wieder und wieder zum Aufbruch mahnt. So spinnt sich das Zwiegespräch zwischen Wächter und Frau durch mehrere Strophen hindurch fort, bis endlich die Liebenden sich entschließen, von einander zu scheiden. Noch einmal flammt dann zum Schlusse die ganze

leidenschaftliche Glut der Liebe auf, und mit inniger Klage und banger Sorge, ob der Ritter auch unbemerkt von dannen kommen werde, entläßt die Frau den Geliebten. Zuweilen wird auch ein Gespräch zwischen Ritter und Frau mit eingeflochten, in welchem beide die Seligkeit der Liebe preisen und klagen, daß sie scheiden müssen. An Stelle des Wächters läßt Ulrich von Lichtenstein eine vertraute Dienerin treten. „Eine schöne Magd," singt er: „sprach: ‚Viel liebe Herrin mein, wohlauf, es taget! Schaut gegen das Fenster, wie der Tag aufgeht, der Wächter hat bereits die Zinne verlassen; Euer Freund soll von hinnen: ich fürchte, er ist zu lange hier!'"

Die glänzendsten und leidenschaftlich bewegtesten Tagelieder hat Wolfram von Eschenbach geschaffen. In seiner großartigen, an kühnen und hinreißend schönen Bildern so reichen Sprache bringt er eine Glut des Gefühls mit einer Wahrheit zum Ausdruck, daß das Herz in seinen innersten Tiefen gepackt wird. Man höre folgendes seiner Tagelieder:

„Wächter.

‚Seine Klauen
Durch die Wolken sind geschlagen.
Er steiget auf mit großer Kraft;
Ich seh ihn grauen
Täglich, wenn er kommt zu tagen,
Den Tag, der deiner süßen Haft
Entreißen will den edlen Mann,
Den ich herein mit Sorgen ließ.
Ich bring' hinaus ihn, wenn ich kann:
Sein herrlich Wesen das zu thun mich hieß.'

Frau.

‚Wächter, du singest,
Was der Freude mich entrückt
Und was vermehret meine Pein.
Kunde du bringest,
Die mich leider nicht beglückt,

Immer mit des Morgens Schein.
Die sollst du ganz verschweigen mir:
Gebiete ich der Treue dein;
Nach Kräften will ich's lohnen dir.
Dann bleibet hier der Trautgeselle mein.'

Wächter.

,Er muß von hinnen
Bald und ohne Säumen jetzt:
Nun gieb ihm Urlaub, süßes Weib!
Verbergt das Minnen
Vor der Welt, das euch ergötzt:
Soll es ihm kosten Ehr und Leib?
Ganz fest vertraut der Edle mir,
Daß ich ihn sicher bring hinab.
Es ist nun Tag; Nacht war's, da Ihr
Gewannet ihn mit Gruß und Kuß mir ab.'

Frau.

,Was dir gefalle,
Wächter, sing und laß ihn hier,
Der Minne brachte, Minn' empfing.
Von deinem Schalle
Erschraken so gewaltig wir:
Da noch kein Morgenstern aufging
Ihm, der nach Minne hergekommen,
Und nirgends schien des Tages Licht,
Hast du schon oft mir ihn genommen
Aus weißen Armen, aus dem Herzen nicht!'

Schluß.

Von dem Scheinen,
Das durch's Fenster brach heran,
Und von des Wächters Warnesang
Ward der Reinen
Bange um den lieben Mann.
Die Arme fest sie um ihn schlang,
Sie zwang ihn innig an ihr Herz;
Das wollte enden Wächters Ruf:
Und Urlaub nahm er da mit Schmerz,
Mit Kusse sie ihm süßen Abschied schuf."

Die Züge, mit welchen Wolfram malt, sind sinnlich kräftig, aber sie sind weder üppig, noch lüstern; ja, es weht ein Hauch der Reinheit durch seine Lieder, es lebt darin eine Innigkeit und wehmütige Sehnsucht, daß dadurch die sinnliche Glut derselben völlig geläutert und geistig verklärt wird. Unwillkürlich werden wir durch Wolfram an Shakespeare erinnert, an jene Scene in Romeo und Julie (Akt III., Scene 5), in welcher der große Brite den gleichen Stoff behandelt:

„Julie. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,*)
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo. Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höh'n;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod," u. s. w.

Wie hier Shakespeare das Tagelied zu einer seiner größten dramatischen Scenen verwendet hat, wie er in den Worten Juliens: „Es tagt, es tagt! Auf! eile! fort von hier!" und: „Stets hell und heller wird's: wir müssen scheiden!" den Minnesingern gleich den Tag als den Feind der Liebenden hinstellt, so hat er auch, gleich Wolfram, allen Zauber seiner Poesie über diese Scene ausgegossen. Hier liegt das Geheimnis aller dichterischen Wirkung überhaupt. Denn der Dichter kann des Sinnlichen nie entbehren, er bedarf desselben notwendig zu seinen Kunstschöpfungen. Die Frage ist nur: Wie ist das Sinnliche zu behandeln? Hier bei Wolfram finden wir diese Frage be-

*) Nach altgermanischer Weise läßt Shakespeare, wie Dietmar von Aist, einen singenden Vogel die Liebenden wecken.

antwortet, und jeder junge Dichter unserer Zeit kann bei ihm, wie auch bei anderen Minnesingern, so namentlich bei Walther von der Vogelweide, lernen, wie das Sinnliche mit dem Sittlichen zu vermählen ist.

Die sinnlichere Richtung des Minnesanges tritt namentlich in jenen Liedern zu tage, denen die Liebe zu einem einfachen Mädchen niedrigen Standes oder, wie man diese Liebe zu bezeichnen pflegt, die niedere Minne zu Grunde liegt, während in denjenigen Liedern, welche der Liebe zu einer hochgeborenen und hochstehenden Frau, der hohen Minne, entsprossen sind, die geistige Richtung überwiegt. Schon der Umstand, daß der Gegenstand der niederen Minne fast nie eine verheiratete Frau war, rückte die Liebenden rascher einander näher, als es bei der hohen Minne der Fall war; dazu kam, daß keinerlei Schranken der Gesellschaft den Verkehr mit einem Mädchen aus dem Volke hinderten. Die Lieder der niederen Minne schließen sich eng an die ältere deutsche Lyrik an; sie unterscheiden sich durch den mehr volksmäßigen Ton von der eigentlichen Kunstpoesie der hohen Minne, sie haben oft epischen Eingang, Zwiegespräche und den Kehrreim; dabei ist ihnen, ganz wie dem älteren deutschen Minnesang, frische Natürlichkeit und tiefes Gemüt eigen. Die meisten dieser Lieder sind Tanzlieder. Selbst die ausgezeichnetsten höfischen Dichter, welche in ihren Dichtungen die Kunstpoesie der hohen Minne in schönster Vollendung darstellen, wie Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, haben unter ihren Gesängen auch Lieder der niederen Minne. So gehört das folgende Lied Reinmars nach seinem ganzen Tone diesem Kreise an und ist sicher einem Mädchen aus dem Volke gewidmet:

„Wohl mir! Liebe Märe
Habe ich vernommen,
Daß des Winters Schwere
Woll' zu Ende kommen.

Kaum ich das erwarten mag,
Freude hatt' ich keinen Tag,
Seit der Reif, der kalte, lag.

Seht, mich hasset keiner,
Fröhlich bin ich ja.
Weiß Gott, thut es einer,
Unrecht thut er da,
Weil ich niemand schaden kann.
Wenn ich ihre Lieb' gewann,
Was geht das die andern an?

Sollte ich verhehlen,
Wie sie mir so lieb,
Müßt' ich gehn und stehlen
Und ich würd' ein Dieb.
Nein, das unterlasse ich.
Andres Streben fesselt mich,
Das noch niemals von mir wich.

Wenn sie mit dem Balle
Treibet Scherz und Spott,
Daß sie etwa falle,
Das verhüte Gott!
Mädchen, laßt das Drängen sein:
Stoßet ihr mein Mägdelein,
Ist der Schade halb auch mein."

Von Walther von der Vogelweide gehört hierher das bereits oben angeführte Tanzlied (S. 158) und noch einige andre Lieder, welche gleich dem Tanzliede mit zu dem Köstlichsten und Reizendsten gehören, was der Dichter geschaffen hat (s. das 4. Bild). Diese Lieder der niedern Minne werden bei ihm zu anmutigen, ländlichen Idyllen, ähnlich der romanischen Pastourelle, und auch andre Dichter haben gleich ihm das ländliche Leben belauscht und bringen es in seiner ganzen frischen Natürlichkeit reizvoll zur Darstellung. So hat Gottfried von Neifen einige solcher Lieder unter seinen Minnegesängen. Er erzählt in leichten, gefälligen Rhythmen, wie er mit einem Mädchen, das im Kruge am Brunnen Wasser schöpfte, gescherzt habe, ein

andres Mal, wie er sich mit einer ländlichen Schönen, welche Garn wand, unterhielt. Mutwillig, leichtfüßig dahinhüpfend ist sein Lied von der Flachsbrecherin:

„Uns jungen Männern oftmals mag,
Bei Frauen sanft mißlingen.
Es war an einem Sommertag,
Da hörte ich ein Schwingen.
Sie brach den Flachs,
Wohl den Flachs, den Flachs, den Flachs.

‚Guten Morgen!‘ bot ich ihr,
Sie sprach; ‚Gott müss' Euch ehren!‘
Sie neigte sich gar schön vor mir,
Ich wollt' bei ihr einkehren.
Sie brach den Flachs,
Wohl den Flachs, den Flachs, den Flachs.

Sie sprach: ‚Ei, sucht Ihr solche Frau'n,
Seid Ihr unrecht gegangen!
Eh' ich Euch möcht' bei mir hier schau'n,
Säh' ich Euch lieber hangen.‘
Sie brach den Flachs,
Wohl den Flachs, den Flachs, den Flachs.“

Der Hauptdichter dieser Richtung aber, der dieselbe fast ausschließlich pflegt und zu einer eigenen Dichtungsgattung erweitert, ist Neidhart von Reuenthal, der Begründer der höfischen Dorfpoesie. Während die obengenannten Dichter nur zuweilen einmal ihr Zusammentreffen mit einer ländlichen Schönen schilderten, tritt Neidhart mitten unter die Landbewohner, nimmt an ihrer tollen, ausgelassenen Lust jubelnd teil und stellt in seinen Liedern das ganze Leben und Treiben derselben dar. Gewöhnlich führt sich Neidhart selbst in diesen Liedern als Verehrer der Dorfschönen ein, wie er durch seine Werbung, durch seine Tänze und Gesänge alle Mädchen des Gaues für sich begeistert und dadurch die Eifersucht der Bauernburschen, der Getelinge und Dorfsprenzel, wie er sie zu nennen pflegt, im höchsten Grade erregt, die ihn dann verfolgen und mit ihm

in Streit geraten. Mitunter schildert er aber auch bloß das Leben und Lieben der bäuerlichen Welt selbst. Oft behandelt er diese Scenen mit feinem Humor, oft aber auch stimmt er die kräftigsten Naturtöne an, so daß zuweilen die wilde, ungebundene Lust, die in vielen seiner Lieder pocht und jubelt, in den schärfsten Gegensatz zu dem edlen Maße und der feinen Zucht der höfischen Kunstlyrik tritt. Seine Lieder sind teils Sommerlieder oder Reihen, die im Freien zur Begleitung des Reihens gesungen wurden, teils Winterlieder oder Tänze, die in der Stube zur Begleitung des Tanzes dienten. Der Reihen wurde gesprungen, der Tanz getreten. Die bäuerlichen Tänze haben die verschiedensten Namen; bald wird der Ridewanz getanzt, bald der Govenanz*) geschleift, bald der Hoppaldei und Troialdei gestampft.

Mit einer Naturschilderung oder einer kurzen Erzählung beginnen die Lieder gewöhnlich, wie dieselben denn überhaupt überwiegend episch gehalten sind. Zuweilen schließt die Strophe mit einem Kehrreim, der mitunter nur in einer Reihe von hinausgejubelten Lauten übermütiger Lust besteht, wie z. B. in den Lauten: traranuretum traranuriruntundeie! oder dâ tender lender lenderlîn! Die einleitende Naturschilderung ist fast immer ein mit einfachen Strichen, aber meisterhaft gezeichnetes Stimmungsbild aus dem Mai oder Winter; mit bezaubernder Anmut und mit herzgewinnender Naivetät weiß Neidhart diesen Eingang zu behandeln. So singt er einmal:

„Heid', Anger, Wald in Freuden stehn;
Sie haben sich nun angethan mit Kleidern wunderschön,
Die ihnen hat der Mai gesandt.
Sei'n wir alle
Froh mit Schalle.
Der Sommer ist gekommen in das Land.

*) d. i. eig. Zusammenkunft, von franz. convenance.

Wohl aus der Stube nun geschwind!
Ihr stolzen Kinder, laßt euch sehn: hin ist der scharfe Wind
Und auch der eisig kalte Schnee.
Hebt euch balde
Zu dem Walde:
Die Vöglein singen, denen war so weh.

Nun ist vergangen all' ihr Leid,
Das sollt ihr glauben! Kommt und seht doch selbst, was weit und breit
Der Sommer alles hat gethan.
Allerwegen
Will er legen
Grünes Laubgewand den Bäumen an."

„Der Wald" singt er ein andres Mal „erschallt wieder von mancher kleinen Stimme; der Sang der Vöglein kommt nicht mehr zur Ruhe; sie haben ihr Trauern aufgegeben und loben mit Freuden den Mai! Ihr Mägdlein, ihr sollt euch paaren. Wieder erhebt sich auf der Straße die Freude der holden Kinder; wir sollen den Sommer erkennen an der Linde; die ist reich an neuem Laube, gar wonniglich steht ihr Wipfel! Der Mai ist da, der holde. Auf der Wiese fällt der Tau den Blumen in ihre Augen. Ihr stolzen Mägdlein, bleibt nicht ungesellet: ihr schmücket schön euern Leib. Ihr jungen Frauen sollt reihen in diesem süßen Mai!" Und vom Winter sagt er: „Winter, uns will deine Gewalt hinweg von der schattigen Linde in die Stube drängen. Deine Winde sind kalt; Lerche, laß dein Singen, dir hat Fehde angekündigt der Reif und auch der Schnee; du mußt still schweigen. So klage ich auch um den grünen Rasen. Mai, vor dir neige ich mich, der Winter thut mir weh!" Oder er singt:

„Die Blumen und das grüne Gras
Beide sind verschwunden.
Nun schaukelt vor der Sonne Strahl nicht mehr der Linde Blatt.
Da ihr im Laub der Vogel saß,
Da hat man gefunden
Wohl unter ihr der Freude viel: nicht Weg und Steg mehr hat
Man hin zu ihr.

Wie fröhlich wir
Dort bei einander waren.
Wie rasch die Freud' ein Ende hat, das haben wir erfahren.
Gar manchem stand der Mut so hoch, der sitzt nun traurig hier.

O Winter, dein so hartes Los
Zwinget uns zu lange.
Von dir und einem Weibe leid' ich leider Ungemach.
Von Rosen ist die Heide bloß,
Das kommt von Reifes Zwange.
Die Vöglein in dem Walde finden nun kein schützend Dach.
Der ich gar,
Meine Jahr'
Hab' gedienet lange
So willig und von Herzen und auch öfter mit Gesange,
Mir ward kein Lohn, und wär' er auch so klein als wie ein Haar."

Unerschöpflich ist Neidharts Reichtum an Formen, tanzend umwogen uns immer neue Rhythmen und ziehen uns förmlich mit in die kreisende und wirbelnde Sommerlust hinein. Die Sprache handhabt er mit seltener Meisterschaft; geschmeidig und elegant, in tadelloser Glätte, fließen seine Verse dahin, volle wohltönende Reime schlingen die heiteren Rhythmen innig ineinander. Dem epischen Eingang der Sommerlieder folgt gewöhnlich ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Die Tochter ist von Neidharts Tanzweisen entzückt und will, sobald der Mai wieder zum Tanz unter der Linde ruft, hinauseilen, um sich jauchzend in die Reihen der Tanzenden zu mischen. Die Mutter will sie zurückhalten und warnt vor den Gefahren, welche der unerfahrenen Jugend eines schönen Mädchens von der Liebe drohen. Die Tochter aber hört nicht auf die Warnungen und entrinnt der Hut der sorgenden Mutter, um sich voll der Lust des Maies hinzugeben. Eins der anmutigsten dieser Gesprächslieder, das auf voller Kunsthöhe steht, ist das folgende:

„Wie ist der Mai so reich!
Er führet allsogleich
Den Wald an seinen Händen.

Der ist nun neuen Laubes voll:
Jetzt muß der Winter enden.

,Ich freue mich der Heide,
Der lichten Augenweide,
Der Sommer kommt gegangen!'
So sprach ein holdes Mägdelein,
,Den will ich schön empfangen.

Laß, Mutter, es geschehen,
Zu Felde will ich gehen
Und will den Reihen springen.
So lange hört' nichts Neues ich
Von Mädchen draußen singen.'

,Nein, meine Tochter, nein!
Ich hab dich ganz allein
Mit Sorgen aufgezogen.
Thu mir's zu lieb, die Männer laß:
Gar manche ward betrogen!'

,Ich will Euch einen nennen,
Den möget Ihr wohl kennen,
Nach ihm steht mein Verlangen.
Er ist genannt von Reuenthal:
Will ihn im Tanz umfangen.

Es grünt in allen Zweigen,
Daß sich wohl möchten neigen
Die Bäume hin zur Erden.
Nun wisset, liebe Mutter mein,
Ich folge ihm, dem Werten.

Liebe Mutter hehr,
Er klagt nach mir so sehr.
Soll ich ihm das nicht danken?
Er sagt, daß ich die Schönste sei
Von Bayern bis nach Franken.'"

Ein andres Lied erzählt, wie die Mutter die Festkleider der Tochter in einen Schrein geschlossen hat, um das Mädchen von der Teilnahme am Tanze zurückzuhalten.

Aber die nach Lenzesluft und Maientanz sehnsüchtig verlangende Schöne weiß auch dieses Hindernis zu überwinden; sie erbricht den Schrank, legt die Gewänder an und eilt von dannen:

„Nun' ist der kühle Winter gar zergangen:
Die Nacht ist kurz, der Tag beginnt zu langen;
Es kommt uns wonnigliche Zeit,
Die Freude aller Welt verleiht:
Schöner sangen nie die Vögel weit und breit.

Gekommen ist uns lichte Augenweide:
Man sieht der Rosen Fülle auf der Heide;
Die Blumen bringen durch das Gras,
Und Tau auf jedem Halme saß,
Wo mein Geselle einen schönen Kranz mir las.

Das Wintergrau des Waldes ging zur Neige,
Es sitzt der Mai auf jedem grünen Zweige,
Und gab dem Walde Laubes viel.
Schmück' dich nun, mein Trautgespiel:
Du weißt, daß ich dahin mit einem Ritter will.

Doch heimlich das des Mädchens Mutter hörte.
Mit ernster Stimme sie der Tochter wehrte:
‚Dein Wankelmut ist offenbar.
Wind ein Kränzlein um dein Haar,
Ohne Kleider mußt du, willst du zu der Schar.‘

‚Mutter mein, wer gab euch das zu Lehen,
Daß ich euch sollt um meine Kleider flehen?
Keinen Faden spannet ihr!
Laßt den Lärm und gebt sie mir!
Wo ist der Schlüssel? Schließet auf den Schrank mir hier!‘

Die Kleider war'n in einem Schrein versperret,
Der ward mit einem Stuhlbein aufgezerret.
Nie ward der Mutter schlimmrer Tag.
Als da das Kind die Kist' erbrach,
Schwieg ihre Zunge still, kein Wort sie weiter sprach.

Sie nahm ihr Röcklein aus dem Schrein gar balde:
Das war gelegt in manche kleine Falte.
Ihr Gürtel war ein Riemen schmal.

Hin zu dem von Reuenthal
Warf das stolze Mägdlein ihren bunten Ball."

Zuweilen aber ist die Gewalt des Maies und die Zauberkraft des Gesanges so groß, daß selbst Alte wieder jung werden und hin zu dem Tanz unter der Linde eilen:

„Auf dem Berg und in dem Thal
Klingt aufs neu der Vöglein Schall.
Heuer wie eh'
Grüner Klee.
Fort nun, Winter, du thust weh!

Die Bäume, die da standen greis,
Die haben all' ihr neues Reis.
Von Vöglein wohl
Sitzt es voll.
Davon nimmt der Mai den Zoll.

Eine Alte rang schon mit dem Tod
Tag und Nacht in schwerer Not.
Die sprang wieder
Wie ein Widder
Und warf die Jungen alle nieder."

Mitunter läßt der Dichter auch zwei Mägdlein sich unterhalten, wie in dem folgenden reizenden Liede:

„Nun ist gar zergangen
Der Winter kalt,
Mit Laube steht befangen
Der grüne Wald.
Wonniglich
Mit süßen Stimmen freuen sich
Die Vögel all und preisen hell den Maien.
So loben wir den Reihen.

Hoch mag das Gemüte
Aller Welt nun stehn.
Reiche Maienblüte
Hat mein Aug' gesehn
Überall.

Ach, könnte doch der Maienschall
Auch machen, daß mir meine Sorge schwinde:
Die ist mein Ingesinde.

Zwei holde Mägdlein singen
Zu klagen an,
Die Sehnsuchtsnot möcht' bringen
Der Mai hindann.
Eine sprach:
‚Trauern, Leid und Ungemach
Hat mir verderbet Leib und alle Sinne:
Der Freud' ward ich nicht inne.

‚Leid und schwer Gemüte
Ist mir bekannt:
Lieben Freundes Güte
Kam mir abhand.
Mir ward ein Mann
Fremd, der hat mir angethan
Schweren Kummer, der sich täglich mehret
Und mir mein Herz verzehret.'

‚Was verwirrt die Sinne,
Gespielin, dir?
Bringt dir Schmerz die Minne,
So folge mir:
Hab Geduld!
Trägt ein lieber Mann die Schuld,
Das verbirg im tiefsten Herzensgrunde.
Gern leug'n ich mit zur Stunde!'

‚Wohl, du sollst ihn kennen!
Du hörst manchmal
Einen Ritter nennen
Von Reuenthal.
Dessen Sang
Mein Gemüt so mächtig zwang.
Nun möge der im Himmel seiner walten:
Er mög' ihn mir erhalten.

‚Kein Heim ist mir beschieden,
Wo sollt' es sein?
Die Schwalbe baut in Frieden
Ein Häuselein,

Darin sie ist
Im Sommer eine kurze Frist.
Gott gebe mir ein Haus mit sichrem Dache
Dort bei dem Lengenbache.'"

Während Neidhart so in seinen Sommerliedern bald mit keckem, aber liebenswürdigem und feinem Humor, bald mit reizender Anmut und zarter Innigkeit seine lebensfrischen ländlichen Gemälde entwirft, bietet er in seinen Winterliedern Scenen derbster Lebenslust, in welchen er zum Teil die Bauern und ihre Versuche, ritterliches Leben nachzuahmen, verspottet. Da unter der Linde nicht mehr der Reihen gesprungen werden kann, versammeln sich die Bauernburschen zum Tanz in der Stube. Fast jede Lustbarkeit endet aber mit einer Prügelei, in welcher die „Getelinge" statt der Schwerter Stuhl- und Schemelbeine schwingen. „Kinder," singt er in einem solchen Liede, „bereitet euch für den Schlitten, der nun auf dem Eise geht. Der verhaßte Winter ist kalt und hat die wonniglichen Blumen hinweg genommen. Die Wipfel mancher grünen Linde stehen grau und farblos; unbesungen ist der Wald. Das kommt alles von des Reifes Ungnaden. Könnt ihr sehen, wie er die Heide zugerichtet hat? Durch seine Schuld steht sie fahl; dazu sind alle Nachtigallen von ihr hinweggeflogen. Wohl bedürft' ich meiner weisen Freunde Rat, daß sie sagten, wo die holden Kinder der Freude pflegen sollten. Megenwart hat eine weite Stube; wenn es euch allen so recht ist, so wollen wir uns dort zum Tanz versammeln. Seine Tochter will es, daß wir dahin kommen. Ihr sollt es alle einander sagen. Einen Tanz um den Schragen (Tisch), den wird Engelmar leiten! Werdet darüber einig, wer zu Kunigunden gehe, die sehnte sich immer nach dem Tanze; sie würde uns bittre Vorwürfe machen, wenn wir es ihr nicht sagten. Gisel gehe zu Juten und bringe auch die Elle gleich mit; zwischen mir und

ihnen besteht ein festes Bündnis. Vergeßt um des Himmels willen auch Hedwig nicht! Bittet sie, bald mit den andern zu kommen. Sie sollen aber die Hüte nicht zu sehr auf die Augen rücken. Ich rate allen guten Frauen, welche hochgemuten Männern holdes Herze tragen wollen, daß sie die Hüte aus dem Gesichte rücken, weiter in den Nacken hinab. Mitten im Tanze fand Ruprecht ein Ei (ich wähne, der Teufel gab's ihm), damit drohte er Eppen zu werfen. Eppe rief in böser Laune: ‚Trutz!‘ Da warf es ihm Ruprecht an die Glatze, daß es an ihm niederrann. Da griff Eppe nach dem Dreschflegel, Adelber nach der Pflugräute*) und sie schlugen im Zorn um sich. Friedlieb und Engelmar, die wollten beide Götelinden zum Tanz auffordern. Hätte nicht der Meier Eberhard es verhindert und zur Sühne geredet, so wären sie sich in die Haare gefahren. Zwei thörichten Gänserichen gleich gingen sie aber den ganzen Tag an einander vorüber.“ Ähnlichen Inhalts sind fast alle seine Winterlieder; die Schemel und Stühle werden aus der Stube geräumt, die Tische hinausgetragen, die Bauernbursche spreizen sich, als ob sie Ritter wären, sie stampfen und schreien beim Tanze, daß der wüste Lärm durch die Fenster schallt und zerzausen sich gegenseitig das Wams.

Nur die Farbenfülle, mit welcher Neidhart malt, nur der launige Humor, der ihn nie verläßt, nur der melodische Wohlklang seiner Formen machen uns solche Scenen noch erträglich. Wir ahnen hier bereits den hereinbrechenden Verfall, ja wir sehen schon die ersten Schritte auf der abschüssigen Bahn gethan. Daß die Hofgesellschaft mit großer Lust den Liedern Neidharts lauschte, geht deutlich daraus hervor, daß eine Unzahl Nachahmer in Neidharts Weise weiter sangen, und daß diese Tanzlieder geradezu als „Neidharte“ bezeichnet wurden und unter diesem Namen weite

*) Ein Stab, der dazu diente, das Pflugbrett zu säubern.

Verbreitung fanden. Freilich hatten die Nachahmer weder Neidharts Geist, noch seine Gewalt über die Sprache, und sie haben Neidharts Namen viel geschadet, indem man ihren geistlosen Schmutz und ihren Unflat Neidhart zugeschrieben und für Neidharts Werk gehalten hat. Immer schärfer tritt auch nach und nach der Zwiespalt zwischen Ritterschaft und Bauerntum hervor, der schon bei Neidhart sich deutlich zeigt. Das Rittertum fing an, sich mehr und mehr seines ursprünglichen demokratischen Charakters zu entkleiden, die Ritterwürde wurde nach und nach ein erbliches Vorrecht bestimmter Familien, und je mehr sich so der Stand nach außen abschloß, um so hochmütiger schauten die einzelnen Glieder desselben auf den nichtritterbürtigen Bauernstand herab. Die Bauern aber suchten wieder äußerlich das ganze Thun und Treiben der Ritter nachzuahmen, sie legten ritterliche Kleidung an, trugen Schwerter und Panzer, ja sie strebten sogar danach, ritterliche Rechte und Freiheiten zu gewinnen. In einer Dichtung aus jener Zeit, die als Sittenbild von hohem Wert ist, in der poetischen Erzählung: „Meier Helmbrecht“ wird uns ein solcher Bauernsohn geschildert, der es ganz den Rittern gleich zu thun strebte, der aber durch dieses Streben ein Genosse von völlig heruntergekommenen Gliedern des Ritterstandes wurde, die ihr Leben durch Raub und rohe Gewaltthaten fristeten. und der zuletzt in erschütternder Weise vom Arme der strafenden Gerechtigkeit getroffen wurde. *)

Aber bei Neidhart tritt dieser Zwiespalt noch nicht in so tragischer Gestalt zu tage, er gebraucht denselben nur als ein Mittel, um seiner mutwilligen Laune die Zügel voll schießen zu lassen. Und selbst Neidharts Poesie läßt den Ernst nicht vermissen, welcher der Blütezeit des Minne-

---

*) Wer sich weiter über diese Verhältnisse jener Zeit unterrichten will, der sei hier auf Gustav Freytags vorzügliche Darstellung: „Aus deutschen Dörfern“ in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ Bd. II., 45 ff. verwiesen.

sanges durchgängig eigen ist. Mitten durch die heiteren Klänge seiner übermütigen Laune bricht zuweilen dieser Ernst in schönster Weise, überraschend, hindurch. So singt er einmal in ersichtlich wehmütiger Stimmung: „Dieser Lenzbeginn bringt manche Freude; er macht geringer aller Welt, das, wovon sie bedrückt wird; viele Herzen springen empor den Maienlüften entgegen. Nur mir mag es nicht gelingen, sie milder zu stimmen, nach der sich mein Herz heimlich sehnt und der ich meinen Leib zu Dienst ergab. Gekommen ist uns die Wonne, gekommen ist der Mai; gekommen sind Blumen mancher Art; nun kommen uns die Vögel mit ihrem Singen, gekommen ist uns die liebe Sommerzeit, die gar manchem Herzen Freude giebt. Niemand hege mehr Trauer und Schmerz. Ach, die den Frauen Hochgemüte geben und ihnen in die schelmischen Augen sehen sollten, die treiben jetzt Dinge, die früher den Deutschen unbekannt waren. Stünde es in der Welt so, wie vor dreißig Jahren, wer mich da noch traurig sähe, der sollte mich an Haut und Haaren zausen; dann wäre ich ungefüger Züchtigung wert. Ja, es ist dieses Jahr noch schlimmer, als im vorigen Jahr; das Leben beginnt mir drückend zu werden. Wer nur die Deutschen und die Böhmen bitten wollte, daß sie nicht die Saaten niederbrennen möchten, und daß ein jeglicher Herr die Kleider ablegte, welche man vor Frauen nicht tragen soll, davon wollte ich singen und sagen, und es bliebe steter Friede. Einstmals, da die Herren hoher Minne pflegten und da sie gern mit einer Herzgeliebten kosten, da konnte sie die Minne vor Lust und Freude nicht langweilen. Nun ist die falsche Minne herbeigekommen, die hat der edlen Minne ihren Preis genommen. Niemand soll mich weiter fragen!"

So wie er hier gegen den bereits hereindringenden Vorfall ankämpft, der zum Teil in trüben politischen Verhältnissen seinen Grund hatte, so preist er in einem andern Liede die reine, hohe Minne edler Frauen: „Reiner Frauen

Minne erhöht den Sinn der Männer. Ist ihnen Treue eigen, das gereicht beiden zum Lobe. Wohl dem, der den Frauen gegenüber seine Treue bewahren kann. Minne ohne Falsch ist auf beiden Seiten gut: wohl dem Herzen, das sie hegt. Dem wird für seine Mühe hoher Lohn. Merket diese Märe, gute Männer. Seid den Frauen hold, macht, daß ihnen Herz und Augen lachen. Ihr sollt wissen, aller Griechen Gold vermöchte ein Herz nicht so froh zu machen, als reiner Frauen Minne. Das ist ein wonnetragender Sold." In ähnlicher Weise singt er wiederholt von der Gewalt reiner und wahrer Liebe. Auch an einem Kreuzzuge nahm Neidhart teil; er zog mit Leopold VII. von Österreich in den Jahren 1217—1219 nach Syrien und Damiata. Die Sehnsucht nach der deutschen Heimat, welche ihn da ergriff, hat er in einem der Lieder, welche er während dieses Kreuzzuges dichtete, in prächtiger Weise zum Ausdruck gebracht. „Der Lenz beginnt," singt er in demselben, „und die kleinen Vöglein singen so lieblich. Gerne sänge ich auch etwas für meine Freunde, wofür sie mir alle Dank sagen sollten. Aber auf meinen Sang hören hier die Welschen nicht: So wohl dir, deutsche Zunge!" Und dem Boten, den er im Geist in die Heimat sendet, sagt er: „Ich folge dir bald, sobald ich nur irgend kann. Den lieben Tag lasse uns Gott erleben, da wir hin zum Heimatslande eilen!"

So klingen selbst die heiteren Weisen der höfischen Dorfpoesie in ernsten Tönen aus, und auch der launigste und mutwilligste aller Minnesinger hat jene deutsche Gemütstiefe und jenen deutschen Ernst, denen die schönsten Blüten des Minnesanges entsproßten. Dieser Ernst, der den ganzen Minnesang durchdringt, tritt aber besonders in jenem Teile der höfischen Lyrik hervor, welcher nicht der Verehrung der Frauen, sondern dem Herrendienste und dem Gottesdienste gewidmet ist. Die Spruchdichtung ist es hauptsächlich, welche das Verhältnis der Dichter zu den Fürsten

und Herren, religiöse Fragen, sowie andere Verhältnisse des Lebens behandelt. Aber auch die Liederdichtung stimmt solche Weisen an, namentlich gehören hierher die Klagelieder und die Kreuzlieder. In den Klageliedern sprechen die Dichter ihren und der Zeitgenossen Schmerz über den Tod eines reichen, gütigen und freigebigen Herrn oder auch über das Hinscheiden eines berühmten Kunstgenossen aus. Eins der schönsten dieser Klagelieder ist das Reinmars des Alten auf den Tod Leopolds VI. von Österreich, welcher im Jahre 1194 starb. In demselben führt er die Gattin Leopolds (nicht die Welt, wie man gesagt hat) redend ein, aus deren Seele heraus er die ganze warm und tief empfundene Klage singt. Mit ihren Klagen vermischt er die seinen, und in dem Herzen der gramerfüllten, des geliebten Mannes beraubten Witwe läßt er den Schmerz der gesamten Hofgesellschaft (der Welt) und des ganzen Landes sich widerspiegeln:

„Sie sagen, der Sommer der sei hier,
Die Wonne sei gekommen.
Wie früher soll ich wieder heiter sein.
Wie ich das soll, das ratet mir:
Der Tod hat mir benommen
Fürs ganze Leben all die Freude mein.
Was brauche ich denn Wonne noch und Glück,
Herrn Leopold giebt niemand aus der Erde mir zurück,
Den keinen Tag ich traurig sah!
Verloren hat die Welt an ihm
So viel, daß niemals ihr
So jammervolles Weh geschah.

Mir armen Weibe war so wohl,
Wenn ich daran gedachte,
Wie all' mein Heil in ihm, dem Guten, lag.
Daß ich ihn nicht mehr haben soll,
Ach, welche Sorge brachte
Mir das, mich kränkt's, so lang' ich leben mag.
Meiner Wonne Spiegel ist dahin!
Zur Augenweide hatte ihn erkoren sich mein Sinn.

Des muß ich leider ledig sein!
Da man mir sagt', er wäre tot,
Wie wallte mir das Blut
Vom Herzen auf die Seele mein!

Die Freude hat genommen mir
Meines lieben Herren *) Tod,
Daß ich sie allezeit nun missen soll.
Da niemand weiß zu helfen hier,
So ring ich mit der Not,
Mein Herz, das klagt und ist von Jammer voll.
Die immer ihn beweinet, das bin ich,
Nur er, der sel'ge Mann, erfreute und beglückte mich.
Der ist nun hin: Was soll ich hier?
O, sei ihm gnädig, Herre Gott,
Denn tugendhaftrer Gast
Kam in dein Haus wohl nimmer dir."

In einem Liede aus späterer Zeit wird von einem ungenannten Dichter der Tod des Königs Ottokar von Böhmen beklagt. „Wehe und wieder Wehe!" heißt es in diesem Liede, „Milde und Ehre beweinen den König von Böhmen. Dem Tode will ich fluchen, da man nun den König und seine freigebige Hand nicht mehr finden soll. Man soll den König Ottokar beklagen: ja, Herre Gott! er ist erschlagen. Seine Milde sah man nie nachlassen, er war in seinem Leben ein Schild und Schirm der ganzen Christenheit. Wie er den Heiden und allen, welche die Christen hassen, den Schild entgegen hielt! Ein Löwe an Mut, ein Adler an Güte, der edle König ist tot! Der Böhmen König liegt nun am Boden: darüber weinet, Augen, Regen von Jammer. Wer soll nun der Witwen und Waisen sich annehmen? Der König ist gestorben recht wie ein Held, der je im Streit nach Ehre rang."

In wahrhaft ergreifenden Tönen weiht Walther

*) Herr bedeutet hier soviel wie Eheherr, Gemahl, ähnlich wie Schiller im Tell die Gertrud sagen läßt: „Mein lieber Herr und Ehewirt!"

von der Vogelweide einem entschlafenen Sänger, Reinmar von Hagenau oder Reinmar dem Alten, wie er gewöhnlich genannt wird, einen Nachruf. Walther hatte mit Reinmar nicht immer in Frieden gelebt, sie hatten sich manchmal in ihren Sprüchen und Liedern befehdet, aber der Tod hatte allen Groll hinweggenommen, und so sang Walther, als die Kunde von Reinmars Tode zu ihm drang: „O weh, daß weder Weisheit noch Jugendfrische, weder des Mannes Schönheit, noch seine Tüchtigkeit weiter erben kann, wenn immer der Leib stirbt. Das kann wohl beklagen ein weiser Mann, der den Schaden völlig zu ermessen weiß, Reinmar, der durch deinen Tod der Kunst zugefügt wird. Du mußt von Rechts wegen immer davon Genuß haben, daß du nie, auch nicht einen einzigen Tag, müde wurdest, von den Frauen Gutes zu reden. Dafür sollen sie immer deiner Zunge danken. Und hättest du auch nur die eine Strophe gesungen: ‚So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!‘ so hättest du damit den Preis errungen, daß alle Frauen immer für dich bei Gott um Gnade bitten sollten. — Wahrlich, Reinmar, du schmerzest mich weit härter, als ich dich schmerzen würde, wenn du lebtest und ich wäre gestorben. Ja, ich muß es, bei meiner Treue, aussprechen: Dich selbst will ich wenig beklagen, ich beklage deine edele Kunst, daß die nun dahin ist. Du verstandest es, wenn du deine Kunst zu guten Dingen anwenden wolltest, aller Welt Freude zu erhöhen. Mich schmerzt dein wohl redender Mund und dein süßer Sang, daß der bei meinen Zeiten für immer verstummt ist. Daß du nicht eine Weile warten konntest! Dann hätte ich dir Gesellschaft geleistet; denn mein Singen wird nicht lange mehr dauern. Möge deine Seele wohl fahren, und habe deine Zunge Dank!“ Ähnliche Klaggesänge, die mit inniger Wehmut das Scheiden eines geliebten Herrn oder eines Meisters der Kunst betrauern, finden sich wiederholt in der Poesie der Minnesinger.

Dem Dienste Gottes ist das Kreuzlied geweiht. Die Teilnahme an einem Kreuzzuge reinigte von aller Schuld, und so war es die Sehnsucht fast jeden Ritters von Jugend auf, einst noch einmal eine Fahrt ins heilige Land zu unternehmen. Wenn dann der Augenblick gekommen war, mit hinauszuziehn zum Kampfe gegen die Heiden, so ward es allerdings oft dem Herzen schwer, von allem zu scheiden, was ihm lieb und teuer war, und dieser Zwiespalt zwischen dem Herzen, das in der Heimat bleiben möchte, und dem Glauben, der zu der Gottesfahrt mahnt, bildet oft den Inhalt des Kreuzliedes. So singt Friedrich von Hausen: „Mein Herz und mein Leib wollen sich scheiden, die mit einander nun doch lange Zeit fahren. Der Leib will gern fechten gegen die Heiden, das Herz jedoch hat ein Weib erwählt vor aller Welt: das quält mich immer seitdem, daß sie nicht beide einander folgen wollen. Mir haben die Augen viel zu leid gethan; Gott allein mag noch den Streit schlichten. Ich wähnte, solcher Pein ledig zu sein, da ich das Kreuz zu Gottes Ehre nahm. Es wäre auch recht, daß es also wäre, nur daß meine Beständigkeit mir es mißgönnt. Ich würde in rechter Weise ein lebendiger Mann sein, wenn mein Herz seinen thörichten Willen aufgäbe. Nun sehe ich wohl, daß es ihm ganz gleichgiltig ist, wie es mir zuletzt ergehe.“ Und in einem andern Liede singt derselbe Dichter, bereits auf der Fahrt begriffen: „Mein Herz hat den Glauben, sollte irgend ein Mann geblieben sein um der Liebe willen oder nach der Minne Rat, so wäre ich noch all um den Rhein; denn der Abschied geht mir nahe, den ich von meinen lieben Freunden genommen habe. Doch wie dem auch sei, Herr Gott, deiner Gnade befehle ich die, welche ich um deinetwillen verließ. Das wünschte ich wahrlich guten Frauen nicht, daß immer mehr der Tag herankäme, daß sie einen, der zurückgeblieben wäre, liebten: denn das wäre ein Schlag für ihre Ehre. Wie könnte ihnen der auch nur im geringsten dienen, der

so vor Gottes Fahrt erschrak? Dazu sende ich ihnen dieses Lied und warne sie, so gut ich kann. Sähe sie auch nie mein Auge mehr, so thäte mir doch ihre Schande weh!" Die Frauen selbst trieben oft geliebte Männer dazu, eine Kreuzfahrt zu unternehmen, weil sie in derselben das Höchste und Ehrenvollste sahen, was der Mann vollbringen konnte. Ein feiger Mann, der etwa denken wollte: „Ich will gar sanft zu Hause bleiben, die Zeit vertreiben mit schönen Weiben," verlor die Huld Gottes und auch die der Frauen. Von ihm sagten sie: „Er ist nicht Bastes wert; was soll der zur Minne? Gern bin ich seiner los! Pfui, daß er je geboren ward!"

Die Kreuzlieder werden daher in vielen Fällen von selbst zu Abschiedsliedern, zu ernsten Scheidegesängen, in welchen der Dichter der Geliebten, wie den Freunden und dem Heimatlande Lebewohl sagt. So singt Hiltbolt von Schwangau: „Es gebührt sich, daß ich den Mut, der mir so reich und herrlich nach Minne stand, nun lasse, ich will mich so verhalten, wie es mir jetzt zukommt. O weh, daß Minne immer ein böses Ende hat. Wer sich mit Beständigkeit ihrer Unbeständigkeit anvertraut, weh, welchen Schmerz bereitet dem das Scheiden. So ergeht es mir selbst: die Liebe muß oft mit Leid zergehen. Wie sanft ist dem, der sich wohl behütet hat! Nun werden viele Augen trübe und rot; denn nach lieben Freunden empfinden sie schmerzliche Sehnsucht, deren warten sie vielleicht nun immerdar. Das schafft nun mancher Frau Weh, die vorher durch die Liebe Freude empfand, viele Wonne endet nun der Tod. Minne und Freunde will ich um Gottes willen verlassen; das dünkt mich nimmer zuviel um seinetwillen, da man uns Dienst in seinem Namen gebot. Mein Teil der Minne, mein Freund und Herr, das sollt Ihr empfangen, niemand anderem will ich das lassen: dabei sollt Ihr meiner gedenken. Hätte ich irgend etwas noch Lieberes, das sollte euer sein. Freude und Wonne werde euch von ihr zu

teil: mir hat sie nichts als Leid zugefügt, seit ich meine Neigung ihr zuwandte und nach ihrer Gunst rang, die ich leider nie erwarb. Möge es euch besser damit ergehen, als mir. Daß ihre Gnade mich so ganz floh, darüber freue ich mich jetzt, obgleich ich es immer bisher beklagte. Denn ich entbehre jetzt ihrer edlen Minne leichter, als wenn ich wüßte, daß sie eben solche schmerzliche Sehnsucht nach mir empfände, als ich nun nach ihr habe. Gott, unser Herr, um dessen willen ich sie verließ, der gönne mir das: Wird mir je wieder ein Weib, der um ihre Huld und Gnade mein Leib dienen soll, so möge es die sein, die zuerst mein Herz gefangen nahm."

Zuweilen schildert der Dichter auch in seinem Liede den Abschied von der Geliebten selbst. „Als die Wohlgethane," erzählt Albrecht von Johannsdorf, „an meinem Kleide das Kreuz sah, da sprach die Gute, ehe ich ging: ‚Wie willst du nun das beides zugleich vollbringen, über das Meer zu fahren und doch auch hier zu sein?' Sie frug, wie ich mich benehmen wollte, und sagte, wie ihr schon manchmal weh gewesen sei, doch so schweres Leid sei ihr noch nicht widerfahren. Nun, meine Herzensherrin, traure nicht so sehr, das soll mir immer mehr zur Freude werden. Wir sollen zu Ehren des mächtigen Gottes dem heiligen Grabe gern zu Hilfe fahren!" In inniger Weise bittet Graf Friedrich von Leiningen, im Begriffe eine Fahrt nach Apulien zu unternehmen, seine Geliebte um einen Abschiedsgruß in der folgenden Strophe:

„Muß ich nun scheiden so von ihr,
Daß ihre Huld fehlt gänzlich mir,
O, traurig wird die Reise,
Die gen Apulien thut mein Leib.
Gieb Gnade mir, du selig Weib,
Nach edler Frauen Weise.
Ein wenig mildre deinen Sinn
Und sprich aus rotem Munde
Fünf kurze Worte nur zu mir,

Voll sel'ger Freude dank ich's dir:
'Fahr hin zu guter Stunde!'"

Und die Geliebte antwortet:

„Zu guter Stund' sei deine Fahrt!
Nun sei dir Leib und Seel' bewahrt
Und Lob und Heil und Ehre!
Ach, hielte dich doch mein Gebot,
Mein Flehn, mein Dräun! Das weiß wohl Gott,
Wie heiß ich das begehre!
Da unabwendbar deine Fahrt,
Führst du hinaus zum Streite
Zwei Herzen, meins und deines, hin,
Davon ich immer traurig bin:
Der Herr sei dein Geleite!"

Aber immer ernster und ernster wird die Weise des Sängers, immer mehr und mehr wendet er sich von der trügerischen Lust der Welt ab und giebt der Gottesminne in seinem Herzen Raum. Zwar suchen weltliche Gedanken sich immer wieder in seine Brust einzuschleichen, aber er kämpft sie mit festem Sinne nieder. „Des Tages, da ich das Kreuz nahm, hütete ich meiner Gedanken," singt Reinmar der Alte, „so wie es dem heiligen Zeichen wohl ziemte, und wie es einem rechten Pilger zukam. Damals wähnte ich, sie seien so fest zu Gott hin gerichtet, daß sie niemals wieder den Fuß aus seinem Dienste heraussetzen würden. Nun wollen sie wieder ihren Willen haben und frei von jeder Fessel einherwandeln, wie früher. Die Sorge quält nicht bloß mich allein, sie thut auch andern Leuten weh. Noch lebte ich in allem ganz wohl, wenn nur nicht die Gedanken so unverständig sich gebaren wollten: den Gott, dem ich da dienen soll, den helfen sie mir nicht so loben, wie ich es bedürfte und wie es mir zum Heile wäre, sie wollen ganz wieder in die alten Bahnen lenken und wollen, daß ich noch Freuden genieße, wie ich sie früher genoß. Das ändere du, Mutter und Magd, da ich es ihnen nicht zu verbieten vermag." In schönen Worten preist Hartmann

von Aue, einer der sprachgewandtesten Dichter jener Zeit, die Gottesminne; hoch stellt er sie über die Minne der Welt, und abgewandt von aller irdischen Lust singt er: „Ich fahre mit eurer Huld, ihr Herren und Verwandten; Leute und Land, die müssen selig sein. Es ist nicht not, daß jemand nach meiner Fahrt frage: es entspricht ganz der Wahrheit, was ich von meiner Heerfahrt berichte. Mich fing die Minne und ließ mich frei auf meine Versicherung hin. Nun hat sie mir entboten bei ihrer Liebe, daß ich fahre. Es ist unabwendbar, ich muß sicherlich dahin: nie breche ich meinen Eid und meine Treue! Mancher rühmt sich, was er durch die Minne vollbrächte: wo sind die Werke? Die Rede hör' ich wohl. Doch sähe ich gerne, daß sie manchen von ihnen bäte, daß er ihr so diente, wie ich ihr dienen soll. Das heißt Minne, wenn jemand um der Liebe willen in die Fremde ziehen muß. Nun sehet, wie es mich aus meiner Heimat über das Meer zieht! Und lebte mein Herr Saladin *) und all' sein Heer, die brächten mich von Franken nimmer einen Fuß. Ihr Minnesinger, euch muß oft mißlingen: was euch Schaden bringt, das ist euer Wahn. Ich will mich rühmen, ich kann wohl von Minne singen, da mich die Minne hat und ich sie habe. Was ich da haben will, seht, das will ebenso gern mich haben, ihr aber müßt oft viel von eurer Hoffnung verlieren. Ihr ringet um ein Lieb, das nichts von euch wissen mag: warum mögt ihr Armen nicht solche Minne suchen wie ich?"

Und gottbegeistert singt derselbe Dichter von der reinigenden und beseligenden Gewalt des Kreuzes in einem andern Liede, das er auf einer Kreuzfahrt dichtete, welche er im Jahre 1189, wahrscheinlich im Zuge des Kaisers Friedrich Barbarossa, unternahm:

---

*) Ein durch seine Freigebigkeit berühmter morgenländischer Fürst († 1193).

„Dem Kreuze ziemt wohl reiner Mut
Und keuscher Sinn.
Es liegt das Heil und alles Gut
Beschlossen drin.
Auch nimmt's in feste, strenge Haft
Den jungen Mann,
Der seinem Leibe Meisterschaft
Nicht halten kann.
Es will nicht, daß man sei
Den Werken fern dabei:
Was soll es auf dem Kleid,
Hat man das Herz ihm nicht geweiht?

Nun, Ritter, gebt zum Zins das Leben
Und auch den Mut
Dem mächt'gen Herrn, der euch gegeben
Hat Leib und Gut.
Wes Schild je war zum Dienst bereit
Dem Ruhm der Welt,
Wenn er den nun dem Herrn nicht weiht,
Der ist kein Held.
Wer unter'm Kreuze fährt
Und sich da wohl bewährt,
Dem werden beid' zu teil:
Der Ruhm der Welt, der Seele Heil.

Voll Trug die Welt mich lachte an
Und winkte mir.
Und ich, ein unerfahr'ner Mann,
Ich folgte ihr.
Der Hexe lief ich manchen Tag
Nach ohne Sinn:
Wo niemand Treue finden mag,
Da strebt' ich hin.
Nun, Herr Gott, hilf du mir
Und rette mich vor ihr,
Daß ich der Welt entsage,
Mit deinem Zeichen, das ich trage.

Da nun beraubt des Herren mein
Der Tod mich hat,
Mag, wie sie will, die Welt nun sein,
Bin ihrer satt.

Ach, meiner Freude schönsten Teil
Nahm er dahin.
Und schüf' ich nun der Seele Heil,
Das wär' Gewinn.
Mag ihm zum Heil dort werden
Hier meine Fahrt auf Erden.
Mit ihm teil' ich sie gern:
Mög' ich ihn sehn vor Gott dem Herrn!"

In ähnlicher Weise sprechen noch viele andere Sänger ihre Begeisterung für das Ewige und Göttliche und für ein Leben im Dienste desselben aus. Eine tiefe Sehnsucht nach Frieden mit Gott und mit der Welt erfüllt das Herz dieser Dichter. Nur scheinbar tritt diese Sehnsucht, dieses gewaltige Ringen nach Frieden des Herzens, in Widerspruch mit der heitren Welt der Liebesdichtung: sie ist vielmehr aufs innigste mit derselben verschmolzen und durchdringt dieselbe läuternd und verklärend. Ja, der ganze Minnesang selbst steht zuletzt im Dienste jener höchsten Menschenfragen. Und ganz ähnlich wie die Griechen, ganz ähnlich wie Goethe und Schiller danach rangen, der Menschenbrust den Frieden zu geben, die Gewalten, die sich in derselben bekämpfen, zu versöhnen, und wie sie vom rein menschlichen Standpunkt aus das Mittel zu dieser Versöhnung in einem hohen Ideal der Schönheit erblickten, das sie durch die reichste Entfaltung ihrer Kunst zu verwirklichen strebten: ganz ähnlich sah auch der Minnesang in einem Ideal der Schönheit die allen Zwiespalt des Herzens lösende und alles Sehnen stillende Gewalt, und dieses Ideal war ihm das Weib.

4.

Walther von der Vogelweide.

Feinsinnig, formvollendet und gedankenreich, wie kein andrer Liederdichter jener Zeit, stellt sich Walther von der Vogelweide unseren Blicken dar. Seine Lieder und Sprüche sind bald voll reizender Naivetät, bald voll Zartheit und voll tiefen Gemüts, bald voll gewaltiger Begeisterung und voll feurigen Schwunges. Bald preist er Minne und Frauen, bald rühmt er einen fürstlichen Gönner, bald stimmt er tief-ernste Gesänge zum Lobe des Herrn aller Welt an. Oft aber schwingt er auch sein Lied, einem scharfen, zweischneidigen Schwerte gleich, als eine Waffe gegen hereindringende Sitten-verderbnis und ganz besonders gegen die finsteren Gewalten, welche von Rom aus den Frieden der Menschheit bedrohten, gegen die erbitterten Feinde des deutschen Kaisertumes und des deutschen Volkes. Der friedliche Dichter der Minne wird zu einem gewaltigen, politischen Kämpfer, dessen mächtiger Zorn gegen welsche List aus seinen Liedern zu aller Herzen spricht und tausende innerhalb und außer-halb Deutschlands zu gleicher Gesinnung entflammt. In allen den mannigfaltigen Richtungen seines Gesanges sehen wir ihn so innig mit dem ganzen Leben und Fühlen des deutschen Volkes verwachsen, wie wir es nach ihm nur noch bei Luther finden. Selbst Goethe stand nicht so mitten in

der Gesellschaft und in dem lebendigen Strome der Gedanken und Gefühle seines Volkes.

Sein eignes Zeitalter spendete ihm hohes Lob und erklärte ihn neidlos für den Ersten aller Dichter, der das Banner der Sängerschar zu führen würdig sei. So singt Gottfried von Straßburg im Tristan, nachdem er den Tod Reinmars des Alten, der Nachtigall von Hagenau, wie er ihn nennt, beklagt hat, von Walther:

„Nun gebt uns irgend einen Rat!
Ein sel'ger Mann sag' uns fürwahr:
Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer führt nun das Gesinde?
Ich glaub', daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll.
Der Sänger Meist'rin kann das wohl:
Die von der Vogelweide.
Hei, wie die über die Heide
Die Stimme läßt erklingen!
Wie hoch kann sie sich schwingen!
Wie wunderreich die Töne,
Wie voller Kunst und Schöne!
Sie thut es in dem Tone,
Der von Citheras Throne
Entstammt, wo stolz die Minne
Gebeut mit hohem Sinne.
Die da am Hof stets Meist'rin war,
Die sei die Leiterin der Schar.
Die führet sie nach Wunsche wohl,
Die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minne Melodie.
Nun müssen alle sie,
Die Leiterin und ihre Schar,
So herrlich singen, daß fürwahr
In Freude wandle sich das Klagen.
Und das gescheh' in meinen Tagen!"

Aus dem niederen Dienstadel war Walther hervorgegangen. Das Besitztum seiner Familie war klein, unansehnlich; es führte den Namen: Vogelweide. Eine solche

Vogelweide war eigentlich ein Ort, wo Vögel gehegt und gefüttert oder wo Falken und andre Jagdvögel abgerichtet wurden. Einsame, mitten im Walde gelegene Plätze, Lichtungen, Gehöfte wurden so genannt. Ein solches Gehöfte war auch das anspruchslose Besitztum der Familie Walthers. Sein Vater war vermutlich ein niederer Dienstmann. In der freien, herrlichen Natur des Waldes wuchs Walther auf; seine junge, empfängliche Seele nahm alle Schauer und Märchen in sich auf, welche unsere Vorfahren in das heimliche Dunkel des Waldes hineingedichtet hatten. Hier fand seine lebendige Phantasie reiche Nahrung. Das Leben und Treiben der Vögel und anderer Tiere des Waldes konnte er täglich beobachten und die Lust am Wiedererwachen der Natur im Lenz und an den Weisen der gefiederten Sänger von Kindheit auf empfinden. Wo die Stätte seiner Geburt lag, wird sich wohl nie mit voller Bestimmtheit ermitteln lassen; man hat Tyrol und zwar einen Ort am Südabhange der Brennerstraße in der Nähe von Sterzing als Walthers Heimat angenommen, man hat in Österreich, man hat in Franken (in Würzburg) und in anderen Gegenden seine Geburtsstätte zu finden gemeint: doch volle urkundliche Sicherheit liegt bei keiner dieser Annahmen vor. Ebensowenig ist das Jahr seiner Geburt bekannt; wir wissen nur, daß es etwa zwischen den Jahren 1160 und 1170 lag.

Erst mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre seines Lebens beginnt sich das Dunkel zu lichten, das über Walthers Kindheit liegt. In diesem Alter etwa verließ er das Haus seines Vaters und kam nach Wien an den glänzenden Hof der Babenberger, vermutlich um, wie andre besitzlose Adlige auch, seine Dienste dem Herzog Leopold VI., dem Tugendhaften, anzubieten, welcher damals in Wien regierte. Hier lernte er, wie er selbst erzählt, singen und sagen. Sein Lehrer und Vorbild in der Dichtkunst war ohne Zweifel Reinmar der Alte, die Nachtigall von Hagenau, welcher in hohem Ansehen bei Leopold VI. stand und den Ruhm

des Hofes zu Wien durch den Reichtum seiner Kunst bis weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitete. Hier trat er in die innigste Berührung mit dem politischen Leben seiner Zeit, hier sog er jene glühende Begeisterung für Friedrich Barbarossa und für das deutsche Kaisertum ein, die ihn sein ganzes Leben hindurch erfüllte. Hier eignete er sich auch die feine ritterliche Bildung an, welche wesentlich mit dazu beitrug, daß er der Liebling der Hofgesellschaft wurde.

Der Tod Leopolds VI. im Jahre 1194 änderte Walthers Verhältnis zum Wiener Hofe nicht, vielmehr scheint ihn Friedrich der Katholische, der Sohn und Nachfolger Leopolds, noch mehr ausgezeichnet und noch reicher beschenkt zu haben; wenigstens pries Walther jene Zeit, die er unter Friedrich dem Katholischen am Hofe zu Wien verlebte, als eine besonders glückliche, und verglich den Hof Friedrichs der Tafelrunde des Königs Artus. Leider starb Friedrich schon im Jahre 1198 auf einer Kreuzfahrt, und der Nachfolger desselben, Leopold VII., war dem Dichter nicht günstig gesinnt. Walther richtete daher in einem Spruche eine Mahnung an den Fürsten, ihm seine Gunst nicht zu versagen. „Mir ist das Thor des Glückes verschlossen," sang er, „verwaist stehe ich vor demselben, und wie ich auch daran klopfe, es hilft mir nichts. Kann es ein größeres Wunder geben? Es regnet rings um mich herum, und mir wird davon auch nicht ein einziger Tropfen zu teil. Es ist die Gunst des Fürsten von Österreich, welche, dem milden Regen gleich, Land und Leute erfreut. Er ist eine schöne, wohlgeschmückte Heide, von der man eine reiche Fülle von Blumen bricht: bräche mir seine an Milde so reiche Hand nur ein Blatt aus dieser Menge heraus, dann könnte ich preisen die süße Augenweide. Hierdurch sei er an mich gemahnt!" Aber die Mahnung blieb ohne Erfolg. So sah sich Walther an dem Hofe, an welchem er so lange glücklich gelebt hatte, zurückgesetzt und gekränkt; dazu kam, daß

durch den Tod des Kaisers Heinrich im Jahre 1197 der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen aufs neue entbrannt war, und Walther vermochte nicht ruhig zuzusehen; es drängte ihn, in diesem Kampfe Partei zu ergreifen. Daher verließ er im Jahre 1198 den Wiener Hof und trat in den Dienst des Staufers Philipp. Freudigen Herzens sang er von dieser glücklichen Wandlung seines Geschickes: „Da Friedrich aus Österreich dahin kam, daß seiner Seele Heil widerfuhr, sein Leib aber erstarb, da beugte sein Geschick meinen stolzen Kranichenschritt zur Erde hin, da ging ich schleichend wie ein Pfau, wohin ich auch ging, und das Haupt ließ ich bis auf meine Kniee herabhängen. Nun richte ich es wieder auf, meiner vollen Würde gemäß. Ein gar schönes Herdfeuer wärmt mich: mich hat das Reich und die Krone an sich genommen. Wohlauf, wer da tanzen will nach der Geige! All meine Bedrängnis ist beseitigt. Jetzt erst kann ich wieder gerade und ungebeugt gehen und wieder zu froher Stimmung emporsteigen.“

Aber auch an Philipps Hof fand er keine bleibende Stätte. Zwar scheint er bis zu Philipps Ermordung im Jahre 1208 in einem näheren Verhältnis zu demselben gestanden zu haben, doch an seinem Hofe hielt er sich nicht immer auf. Er führte vielmehr in jener Zeit das Wanderleben eines fahrenden Sängers. Bald finden wir ihn in Thüringen am Hofe des Landgrafen Hermann, bald in Meißen bei dem Markgrafen Dietrich, bald sehen wir ihn in Kärnthen am Hofe des Herzogs Bernhard. Er ritt in allen deutschen Landen umher und beobachtete die Sitten des Volkes und der ritterlichen Gesellschaft; überall sang er seine Lieder und Sprüche, die alle Hörer ergriffen, und so übte er eine Wirkung auf das gesamte Deutschland aus. Wie oft er aber auch den Ort wechseln mochte, seine Gesinnung kannte keine Veränderung. Mit unwandelbarer Treue hielt er fest an Kaiser und Reich, und selbst, als der von ihm gehaßte

Otto IV. nach Philipps Tode in ganz Deutschland zum Kaiser erhoben wurde, fiel er nicht ab vom Kaisertum, sondern ergriff Ottos Partei gegen den Papst Innocenz und schleuderte gewaltige Sprüche gegen letzteren.

Dem rastlos Wandernden gewährte endlich der Hohenstaufe Friedrich II. einen festen, bleibenden Wohnsitz; er gab ihm ein Lehen. Tiefe Sehnsucht nach einer Heimat hatte den alternden Sänger ergriffen; Armut und Not quälten ihn bitterer denn je, und so wandte er sich mit rührender Bitte an den Kaiser, an den lebendigen Vertreter der Idee, welcher er sein ganzes Leben, seine Geisteskraft, sein Dichten und Denken geweiht hatte. „Schirmvogt Roms, König Apuliens," ruft er flehend aus, „laßt euch erbarmen, daß man mich bei reicher Kunst in solcher Armut sehen muß. Gerne wollte ich, könnte es sein, an eigenem Herd erwarmen. Hei, wie wollte ich dann wieder wie früher von den Vöglein, von der Heide und von den Blumen singen. Welch schönes Weib mir dann ihren Habedank gäbe, der ließe ich Lilien und Rosen aus ihren Wänglein scheinen. So aber komme ich spät und muß früh wieder weiter reiten: Gast, weh dir, weh! Wie mag dagegen der Wirt wohl singen von dem grünen Klee! Die Not bedenket, milder König, daß auch eure Not ein Ende nehme!" Die innigen Worte des Sängers gingen dem Kaiser zu Herzen, und er erfüllte die Bitte seines treuesten Dieners, der mit seinen Liedern besser für ihn zu streiten wußte, als mancher große Lehensträger mit dem Schwerte. Jauchzend verkündigte Walther aller Welt die Milde seines kaiserlichen Herrn: „Ich hab mein Lehen, all die Welt! ich hab mein Lehen! Nun fürchte ich nicht mehr, daß mir der Frost in die Füße komme, und brauche keinen bösen Herrn mehr anzuflehen. Der edle König, der milde König hat mich mit allem ausgerüstet, daß ich den Sommer hindurch Luft und im Winter Hitze habe. Bei meinen Nachbarn genieße ich jetzt weit größeres Ansehen, ich erscheine ihnen nicht

mehr als eine armselige Schreckgestalt. Ich bin zu lange arm gewesen wider meinen Willen; ich war so voll von Scheltrede und Verstimmung, daß mein Gemüt ganz erbittert und unrein geworden war. Das hat mein König wieder rein und heiter gemacht und meinen Sang dazu." Eine ganze Welt von bittrer Lebenserfahrung ist in diesem kurzen Spruche niedergelegt; ergreifender ist nie das herbe Los eines Fahrenden geschildert worden. Selbst ein Genius wie Walther wurde von den kleingeistigen und niedriggesinnten Gliedern des höheren und reicheren Adels mit Geringschätzung behandelt, weil er besitz- und heimatlos war, weil er nicht auf eine stolze Reihe erbgesessener Vorfahren zurückblicken konnte. Und je reicher und schöner seine Kunst sich entfaltete, um so heftiger regte sich der Neid jener Talentlosen, an deren Wiege die Grazien nicht gestanden hatten. Es war daher ein Sieg über diese Partei des Hofadels, welche ihm feindlich gesinnt war und ihm entgegenarbeitete, wenn Walther doch endlich ein Lehen von dem kunstsinnigen Kaiser aus dem Hohenstaufengeschlechte erhielt, und wenn ihm so ein äußeres Zeichen der Anerkennung zu teil wurde. Und das Bewußtsein hauptsächlich, daß der Kaiser die Gesinnung jener Partei nicht teile, sondern die Kunst und ihren Vertreter voll und ganz zu würdigen wisse, gab dem Dichter die frohe, heitere Stimmung zurück und löschte alle Verbitterung aus seinem Herzen.

Etwa im Jahre 1214 erhielt Walther dieses Lehen, das wohl in der Nähe von Würzburg gelegen haben mag. Friedrich II. gab ihm noch einen anderen Beweis seines Vertrauens; er übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Heinrich. Freilich blieb seine Kunst dem jungen, ungeratenen Prinzen gegenüber ohne Erfolg, und voll Unmut gab daher Walther dieses Erzieheramt auf. „Selbwachsen Kind," sang er, „du bist zu krumm: da nun einmal niemand dich gerade zu biegen vermag (für die Rute bist du zu groß, für das Schwert zu klein), so schlafe nun

und verliege dich in träger Bequemlichkeit. Ich halte mich selbst für einen Thoren deshalb, daß ich dich jemals so hoch anschlug. Deine Unarten barg ich in Freundes Schoß, meinen Ärger achtete ich gering, fortwährend habe ich mich nach dir gebückt, daß ich beinahe den Rücken brach. Nun sei dein Unterricht ohne Meister; was mich betrifft, ich vermag's mit dir nicht aufzunehmen. Kann es ein anderer, so ist es mir lieb, was dir Gutes und Erfreuliches daraus hervorgeht. Doch ich weiß wohl, wo die Gewalt aufhört, steht seine Kunst ohne Schutz und Schirm." Das freundliche Verhältnis zu dem Kaiser wurde aber dadurch nicht getrübt, und die Gunst Friedrichs blieb dem Dichter bis zum Tode.

In dem Kampfe, der aufs neue zwischen Kaisertum und Papsttum entbrannte, trat Walther in mächtigen Sprüchen, die zündend die Herzen des Volkes ergriffen, gegen die Übergriffe des Papstes auf. Er blieb auch nicht in träger Ruhe auf seinem Lehen, sondern begann bald wieder sein Wanderleben und erschien bald an diesem, bald an jenem Fürstenhofe, überall durch seinen Gesang die Herzen der Hörer begeisternd. Und noch in den letzten Jahren seines Lebens nahm er vermutlich an dem Kreuzzuge teil, welchen Friedrich II. in den Jahren 1228 und 1229 unternahm. Auf dieser Pilgerfahrt sang er seine letzten Lieder. Wahrscheinlich starb er kurz nach seiner Rückkehr in das Heimatland, im Jahre 1229 oder 1230. Im Kreuzgange des Neuen Münsters zu Würzburg, so meldet die Würzburger Liederhandschrift, liegt er begraben. Seinem Grabmale gab man die Inschrift: „Der du, o Walther, bei deinem Leben die Weide der Vögel gewesen bist, der du die Blüte der Beredsamkeit, der Mund der Pallas warest: du bist dahin gegangen! Und damit nun deine Tugend die himmlische Krone erhalten möge, so spreche, wer dieses liest: Gott erbarme sich seiner!"*) Daran schloß sich die liebliche

*) In der Würzburger Handschrift lautet der Bericht: „De milite Walthero dicto ‚von der Vogelweide' sepulto in ambitu

Sage, Walther habe in seinem Testamente verfügt, auch seinen Grabstein noch zu einer Vogelweide zu machen und den Vögeln auf demselben täglich Weizenkörner als Futter auszustreuen, sowie Wasser zum Trunke hinzugießen.

Walthers Dichtung zeigt einen staunenswerten Reichtum der Formen und Stoffe. Von dem einfachen, leicht dahinfließenden Rhythmus des volksmäßigen Liedes bis zum kunstvollsten Bau der höfischen Strophe finden sich bei ihm alle Abstufungen der Form und des Rhythmus; Spruch, Lied und Leich behandelt er mit gleicher Meisterschaft. Seine Verse sind von seltener Eleganz und von bezauberndem Wohlklang; niemals thut er der Sprache Gewalt an, auch in dem schwierigsten Rhythmus erscheint dieselbe bei ihm in ungezwungener Natürlichkeit. Die Reime sind tadellos rein, und immer ist das Reimwort ein wichtiger Träger des Sinnes, nicht ein bloßes Flickwort, wie es von untergeordneten Dichtern mit Mühe und Not zur Herstellung des Gleichklanges herbeigesucht zu werden pflegt. Was aber seine Form hauptsächlich zu einer so vollendeten macht, das ist die wunderbare Übereinstimmung derselben mit dem jeweiligen Inhalte, der zum Ausdruck gebracht werden soll. Jeder, auch der feinsten Schattierung des Inhaltes schmiegt sich dieselbe aufs innigste an; der Lust, der schelmischen, neckenden Laune, dem Schmerz, der Liebessehnsucht und dem Liebesglück, dem Ernst, der Begeisterung, dem Zorn und der leidenschaftlichen Erregung, dem Dank, der Ehrfurcht, der Andacht: jedem Gefühle weiß er die eigenartigsten Töne zu leihen. Von romanischem Einfluß ist bei ihm auch nicht die leiseste Spur mehr zu entdecken; er ist ein durch und

---

monasterii Herbipolensis in suo epitaphio sculptum erat:
„Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: ‚Deus istius miserere!‘“

durch ursprünglicher und selbständiger Geist, der glänzende Vertreter einer unverfälscht deutschen Kunst.

Zunächst sind es Lieder der Minne, welche der Dichter singt. Alle Richtungen des Minnesanges sind in seiner Dichtung vereinigt und finden durch ihn einen künstlerisch vollendeten Ausdruck. Seine Lieder verschmelzen die köstliche Frische, welche der Minnesang in seinem Frühlingsalter zeigt, mit der geistigen Reife, welche der Blütezeit des Minnesanges eigen ist. Auch er umgiebt, wie die übrigen Minnedichter, seine Schilderungen von Liebeslust und Liebesleid mit dem einfach schönen Rahmen der Natur und ihrer wechselnden Bilder. So singt er jubelnd von dem alles beglückenden Mai:

„Wollt ihr schauen, wie's im Maien
Tausendfach sich regt?
Seht die Priester, seht die Laien,
Alles ist bewegt.
Groß ist die Gewalt:
Zaubert denn die Maiensonne?
Kommt der Mai mit seiner Wonne,
Da ist niemand alt.

Bald wird alles uns gelingen,
Laßt uns heiter sein,
Laßt uns tanzen, lachen, singen,
Doch nur höfisch sein.
Weh, wer wär nicht froh?
Da die Vöglein lieblich wieder
Singen ihre schönsten Lieder:
Thun wir auch also!

Wohl dir, Mai, wie du entscheidest
Allen Streit so mild.
Wie du reich die Bäume kleidest,
Reicher das Gefild.
Welche Pracht ich seh'!
‚Bist du kurz, bin ich ein Langer!'
Also streiten auf dem Anger
Blumen sich und Klee.

Roter Mund, mich anzulachen
Nach dem Schaden mein,
Das wird dir nur Schande machen!
Laß dein Lachen sein!
Thust du wohl daran?
Weh! es ist verlorne Stunde,
Wenn von minniglichem Munde
Solches wird gethan!

Was mir, Frau, die Schmerzen bringet,
Das ist euer Leib.
Ach, daß mir es nicht gelinget,
O ungnädig Weib!
Was wirrt euch den Mut?
Ihr seid doch so reich an Gnaden;
Wollt ungnädig ihr mir schaden,
So seid ihr nicht gut.

Scheidet, Herrin, mich von Sorgen,
Macht mir lieb die Zeit:
Oder ich muß Freude borgen!*)
Daß ihr selig seid!
Wollt ihr um euch sehn?
Alles freut sich im Vereine,
Möcht von euch mir eine kleine
Freude doch geschehn!"

Dieses reizende Gedicht ist sicher ein Tanzlied, schon der leichtbewegte Rhythmus läßt das schließen. Deutlich genug spricht auch die Aufforderung zum Tanze in der zweiten Strophe, wie der Umstand, daß plötzlich die prächtige Schilderung des Maies, der als freigebiger und gerechter König dargestellt wird, abbricht und ein Mädchen angeredet wird, dessen hold lächelnder Mund dem Dichter immer ein böses „Nein!" geantwortet und ihm dadurch schweres Herzeleid zugefügt hat. Man hat das Lied zuweilen einem andern Dichter, dem Leutolt von Seven, zu-

*) D. i. in Ermangelung eigner Freude muß ich gleichsam von andern mir Freude leihen, damit ich, wie es der Mai verlangt, fröhlich erscheine.

geschrieben und Walther abgesprochen: aber aus Walthers Liedern selbst ergiebt sich der Beweis, daß er der Dichter dieses Liedes ist. In einem Frühlingslied aus späterer Zeit, wo Alter und Kummer, wahrscheinlich auch Krankheit ihn drückten, erinnert er sich voll Wehmut der herrlichen, fröhlichen Tage seiner Jugend und gedenkt schmerzlich daran, wie er damals ganz anders das Kommen des Lenzes besang. Und diese wehmütige Erinnerung drückt er fein und scharf zugleich dadurch mit aus, daß er eine Stelle aus dem obigen Tanzliede citiert: wie auf dem Anger die Blumen mit dem Klee im Wachsen wetteiferten. „Der Reif that den kleinen Vöglein weh," singt er in diesem Liede aus späteren Jahren, „daß sie nicht sangen. Nun hörte ich sie wieder so wonniglich wie früher, nun sproßt und grünt die Heide aufs neue. Da sah ich die Blumen mit dem Grase wetteifern, welches von ihnen beiden länger wäre. Uns hat der kalte Winter und andre Not viel zu leid gethan. Ich glaubte, daß ich niemals wieder die roten Blumen auf der grünen Heide sehen würde. Aber mein Tod wäre doch wohl ein Schade für die guten Leute gewesen, die immer nach Freude strebten und gern tanzten und sprangen. Hätte ich diesen wonniglichen Tag versäumt, so wäre ich verloren, und es wäre auch für die Freude ein schrecklicher Schlag. Überdies müßte ich alle meine Freude dahin geben, die mir ehemals zu teil wurde. Gott segne euch alle: wünschet noch, daß mir Glück und Gesundheit zu teil werde."

Neben dem Maienjubel hat Walther auch die Winterklage. So singt er einmal:

„Uns hat der Winter geschadet überall:
Die Blätter des Waldes, die kamen zu Fall,
Da manch' süße Stimme gab laut Wiederhall.
Säh' werfen ich dort an der Straße den Ball
Die Mädchen, so käm' uns der Vögelein Schall.

O könnt' ich verschlafen des Winters Zeit!
Denn wach' ich, so fühl ich nur Haß jetzt und Neid,

Daß seine Gewalt ist so weit und so breit;
Doch wahrlich, siegt endlich der Mai in dem Streit,
Dann lese ich Blumen, dann schwindet mein Leid!"

Scherzhaft ist ein andres Winterlied, in welchem er in launigster Weise die Beschwerden des Winters schildert: kein Vogel singe mehr, nur die Nebelkrähe krächze, die Erde sei bleich und über und über grau geworden, einfältige Leute riefen: „Schnei nur immer zu!" und die Armen klagten: „O weh, o weh!" Er wolle lieber rohe Krebse essen, als länger so leben, er sei durch das Liegen ganz rauh geworden wie Esau. Jede der fünf siebenzeiligen Strophen hat nur einen Reim, der durch die ganze Strophe durchgeführt ist, und zwar endigt jedes Reimwort der ersten Strophe auf den Vokal a, der zweiten auf e, der dritten auf i, der vierten auf o, der fünften auf u. Solcher Reimspielereien bedient sich Walther aber nur zu einer scherzhaften Wirkung, während späterhin in der Zeit des Verfalles derartige Reimkünste als das Hauptsächliche, was das eigentliche Wesen der Kunst ausmache, angesehen wurden.

Daß Walthers Kunst in innigster Beziehung zu den heimischen Keimen des Minnesanges steht, geht namentlich auch daraus hervor, daß viele seiner Lieder entweder völlig epische Einkleidung oder wenigstens epischen Eingang haben, und daß er mit besonderer Vorliebe die dramatische Form pflegt; er versteht es aufs trefflichste, in Selbstgesprächen und Zwiegesprächen uns tiefe Blicke in sein eigenes Herz oder in das Herz der Menschen überhaupt thun zu lassen. Rein episch ist das folgende, reizende, durch und durch humoristische Lied, in welchem er das abergläubische Achten auf die Träume und das Auslegen derselben verspottet, indem er ein altes, traumdeutendes Weib als ihre ganze Weisheit völlig selbstverständliche Dinge zu tage fördern läßt:

„Als der Sommer kommen war
Und die Blumen wunderbar
Aus dem Grase drangen,

Dahin wo Vöglein sangen
Lenkt' ich meine Schritte
Zu eines Angers Mitte,
Wo ein klarer Quell entsprang,
Der sich hin zum Walde schlang,
Manche Nachtigall da sang.

Bei der Quelle stand ein Baum
Und dort träumt' ich einen Traum.
Hin zu kühlem Sitze
Trieb mich die Sonnenhitze:
Dort auf grünen Matten
Ganz in der Linde Schatten
Ich wohl an der Quelle saß,
Meines Kummers ich vergaß:
Ich entschlief im weichen Gras.

Und mich deuchte plötzlich hier,
Alle Lande dienten mir,
Und die Seele wäre
Im Himmel ohne Schwere,
Und der Leib sollte
Gebaren, wie er wollte.
Wahrlich, da war mir nicht weh:
Walt' es Gott, wie's auch ergeh',
Schönern Traum ich nimmer seh'.

Gerne hätt' geschlafen ich
Ewig dort: doch fürchterlich
Schrie da eine Krähe.
O daß ihr doch geschähe,
Was ich wünscht' im Herzen.
Ihr Krächzen macht' mir Schmerzen.
Von dem Schreien ich erschrak:
Ach, daß doch kein Stein da lag,
Dann war es ihr letzter Tag.

Doch ein wunderaltes Weib
Gab mir Trost für Seel und Leib.
Die hab ich verpflichtet:
Nun hat sie mir berichtet,
Was der Traum bedeute.
Das höret, lieben Leute:
Zwei und einer das sind drei,
Und noch sagte sie dabei,
Daß mein Daumen ein Finger sei."

Episch ist auch das bereits im vorhergehenden Abschnitte (S. 158) mitgeteilte Tanzlied. Von unvergleichlicher Kunstvollendung und von wunderbarem Wohlklang ist das folgende Lied, das auch dadurch sich an die ursprüngliche, heimische Richtung des Minnesanges anschließt, daß in demselben Walther die Erzählung einem Mädchen in den Mund legt:

„Unter der Linden
Auf der Heide,
Wo er so traulich bei mir saß,
Da mögt ihr finden
Alle beide
Gebrochen: Blumen und das Gras.
Vor dem Wald mit hellem Schall
Tandaradei!
Sang so schön die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Liebsten dort.
Da ward ich empfangen,
Hehre Fraue!
Daß ich bin selig immerfort.
Küßt' er mich wohl auch zur Stund?
Tandaradei!
Seht, wie rot mir ist der Mund.

Da hat er gemachet
Voller Freude
Von Blumen eine Lagerstatt.
Des wird gelachet
Auch noch heute,
Wenn jemand dort geweilet hat.
An den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie er bei mir ruhte,
Wüßt' es einer,
Nun verhüt' es Gott, so schämt' ich mich.

Wie mich da der Gute
Herzte, keiner
Erfahre das, als er und ich,
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das mag wohl verschwiegen sein."

Mit solchen vollendeten Kunstwerken warteten damals die Dichter zur Unterhaltung der Gesellschaft, zum Tanze auf. Das Lied ist in jeder Beziehung ein Meisterstück. Zunächst ist hier die schwerste Aufgabe des Dichters gelöst: das Sinnliche ist auf das vollendetste mit dem Sittlichen vermählt, wie wir es ähnlich in den Dichtungen Goethes finden. Die Innigkeit, die reizende Naivetät, mit welcher das arglose Mädchen erzählt, kleiden das Ganze in das reine, liebliche Gewand der Unschuld und verleihen ihm eine Zartheit, wie sie nur in den Werken des Meisters lebt. Aber noch eine andere, vielleicht eben so schwere Aufgabe ist gelöst: Walther hat in diesem Liede das Einfache, Schlichte, Volksmäßige mit dem Höchsten und Feinsten, was die Kunstpoesie zu bieten vermag, aufs innigste verschmolzen, er hat Volkslied und Kunstgesang in eins zusammengeschaffen. Wie einfach ist der Apparat, mit dem er arbeitet: zwei Liebende, eine Linde und ein Vogel in den Zweigen, es ist ganz derselbe Apparat, den wir in dem Tageliede Dietmars von Aist finden.[1] Und doch, wenn wir beide Lieder vergleichen, welch ein Fortschritt bei Walther! Zwar innig und natürlich, aber doch einfach und kunstlos behandelt Dietmar von Aist denselben Stoff. Bei ihm erfüllt der Abschiedsschmerz der Liebenden das ganze Gedicht, bei Walther dagegen die heitere Laune eines jungen, liebeseligen, herzensreinen Geschöpfes, das sein Glück nicht für sich behalten kann, sondern arglos ausplaudert. Und dahinter lauscht der schelmische, liebenswürdige Humor des Dichters selbst, der zaubergleich über dem Ganzen schwebt. Bei Dietmar weckt der singende Vogel die Liebenden und

stört ihr Zusammensein, bei Walther dagegen wird der Vogel — welch feiner Zug! — zum verschwiegenen Mitwisser des süßen Geheimnisses. Bei Dietmar ist ganz allgemein von einer Linde die Rede, alles Äußere ist unbestimmt gelassen, bei Walther wird der Ort scharf gezeichnet, ja, es wird sogar angedeutet, daß ihn jeder aus der Gesellschaft aufsuchen und finden könne; dadurch wurde das Interesse der Hörer aufs lebendigste gepackt. In solcher Weise greift Walther ins Leben hinein, unter seiner Hand belebt und vergeistigt sich alles, nichts bleibt allgemein, unbestimmt, farb- und gestaltlos; mit wenigen Strichen stellt er alles zum Greifen genau vor unsere Sinne hin. Und während bei Dietmar die Form noch hart, schwerfällig und ungewandt ist, hüpft Walthers Vers mit einer Zierlichkeit und leichtgeschürzten Anmut dahin, schlingen die wohlklingenden Reime so innig die einzelnen Verszeilen zusammen, klingt mit solch kindlicher Lust das „Tandaradei!" der Nachtigall dazwischen, daß selbst der feinsinnigste Geschmack volle Befriedigung findet. An einem solchen Kunstwerke erfreut sich jeder Hörer, welchem Stande und welcher Schicht des Volkes er auch angehöre, der Hochstehende und Gebildete so gut wie der Niedrige. Nur durch glückliche Vereinigung des Volksmäßigen mit der Kunstpoesie wird es dem Dichter möglich, auf das Volk in seiner Gesamtheit zu wirken. Eine solche Verschmelzung erst drückt seinem Werke den Stempel der Vollendung auf.

In ähnlicher Weise wie hier legt Walther auch andre seiner Lieder oder einzelne Strophen derselben einer Frau in den Mund. In einem dieser Lieder schildert er uns den inneren Kampf einer Frau mit ihrer Neigung zu einem Manne; sie weiß nicht, was sie thun soll, und ihr Gemüt schwankt zweifelnd hin und her zwischen dem, was die Modeminne befiehlt und die weibliche Würde verbietet. Die Liebe schafft ihr Wohl und Wehe. Ganz insgeheim liebt sie einen Ritter, und sie ist nicht mehr im stande, seine Bitten

unerhört zu lassen; sie weiß sich nicht anders mehr zu helfen und sieht keinen anderen Ausweg. Oft freilich kommt sie sich so standhaft in ihrem Willen vor, daß sie ihn in solcher Stimmung nicht erhören würde, wie lange und wie herzlich er sie auch bitten möchte. Aber sie hat erfahren müssen, daß dieser trotzige Mut kaum so lange anhält, als ein Tag dauert. Wenn er nun gar noch ihr fern bleiben wollte, so würde er sie auf eine zu harte Probe stellen. Sie fürchtet gar sehr, daß sie ihm dann alles zugestehen müsse, was er begehre. Nun hätte sie ihm ja gern schon längst jeden Wunsch erfüllt, aber ihre innerste Natur verbietet es ihr und ihre Sorge für die weibliche Würde. Tausend Sorgen, die ihr Herz den Abend und Morgen beklemmen, lassen sie es nicht wagen, sich ihm ganz hinzugeben. Daß sie die Erhörung immer von einem Tag auf den andern verschieben müsse, das zieht wie stete Klage schmerzvoll durch ihr Herz. Aber über die Klage schwingt sich siegend das Gefühl stolzen Glückes empor; sie ist stolz auf den herrlichen Mann, dem ihr Herz nicht widerstehen konnte. Erkennen doch die Tüchtigsten und Besten es rühmend an, daß er in vollendeter Weise sein Leben zu führen wisse. Daher hat sie ihm auch eine Stätte im innersten Heiligtum ihres Herzens gewährt, die noch niemand sonst betreten hat. Alle übrigen Bewerber haben das Spiel verloren, er allein setzt sie alle matt. So löst sich die beängstigende Spannung des Herzens in dem Gedanken, daß die edle weibliche Natur und die wahre weibliche Würde nicht verletzt werden, wenn der Mann, dem das Weib ihre Liebe schenkt, der Besten und Tüchtigsten einer ist. Mit so großer psychologischer Feinheit und Wahrheit weiß Walther das innerste Gefühlsleben der Frauen zu behandeln; er ist in der That ein Dichter, der in die verborgensten Tiefen des Menschenherzens zu blicken weiß.*)

*) Seine ganze Art erinnert lebhaft an die „Anatomie des Herzens", welche das achtzehnte Jahrhundert in so trefflicher Weise verstand, und als deren Meister sich besonders Goethe in seinem Werther zeigt.

Neben epischer Einkleidung wendet Walther oft auch dramatische Form an. So in dem Zwiegespräche zwischen Ritter und Frau, welches bereits in dem vorigen Abschnitte angeführt wurde, und in welchem als der schönste Kranz, mit welchem das weibliche Idealbild, wie es der Mann in seinem Herzen sich schaffe, gekrönt sein müsse, treue Beständigkeit, feine, zuchtvolle Heiterkeit und liebenswürdige Freundlichkeit hingestellt wird. Ein andres Lied dieser Art ist das folgende:

Ritter.

‚Herrin, laßt Euch nicht verdrießen
Meiner Rede, falls sie schicklich ist.
Könnt' ich doch bei Euch genießen
Meiner Kunst, wie stieg sie hoch zur Frist.
Wisset, Ihr seid schön und fein:
Habt, so wähn' ich, im Gemüte,
Bei der Schönheit Ihr auch Güte,
Was für Ehre ruht in Euch allein!‘

Frau.

‚Gern will ich Euch zugestehen,
Daß Ihr redet, sprechet, was Ihr wollt!
Ruhig laß ich das geschehen,
Weil Ihr reiches Lob mir stets gezollt.
Weiß nicht, ob schön mein Gesicht,
Gerne hätt' ich Weibes Güte.
Lehrt mich, wie ich die behüte:
Schöner Leib taugt ohne Güte nicht.‘

Ritter.

‚Herrin, das will ich Euch lehren,
Wie ein Weib voll Güte leben soll.
Gute sollt Ihr allzeit ehren,
Minniglich anschaun und grüßen wohl:
Einem sollt Ihr Euern Leib
Zu eigen geben, nehmt den seinen!
Herrin, wolltet Ihr den meinen,
Gäb' ihn gern um ein so schönes Weib.‘

Frau.

‚Was am Schauen und am Grüßen
Ich bisher versäumte, glaubt es mir,
Das will ich gar gerne büßen.
Wahrlich, wie ein Ritter sprachet Ihr.
Mir zu Liebe thut noch mehr:
Seid nichts als mein Redgeselle.*)
Keinem möcht' ich auf der Stelle
Den Leib nehmen: leicht schmerzt' es zu sehr.‘

Ritter.

‚Darauf hin laßt mich es wagen,
Herrin, oft kam ich aus großer Not,
Laßt Euch nicht von Kummer plagen:
Sterbe ich, so sterb ich' sanften Tod.‘**)

Frau.

‚Herr, ich will noch länger leben.
Euch ist's Leben wohl verleidet:
Nutzlos wär' mir Qual bereitet,
Sollt' ich meinen Leib um Euern geben!‘“

Der leichte, geistreiche Conversationston, der lebendige, scharf zugespitzte Dialog, die originelle Einkleidung, welche der Dichter seiner Bitte um die Gunst der Geliebten giebt, die feine Art, wie diese ihn abweist, der Adel der Gesinnung, welcher die Liebe geistig verklärt: das alles macht dieses Lied zu einer der schönsten Blüten, welche der deutsche Minnesang getrieben hat.

Außer der eigentlichen Gesprächsform bedient sich Walther auch vielfach der Form des Wechsels, d. h. er stellt die Gedanken der beiden Liebenden unvermittelt nebeneinander, so daß die Liebenden entfernt von einander gedacht sind und

*) Sie verweist ihn auf den geistigen Verkehr.
**) Erinnert an Goethes:
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.“

nur durch die Gedanken mit einander verkehren. Die zweite Strophe nimmt gewöhnlich auf den Inhalt der ersten keinerlei Rücksicht, und beide stehen so ganz selbständig nebeneinander; zuweilen aber antwortet die zweite Strophe auf die erste oder führt einen Gedanken aus der ersten weiter, als ob der Redende durch die Ferne hindurch die Gedanken des ersten Sprechers vernommen habe. In einem solchen Wechsel Walthers hebt der Mann an: „Gott gebe ihr immer heitere, glückliche Tage und lasse mich sie noch sehen, die ich liebe und nicht zu erwerben vermag. Mich quält, daß ich immer von andern höre, sie habe gesagt, wie hold sie mir in Wahrheit wäre, und daß sie mir gegenüber ganz etwas andres sagt, worüber mein Herz schweren Liebeskummer empfindet. O weh! welche süße Not! Mich quält eine leichte und angenehme Beschwerde." Die zweite Strophe legt der Dichter der Frau in den Mund: „Gott hat gar wohl an mir gethan, da ich nun einmal mit Sorge und Kummer lieben muß, daß er mich den erwählen ließ, von dem alle Welt Gutes spricht. Ihm ward von mir in der Flucht einmal ein Küssen und ein Umfangen. Seht, da schoß mir in mein Herz etwas, das mein Inneres erfüllt und Gewalt über mich hat, bis ich seine Bitte gewährt habe. Ich würde es thun, wenn sich dazu die Gelegenheit böte." Damit schließt das Gedicht. In einem andern Gedichte dieser Art beginnt die Frau zu singen:

„Wie wohl der Heide ihre bunte Farbe steht!
Noch schöner ward der Wald geschmückt,
Daß ihr ihn nun voll wonniglicher Dinge seht:
Noch reicher ward das Feld beglückt.
So wohl dir, Sommer, o du herrlich schöne Zeit!
Sommer, ewig loben will ich deine Tage,
Mein Trost! nun wende meine Klage,
Ich sag' dir, was mich quälet:
Der mir ist lieb, dem bin ich leid!"

Der Ritter singt dagegen:

> „Der Guten nimmer ich vergessen will noch kann,
> Die meinen Sinn gefangen hält.
> So lang' ich singe, stimm' ich immer wieder an
> Ein neues Lob, das ihr gefällt.
> Doch heut nur das (gar bald lob' ich sie mehr als je):
> In den Augen thut es wohl, wenn man sie schaut;
> Daß ihre Tugend man preist laut,
> Das thut wohl in den Ohren.
> So wohl dir, wohl! So weh mir, weh!"

Auch darin steht Walther in enger Verbindung mit dem heimischen Grunde des Minnesanges, daß die Geliebte, welcher er seine Lieder weiht, eine Zeit lang ein Mädchen, nicht eine verheiratete Frau ist, und zwar ein schlichtes, einfaches Mädchen aus dem Volke. Dieser Liebe entsproßte eine große Anzahl warmer, inniger, tief empfundener Lieder. In einem derselben preist er die ungeschminkte, frische Natürlichkeit seiner Geliebten, die in ihrer Einfachheit, mit den schönen blonden Haaren, die sie wohl gebunden trage, manche höfische Dame im Modeputz übertreffe. „Bin ich dir gleichgiltig," singt er ein andres Mal, „das weiß ich nicht: ich liebe dich. Eines macht mir Kummer: du siehst an mir vorüber und über mich hin.*) Das sollst du vermeiden. Ich kann so einseitige Liebe nicht ohne großen Nachteil ertragen; hilf mir tragen, die Last ist mir zu schwer. Soll das deine Hut sein, daß dein Auge mich so selten anblickt? Thust du das zu meinem Vorteil, so will ich dich deshalb nicht tadeln. Wenn sich das so verhält, so kannst du es ja meiden, mir ins Antlitz zu sehen: das sei dir erlaubt; aber du kannst mir dann doch wenigstens auf den Fuß schauen, wenn du mir Besseres

---

*) Ähnlich sagt Schiller:

> „Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
> Nebelt's mir ums Angesicht?
> Meine Minna geht vorüber?
> Meine Minna kennt mich nicht?"

nicht zu erweisen vermagst: das sei dein Gruß. Wenn ich sie alle betrachte, die in meinem Kreise mir von rechtswegen wohlgefallen sollen, so stehst du doch wie eine Herrin hoch über allen, das kann ich sagen ohne zu prahlen. Freilich ist manche von ihnen edel und reich und trägt hohen Sinn, leicht sind sie von besserem Stande: doch du bist gut. Geliebte, nun besinne dich genau, ob ich dir ein wenig lieb sei. Eines Liebenden Minne ist nicht gut, da gehört noch eine andre dazu. Einseitige Minne taugt nichts, sie muß gemeinsam sein und zwar in solcher Weise gemeinsam, daß sie durch zwei Herzen gehe und sonst durch keines." Auch den Kehrreim wendet er in diesen Liedern der niedern Minne zuweilen mit großem Glück an. So singt er einmal:

„Glücklich die Stunde, wo ich sie erblickte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen,
Die Herz und Sinne so ganz mir beglückte,
Durch ihre Güte ist das ihr gelungen.
Daß ich von ihr mich nicht losmachen kann,
Das hat ihre Güte und Schönheit gemachet
Und ihr roter Mund, der so lieblich mir lachet.

Ich habe den Mut und die Sinne gewendet
Zu der Holden, der Lieben, der Reinen, der Guten.
Das müsse uns beiden noch werden vollendet,
Was von ihrer Huld mein Herz darf vermuten.
Was je ich an Freude auf Erden gewann,
Das hat ihre Güte und Schönheit gemachet
Und ihr roter Mund, der so lieblich mir lachet."*)

Der hüpfende Rhythmus dieses Liedes bringt den Jubel des von Liebesglück erfüllten Herzens in trefflicher Weise zum Ausdruck.

Als dem Dichter in der Hofgesellschaft Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er ein Mädchen niederen Stan-

---

*) Das Lied ist zugleich ein Beispiel für solche Reime, die zwei Strophen binden und Körner genannt werden. Die fünfte Verszeile der ersten Strophe reimt mit der fünften Zeile der zweiten.

des liebe und besinge, wies er dieselben in einem schönen, warm empfundenen Liede zurück, in welchem er denen, welche sich in ihren Gefühlen nur von dem Reichtum und der äußerlichen, höfischen Vollkommenheit bestimmen ließen, alles Verständnis für weibliche Anmut und wahre Liebe abspricht:

„Herzgeliebtes Mägdelein,
Gott segne heut und immer dich.
Schöner noch gedächt' ich dein,
Wüßt' Besseres und Schön'res ich.
Was kann sagen sonst mein Herz,
Als daß dir niemand holder ist?
O weh, das macht mir bittren Schmerz!

Tadeln wollen sie, daß ich
So niedrig wende meinen Sang.
Sie wußten nimmer sicherlich,
Was Liebe sei — ein fremder Klang!
Niemals traf die Liebe sie,
Die nach der Schönheit und dem Gut
Nur minnen, weh wie minnen die! *)

Schönheit birgt oft, was man haßt,
Drum jagt nach Schönheit nicht zu sehr!
Selig, wen die Lieb' erfaßt,
Solch Glück giebt Schönheit nimmermehr.
Liebe machet schön ein Weib:
Die Schönheit aber kann das nicht,
Sie macht nicht liebenswert den Leib.

Ich ertrag's, wie ich's ertrug
Und ich es immer will ertragen:
Du bist schön und hast genug.
Was wissen sie davon zu sagen?
Sprecht nur zu — ich bin dir hold
Und nehm' den Fingerring von Glas
Für aller Königinnen Gold.

---

*) Der Begriff Liebe ist hier nicht bloß als Anmut zu fassen, wie es sonst der mittelhochdeutsche Sprachgebrauch gewöhnlich verlangt, sondern bereits als die Empfindung, welche im Herzen durch Anmut und Liebreiz hervorgerufen wird.

Ist Treue und Beständigkeit
Dir eigen, bin ich sorgenfrei;
Dann bringet niemals Herzeleid
Dein Thun und Denken mir herbei.
Hast aber du die beiden nicht,
Darfst du die Meine niemals sein:
Wenn das geschieht, mein Herz mir bricht.“ *)

Hier zeigt sich Walther als Kämpfer für Wahrheit und Natürlichkeit. In der höfischen Gesellschaft machte sich bereits mancherlei Unnatur und hohles Scheinwesen bemerklich, und Walthers starker Wahrheitssinn, der überall auf das Wirkliche und auf den Kern der Dinge drang, sträubte sich auf das lebhafteste dagegen. Hoch preist er daher im Gegensatz dazu die von allen Standesverhältnissen abgetrennte Wahrheit und Unverfälschtheit des Gemüts und die unabhängig von allem äußeren Glanze auch in der Hütte der Armut herrschende weibliche Anmut. Er scheidet scharf den bloßen äußeren Schein von dem inneren Wesen, die Schale von dem Kern. Selbst ein Mädchen von niedrer Herkunft, meint er, stehe, wenn es die echt höfische Tugend treuer Beständigkeit besitze, den edelgebornen Damen der Hofgesellschaft völlig gleich. Nur das innere, geistige Wesen, nicht die äußere Form und die äußere Pracht sei der Maßstab für die Beurteilung des höfischen Wertes. Dieser Ton war neu, er war doppelt neu in den Liedern der niedern Minne, die bei andern Minnesingern gewöhnlich nur Scherz und Humor enthielten. Mit solch nachdrücklichem Ernst hatte noch niemand sich für

*) Ähnlich sagt Goethe, als er Käthchen Schönkopf liebte, die unter seinem Stande war: „Was hat meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein eben so elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht.“

ein Mädchen erklärt, das außerhalb der höfischen Gesellschaft stand.

Die Liebe zu einem Mädchen niederen Standes bildete aber doch nur eine Episode in Walthers Leben. Bald wird dieselbe verdrängt durch eine Neigung zu einer hochstehenden, edelgebornen Dame, welche sein ganzes Herz gefangen nimmt. Mit hoher Begeisterung giebt er sich ihrem Dienste hin, und die Lieder, welche er in dieser Zeit singt, gehören zu dem Vollendetsten, was er geschaffen hat. Ganz besonders ist es das Geistige in der Liebe, was er in diesen Liedern verherrlicht; kein andrer Minnesinger hat in so schöner Weise die Herz und Geist veredelnde Wirkung der Liebe gepriesen. In reizvoller Weise schildert er in einem der ersten Lieder, das er im Dienste der höheren Minne singt, wie seine Schüchternheit ihn hindere, seiner Liebesnot ledig zu werden und der Geliebten gegenüber frei und offen sich zu erklären: „Ist es übel oder ist es gut, daß ich mein Leid zu verheimlichen weiß? Man sieht mich oft heiter und frohen Mutes, während mancher andere trauert, dem nicht halb so viel Schaden zugefügt wurde wie mir. Ich zeige mich aber immer so, als wäre ich an hohen Freuden reich. Nun möge es Gott nur so fügen, daß ich auch einmal in voller Wahrheit und mit vollem Rechte froh sein könnte. Wie kommt es, daß ich so manchem aus Liebesnot geholfen habe und für mich selbst weder Hilfe noch Trost weiß, es sei denn, daß ich in einem trügerischen Wahne Rettung suche? Ich liebe ein Weib, die ist gut und schön; die gestattet mir alles zu reden, was ich will; ich beginne auch immer, kann aber nicht zum Ziele kommen. Deshalb wäre ich nun ganz verzagt, wenn sie nicht ein wenig lachte, so oft sie mich abwies. In ihrem Äußern erscheint sie reich an Freude, sie sehe zu, daß sie auch ihr Inneres behüte und nicht von edler Sitte abirre: dann gab es nie ein so liebenswertes Weib. Dann muß ihrem Preise das Lob vieler Frauen weichen, wenn die Schönheit, die sie außen

schmückt, auch innerlich gleich wertvoll ausgestattet ist. Kann ich ihr dann in irgend welcher Weise dienen, das wird bei solchen Vorzügen nicht ohne Lohn bleiben. Wie auch meine Freude noch dem Zweifel unterliegt, den die Gute gar wohl beseitigen kann, wenn sie nur will, so kümmert mich doch alles, was ich jetzt leiden muß, nicht. Sie fragt mich, was sonst niemand mich fragen soll: wie lange ich ihr ergeben sein wolle; sie ist mir immerdar vor allen andern Frauen ein dauernder Hort der Freude. Ach, möchte mir geschehen, wie ich es von ihr hoffe. Gar viele wissen um so besser zu reden, wenn sie bei der Geliebten sind. Doch ich, wie oft ich auch bei ihr saß, wußte weniger als ein Kind; ich war so täppisch, als wäre ich aller Sinne beraubt. Dadurch hätte ich mich anderswo lächerlich gemacht. Doch diese ist ein Weib, die nicht auf die Worte, sondern auf den guten Willen sieht. Und den habe ich, so wahr ich wünsche, daß mir jemals Liebesglück zu teil werde.“ Ähnlich ist das folgende kleine und anmutige Lied:

„Lieber Gott, behüte mich vor Sorgen,
Daß ich recht wonniglich nun lebe.
Will mir jemand seine Freude borgen
Für eine andre, die ich gebe?
Die find' ich gar bald, ich weiß den Ort:
Eine Fülle ließ ich dort,
Davon will ich wagen
Ein gut Teil wegzutragen.

Meine Freude ruht in einem Weibe,
Ihr Herz ist ganzer Tugend voll,
Reiche Schönheit strahlt von ihrem Leibe,
Daß man ihr gerne dienen soll.
Ich erring' ein Lächeln noch von ihr,
Das muß sie gestatten mir:
Ob sie's wohl verhüte?
Ich bau' auf ihre Güte.

Wenn zuweilen neben ihr ich sitze
Und ich darf reden frei zu ihr,

So gebricht's mir an Verstand und Witze,
Im Kopfe dreht sich alles mir.
Wenn ich wunder was jetzt reden kann,
Sieht sie mich nur einmal an,
So hab ich's vergessen.
Hatt' ich doch dort gesessen!"

Seine Werbung findet aber kein Gehör; er hat Feinde, welche seiner Geliebten einflüstern, des Dichters Liebesworte und Klagen kämen nicht aus dem Herzen. Da singt er ein schönes Lied, in welchem er die wahre, keinerlei Trug und Hinterlist kennende Liebe preist und die Lügner und Betrüger, welche anders in ihrem Herzen fühlen, als sie sprechen, aufs schärfste tadelt:

„Mancher fraget, was ich klage,
Und behauptet immer, daß es nicht von Herzen geh'.
Der verlieret seine Tage,
Denn ihm ward von rechter Liebe weder wohl noch weh.
Darum ist sein Glaube krank:
Wer bedenket,
Was die Minne schenket,
Der läßt gelten meinen Sang.

Minn' ist ein bekanntes Wort
Und doch unbekannt in ihren Werken: das ist so.
Alles Glück's ist sie ein Hort,
Nimmer wird ein Herz auf Erden ohne Minne froh.
Solcher Glaube wohnt in mir,
Drum die Minne
Mir erfreut die Sinne:
Keiner soll ihn rauben hier.

Von der einen, der ich bin
Hold in Treue, hoff' ich, daß sie mir es wieder sei:
Täuschet darin mich mein Sinn,
So wohnt meiner Hoffnung leider wenig Freude bei.
Nein, Herr Gott, sie ist so gut,
Daß voll Güte,
Schaut sie mein Gemüte,
Sie mir nur das Beste thut.

Säh' sie in mein Herz hinein,
Würde Liebes mir und Gutes viel von ihr gewährt.
Doch wie könnte das jetzt sein,
Da man Liebe heuchelt und mit süßem Wort begehrt,
Daß ein Weib nicht wissen kann,
Wer's treu meine.
Diese Not alleine
Greift mein Herz gewaltig an.

Wer zuerst ein Weib betrog,
Der hat unrecht an den Männern und den Frau'n gethan.
Wer so jemals Liebe log,
Trägt die Schuld, daß eins das andre sieht voll Mißtrau'n an.
Herrin, gebe Gott euch Heil!
Laßt mir werden
Den so lang begehrten,
Holden Liebesgruß zu teil."

Das Lied ist bezeichnend für Walthers Eigenart; er knüpft fast immer seine persönlichen Wünsche an allgemeine Betrachtungen an, die aber durchaus nichts bloß Gedachtes, sondern immer wirklich Empfundenes enthalten, und giebt dadurch seinen Liebesgesängen eine schöne, geistige Weihe. Ernste Gedankenarbeit liegt fast allen derselben zu Grunde, die er aber, wie jeder echte Dichter, in feiner Weise und mit vollendeter Kunst zu verhüllen weiß, so daß uns immer die heitere Miene des Dichters entgegenblickt, die uns zu edler und angenehmer Unterhaltung einladet, auch da, wo hinter wogenden Rhythmen der tiefste Ernst schlummert. Wie er in diesem Liede die Bitte um Gegenliebe an den Preis der Wahrheit und Aufrichtigkeit im Fühlen und Reden anknüpft, so verbindet er sie in einem anderen Liede mit einer Betrachtung über das Wesen der Liebe:

„Sagt mir jemand, was ist Minne?
Etwas weiß ich schon, doch wüßt' ich gern noch mehr.
Wer sich ihrer ganz entsinne,
Der erkläre mir, weshalb sie schmerzt so sehr.
Minn' ist Minne, thut sie wohl;
Thut sie weh, so heißet sie nicht rechte Minne.
Und ich weiß nicht, wie sie dann wohl heißen soll.

Was die Liebe sei? Ich sinne
Drüber nach, und rat' ich recht, so sprechet: ‚Ja!'
Zweier Herzen Wonn' ist Minne:
Teilen sie sich gleich, so ist die Minne da.
Doch soll nicht geteilet sein,
So vermag ein Herz es nicht allein zu tragen:
O weh! wolltest du mir helfen, Herrin mein!

Soll die Last mich noch zerdrücken?
Willst du mir noch helfen, so hilf in der Zeit.
Willst du niemals mich beglücken,
Nun so sag es offen! Aus ist dann der Streit,
Und ich werd' ein freier Mann.
Eines aber sollst du wissen, daß dich keiner
Unter allen besser als ich preisen kann.

Kann sie Süßes sauer machen?
Wähnt die Holde, daß ich Lieb ihr geb um Leid?
Soll ich neu die Glut entfachen
Und sie preisen, die mir lohnt mit Bitterkeit?
Blind wär' ich, soll das geschehn!
Weh, was sprech' ich denn, ich Blinder, Ohrenloser?
Wen die Minne blendet, wie mag der wohl sehn?"

Ein andres Mal ruft der Dichter die Frau Minne selbst an, sie solle sich seines Liebeskummers annehmen und für ihn bei der Geliebten werben: „Ich freudloser Mann, dem niemand hilft, weshalb erheitere ich manchen, der mir nicht zu danken weiß? O weh, wie handeln die Freunde so schlecht! Ja Freund, was spreche ich denn von Freunden! Hätte ich wirklich einen, der würde auch auf meine Klage hören. Nun hab ich weder Freund noch Rat, nun thue mir, wie du wollest, Minne, da sich niemand meiner erbarmt. Liebliche Minne, durch dich habe ich meinen Verstand verloren. Als mächtige Gebieterin gehst du in meinem Herzen aus und ein. Wie könnte ich ohne Verstand weiter leben? Du wohnest da, wo er eigentlich seinen Platz hat, du hast ihn fortgesendet, du weißt wohl, wohin. Dort kann er aber leider nichts ausrichten, Frau Minne: o weh, du solltest dich selbst dahin auf den Weg machen. Gnade,

Frau Minne, ich will dir für diese Botschaft all deinen Willen erfüllen: zeige dich mir nun, wie es der edlen und feinen Sitte entspricht. Ihr Herz ist ein Quell aller Freude, mit köstlicher Lauterkeit schön geziert. Erzwingst du dir darin einen Platz, so laß mich ein, daß wir sie mit einander sprechen. Mir mißlang es, da ich sie allein bat. Gnädige Minne, laß mich los!*) Weshalb thust du mir so weh? Du drängst und zwängst hier, nun dränge und zwänge auch dort, versuche, wer dir widerstehe. Nun will ich sehen, ob du etwas taugst. Du darfst nicht sagen, daß du nicht in ihr Herz eindringen könnest: nie gab es ein noch so zusammengesetztes Schloß, du Meisterin der Diebe, das vor dir standgehalten hätte. Thu' auf, sie trotzt dir zu sehr!" Immer und immer wieder wirbt in dieser Weise der Dichter um Gegenliebe, in immer neue Form weiß er seine Bitte einzukleiden, und stets ist diese Einkleidung geistreich und voll von überraschenden Wendungen, so daß nie eine Ermüdung eintritt. Und wenn sie auch zürnt, so läßt er sich doch dadurch nicht abschrecken; denn, fügt er hinzu, „ein reines, kluges, seliges Weib laß ich so leicht nicht!"

Endlich scheint doch eine mildere Stimmung in ihrem Herzen Raum gewonnen zu haben, ein holder Blick und freundlicher Gruß belohnt den Unermüdlichen und Beharrlichen. Jubelnd besingt der Dichter diese Wandlung:

„Ganze Freude trug ich nie so im Gemüte
Und mich drängt es, daß ich singen muß.
Heil sei ihr! sie nehm' es auf in rechter Güte!
Mich zum Singen treibt ihr holder Gruß.
Sie hat über mich Gewalt,
Sie kann all mein Trauern wenden
Und mir senden
Freude mannigfalt.

Giebt es Gott, daß all mein Hoffen mir gelinget,
Seht, so wär' ich immerbar nun froh:

*) Ähnlich singt Goethe: „Liebe, Liebe, laß mich los!"

Die mir beide, Herz und Leib, zur Freude zwinget,
Nie bezwang mich noch ein Weib also.
Früher lacht' ich immer nur,
Daß die Minne herrschen sollte,
Wie sie wollte,
Bis ich's selbst erfuhr.

Süße Minne, da nach deiner holden Lehre
Mich ein Weib so ganz bezwungen hier,
Bitte, daß sie ihre Güte zu mir kehre,
So weicht all mein Kummer dann von mir.
Ihrer hellen Augen Schein
Hat mich ach! so schön empfangen,
Ganz zergangen
War das Trauern mein.

Mich freut immer, daß ich doch so gutem Weibe
Dienen soll auf minniglichen Dank:
Mit dem Trost ich alles Trauern mir vertreibe,
Alles weicht von mir, was trüb und krank.
Endet sich mein Kummer da,
So weiß ich in Wahrheit dann:
Keinem Mann
Lieb'res je geschah.

Minne, reichste Lust kann deine Güte machen
Und dein Drängen rauben Freuden viel.
Du lehrst Herzeleid aus hellen Augen lachen,
Wo du zeigen willst dein Wunderspiel.
Du kannst freudenreichen Mut
So verwirren und verrücken,
Daß dein Drücken
Wohl und wehe thut."

In ähnlicher Weise, ganz von Freude durchdrungen, preist er die Freundlichkeit seiner Herrin, welche ihn mit der festen Hoffnung auf Gegenliebe erfüllt, noch in andren Liedern. „Ich bin nun so von ganzem Herzen froh," singt er unter anderm einmal, „daß ich nahezu Wunder zu thun beginne. Vielleicht fügt es sich doch noch so, daß ich meiner Herrin Minne erwerbe. Seht, so steigt mein Geist wohl

höher als der Sonne Schein empor. Gnade, o Königin! So oft ich die Schöne sah, so funkelten mir meine Augen vor Glück, immer widerfuhr mir das. Der kalte Winter war mir ganz gleichgiltig; während er andern drückend erschien, so war mir es, als ob ich mitten im Mai wäre. Diesen wonniglichen Sang habe ich meiner Herrin zu Ehren gesungen, dafür soll sie mir Dank erweisen: um ihretwillen will ich immer die Freude erhöhen. Wohl kann sie mein Herz verwunden: was thut es, ob sie mir einmal Leid zufügt? Sie kann es auch wieder in's Gegenteil kehren. Dazu vermöchte mir niemand zu raten, daß ich von der Hoffnung ablieſze. Wendete ich mein Gemüt von ihr ab, wo fände ich denn ein so herrliches, schönes Weib, das so ohne Falsch wäre? Sie ist schöner und wird höher gepriesen als Helena oder Diana!"

Nur die Überwachung der Geliebten durch die Merker hindert ihn noch, sich ihr zu nähern und in ein engeres Verhältnis zu ihr zu treten. Daher zürnt er diesen und beklagt sich bitter darüber, daß sie sich seinem Liebesglück so hemmend in den Weg stellen: „Uns allen wäre eine Art des Glückes nötig, daß man nämlich wie früher sich in rechter Weise herzlich zu freuen wüßte. Ein Umstand, der Mißtrauen erregt, ist meiner Freude Tod, daß nämlich dem nachwachsenden Geschlechte die Freude so sehr schwer fällt. Wozu haben sie denn ihren jungen Leib, mit dem sie nach Freude jagen sollten? Hei, wollten sie auf Freude denken! Ihr jungen Leute, dabei würden euch die Frauen sicher unterstützen. Wenn es aber um mich herum auch schlecht aussieht, so bin ich doch froh und muß in Freude leben um der Lieben willen, wie es mir dabei auch ergehe. Meine Gestalt ist noch hier, während mein Herz bei ihr ist, so daß man mich oft für sinnlos hält. Ach, sollten sie doch wieder zusammenkommen, mein Leib und mein Herz und alle ihre Sinne und Gedanken, ohne daß sie (die Merker) es inne würden, die mich oft der Freude beraubt haben.

Wegen der Merker kann nun niemandem Freude zu teil werden; denn ihre Hut bringt manchen Werten und Tüchtigen in Bedrängnis und Kummer. Wenn ich sie sehen könnte, so muß ich sie meiden, das selige Weib; das ist doch betrübend. Möchte ich doch noch die Zeit erleben, daß ich sie mit ihrem Willen ganz allein finde, so daß die Überwachung einmal fehlte, damit würde mir viel Liebes und Erfreuliches zu teil werden. Viele fragen mich nach der Lieben, wer sie sei, der ich diene und immer bisher gedient habe. Wenn mich das verdrießt, so spreche ich: ‚Ihrer sind drei, denen ich diene, und auf eine vierte hoffe ich noch.‘ Doch sie allein weiß es wohl, die einen Teil von mir (das Herz) zu sich genommen hat. Die Gute, der ich vor ihnen allen dienen soll, kann verwunden, sie kann aber auch wieder heilen. Nun, Herrin Minne, triff sie, die mich also bedrängt hat und noch bedrängt, mit deiner ganzen Gewalt. Laß sie erkennen, daß die Minne zwingen kann. Vielleicht ergreift auch sie die Gewalt der Liebe! Dann möchte sie mir auch glauben, daß ich sie ganz aufrichtig von Herzen liebe. Nun, Minne, beweise und zeige es ihr, auf daß ich dir immer gern diene!“

Da er ihr nicht nahen darf, so begnügt er sich, sein Liebesglück in Gedanken sich auszumalen; wenn auch die äußeren Verhältnisse ihm böse Stunden bereiteten, so habe er doch in sich selbst eine Freudenquelle, die nie versiege: seine innere Gedankenwelt. Von Jugend auf sei es sein liebster Zeitvertreib gewesen, zu wünschen und zu wähnen:

„Ich will nunmehr auf ihre Gnade hoffen froh,
Sofern ich das vor Liebeskummer noch vermag.
Ich weiß nicht, ob es allen Leuten geht also:
Nach einem guten kommt mir ein so böser Tag,
Daß ich mich nicht mehr freuen kann.
Drum träum' und sinn' ich: schon als Kind that ich das gern, thu's noch als Mann.
Was kümmert's mich, ob jemand lacht?
Fürwahr das Wünschen und das Wähnen,
Das hat mich oft schon froh gemacht.

Ich wünsche mir zur Freude, daß ich mich noch schmiege
So nah' an sie, daß ich in ihrem Aug' mich seh',
Und daß die Holde ich so völlig noch besiege,
Daß sie mir alles, was ich bitte, zugesteh'.
Da sprech ich: „Willst du wieder je
Das thun, du glückgeweihtes Weib, daß du mir schaffest solches Weh?'
Da lacht sie mild und engelsgleich.
Wie nun? Wenn ich mir das so denke,
Macht mich mein Wünschen da nicht reich?"

Dieses Lied hält sich spielend auf der Grenzlinie von Schelmerei und Ernst. Mit bezaubernder Naivetät und mit großer Gefühlswärme zugleich trägt der Dichter seine Bitte vor. Wie fein und geistvoll weiß er das Verhalten der Geliebten zu schildern: sie sagt nicht: Nein! sie sagt nicht: Ja!, sie lacht nur herzinnig. Dabei ist der Wunsch ein so vertraulich kühner, daß es gewagt erschien, denselben auszusprechen. Aber die ganze Darstellung ist so lebensvoll und heiter, von so rührender Innigkeit und von solcher Wahrheit, daß dadurch alle Sinnlichkeit vollständig überstrahlt wird. Alle Kunst Walthers vermochte aber nicht zu verhüten, daß das Gedicht bei seiner Geliebten eine sehr üble Aufnahme fand. Sie verbot ihm die zweite Hälfte desselben, welche den Wunsch des Dichters ausspricht und das schweigende Zugeständnis der Geliebten andeutet, zu singen. Zugleich wurde dieses Lied von seinen Feinden und Neidern, deren er bei Hofe eine große Zahl hatte, ausgenützt, um ihn herabzusetzen und zu verdrängen. Da sang Walther die folgende Strophe, in welcher er nicht nur mit seiner Geliebten, sondern mit der ganzen Hofgesellschaft grollt:

„Mitten entzwei ist mir, was jüngst ich sang, geschlagen.
Der eine Teil ward mir verboten ganz und gar.
Den dürfen andre nur wohl singen noch und sagen.
Ich will des rechten Anstands immer nehmen wahr,
Im rechten Maße bleiben fein.
Um eines, das heißt Ehre, lasse ich noch ganz andre Dinge sein:

Laßt ihr mich dessen nicht genießen,
Steht es so übel auf der Straße,
So will ich meine Thüre schließen."

Die Mißstimmung ging aber vorüber, und bald sehen wir Walther wieder mitten in der Gesellschaft stehen und durch seine Kunst andere erheitern und beglücken. Auch seine Geliebte scheint ihm ihre Gunst wieder zugewendet zu haben, wenigstens hörte er nicht auf, Lieder zu ihrem Preise zu singen. Auf der Höhe der Kunst steht das folgende:

„Soll ich mich selber rühmen hier,
Mein' ich zu sein ein höf'scher Mann:
Gefallen laß ich vieles mir,
Obwohl ich gut mich wehren kann.
Ein Klausner, ob er das ertrüg'? Ich glaube nein!
Wenn er an meiner Stelle wär',
Ergriff ein kleiner Zorn ihn da,
Gewaltig schlüg' er um sich her.
Noch keiner je bei mir das sah!
Das und noch mehr ertrag ich doch, ich weiß um was.*)

Frau, Ihr habt mich gelehrt also:
Wer mir betrübe meinen Mut,
Daß ich zum Lohn den mache froh,
Dann schäm' er sich und werde gut.
Und ist die Lehre wahr, das werd' an euch jetzt kund.
Ich mach' euch Freud', betrübt ihr mich:
Nun schämt euch, dann wird offenbar,
Ob euer Wort bewähre sich,
Und werdet gut, dann spracht ihr wahr.
Ihr seid ja gut, nur zeiget auch die Güte mir!

Frau, ihr seid schön und tugendreich,
Den zwei'n tritt wohl die Gnade bei.
Begehrt man euch, das sei euch gleich.
Es sind ja doch Gedanken frei.**)

---

*) Die Reime, welche das erste und letzte Wort einer Verszeile binden, heißen Pausen.

**) Walther bringt hier, um seine Werbung recht nachdrücklich zu unterstützen, Rechtsparagraphen herbei, welche der Volksmund schuf:

Wahn und Wunsch, die hätt' ich ja schon längst gern abgethan:
Füllt meinen Geist ihr, was kann ich
Dafür, daß ich euch singen muß?
Verschmäht ihr meinen Sang und mich,
Hab ich davon doch Hochgenuß.
Schon euch am Hof zu preisen ist mir reicher Lohn.

Frau, ein gar herrlich Kleid habt ihr
An euch gelegt, den reinen Leib:
Nie sah' ich schön're Hülle hier,
Ihr seid ein reich geschmücktes Weib.
Schön ist drauf Geist und sel'ges Glück gestickt zu sehn.
Nie nahm getrag'ne Kleider ich,*)
Das nähm' ich gleich, hätt' ichs doch schon!
Ja, Spielmann würde sicherlich
Der Kaiser selbst um solchen Lohn.
So Kaiser, spiele da, o nein, Herr, anderswo!"

Der feinste Witz ist hier gepaart mit dem tiefsten Ernste. Das geistreiche Spiel der Gedanken wird getragen von der schönsten und reinsten Empfindung. Ja, zuweilen bricht sogar das Gefühl in mächtiger Weise hervor, wie in den Worten: „Was kann ich dafür, daß ich euch singen muß?" Das erinnert an Goethes Worte im Wilhelm Meister, die er Philinen in den Mund legt: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Überhaupt berührt sich Walther darin aufs innigste mit Goethe, daß mitten in der geistreichen Konversation oder in der ruhigen Darlegung der Gedanken plötzlich, wie ein wunderbarer Lichtglanz, etwas überwältigend Persönliches hervorbricht. Und ebenso trifft er in der innigen Verschmelzung von Gedanke und Empfindung mit Goethe zusammen. Die höchste Kunstvollendung ist erreicht, wo eine solche Verschmelzung statt-

Sprichwörter. Das eine: „Herren ziemt wohl Gnade!" hat er etwas umgebildet. Mit dem andern: „Gedanken sind frei" will er wohl zugleich andeuten, daß die Geliebte nicht nötig gehabt habe, damals sein Wünschen und Wähnen so übel zu nehmen.

*) Fahrende Sänger und Spielleute wurden damals oft auch mit Kleidern, getragenen wie neuen, beschenkt.

findet, wie wir sie hier bei Walther sehen. Wenn in einem dichterischen Werke bloß die Empfindung spricht, die nicht durch ein klares und festes Denken beherrscht und beschränkt wird, da ist ebenso wenig das Kunstideal verkörpert, als da, wo in einer Dichtung bloß Gedachtes geboten wird, das nicht zugleich empfunden ist. Die Empfindung kann nur tief, stark und wahr sein, wenn der Gedanke sie durchdringt, das Denken nur gesund und mit der Wirklichkeit übereinstimmend, wenn die Empfindung es belebt und berichtigt. Beides ist bei Walther in schönster Weise der Fall. Nimmt man nun noch hinzu, daß in dem angeführten Gedichte das Liebesleben zugleich zu einer Schule sittlichen Handelns wird, indem die Frau dem Liebenden Ratschläge giebt und so geradezu erziehend auf ihn wirkt, *) so erscheint hier das Ideal des Minnelebens und des Minnesanges erreicht.

Zahlreich sind die Lieder, welche das schöne Verhältnis zwischen dem liebenden Dichter und der geliebten Herrin, das sich immer fester und inniger zu gestalten schien, in ähnlicher, geistvoller Weise schildern. Ganz allerliebst ist das folgende:

„Mich nimmt immer Wunder, was ein Weib
Sich ersieht an mir,
Daß sie mir umstrickte Seel und Leib?
Wie geschah das ihr?
Sie hat doch auch Augen:
Wie kommts? Täuschte sie das Licht?
Ich bin doch der Männer Schönster nicht,
Was soll Leugnen taugen?

Hat ihr jemand von mir vorgelogen,
Schau sie mich genau!
Ach, an meiner Schönheit ist betrogen
Arg die liebe Frau.

*) Ganz ähnlich war Goethes Verhältnis zur Frau von Stein, die ihn auch erzog, wie er selbst wiederholt versichert.

Seht, wie steht mein Haupt!
Das ist nicht zu wohl gethan,
Sie betrügt wohl gar ein arger Wahn,
Wenn sie es nicht glaubt.

Tausend Männer wohnen dort bei ihr,
Schöner von Gesicht.
Kunst und Bildung ward ein wenig mir,
Schönheit mir gebricht.
Ist die Kunst nur klein,
Teil ich sie mit andern doch,
Und ich hoffe, daß es künftig noch
Immer wird so sein.

Wenn sie Kunst für Schönheit nehmen will,
Daran thut sie gut.
Freudig trag ich alles dann und still,
Was sie mir auch thut.
So will ich mich neigen
Und ihr dienen, wie ich kann.
Keiner schwarzen Künste braucht' es dann,
Ich bin doch ihr eigen.

Wißt ihr, wie das Zaubermittel heißt,
Das die Macht ihr leiht:
Das ist Weibes Schönheit, Ehre, Geist,
Dazu Heiterkeit.
Niemand denk im Herzen,
Sie wüßte böse Zauberein:
Nur ihr reizend Wesen ganz allein
Schafft mir Wonn' und Schmerzen."

Walther verherrlicht in seinen Liedern aber nicht nur seiner Geliebten Schönheit und Tugend, sondern er preist das ganze weibliche Geschlecht. Das Weib ist ihm das Reinste und Edelste, was es auf Erden giebt, und in ihm sieht er die Hüterin der Sitte und die Spenderin aller Freude. „Was hat die Welt Erfreuenderes zu geben als ein Weib?" singt er einmal, „was erhöht mehr die Lust am Leben als ihre herrliche Erscheinung? Ich weiß nichts, was mehr Freude geben könnte, als wo ein Weib dem Manne in herzlicher und aufrichtiger Neigung ergeben ist, dessen Leben

ihren Ruhm erhöht. Da ist volle Zuversicht mit Freude gemischt: nichts hat die Welt, was das überträfe.“ Und ein andermal sagt er: „Wer heimlich von Sorge und Leid bedrückt wird, der denke an gute Frauen und an sonnige Tage, so wird er erlöst. Dieser Gedanke gab mir immer neuen Mut.“ Einmal giebt er einem jungen Manne Unterweisung in der rechten Weise zu leben. „Junger Mann“, sagt er bei dieser Gelegenheit, „sei heiter und froh um der reinen, edelgesinnten Frauen willen. Freue dich deines Leibes und genieße dein Gut, vergiß aber dabei nicht deinem jungen Leben den rechten Wert zu geben: Ganze Freude wird dir nicht zu teil, wenn man den veredelnden Einfluß der Frauen nicht an dir spürt. Der hat nur geringe Freude, dem sie nicht durch gute Frauen, überall und in allen Verhältnissen und zugleich in rechtem Maße, übermittelt wird. Das bedenke wohl, junger Mann, und suche dir etwas Herzliebes zu erwerben: davon hast du Gewinn. Wenn du die Erwählte dann aber in Wirklichkeit auch nicht erringen solltest, so wirst du doch trotzdem immer höheren Wert gewinnen. Daß deine Freude nicht zu Grunde geht, das kommt alles von deiner Herzensherrin. Du wirst so heiter, daß du den andern wohl behagest, wie sie sich auch gegen dich verhalte. Sollte es dir aber gelingen, die Gunst eines guten Weibes zu erwerben: hei, was dir dann für Freude erblüht: Herzen, Kosen und lieblich Umfangen, wie es mir leider nie zu teil geworden ist. Doch hoffe ich es noch zu erwerben, und das macht mich froh.“

Von den beiden Namen Weib und Frau giebt Walther dem ersteren den Vorzug: „Weib muß immer der schönste und höchste Name sein, den man dem Weibe geben kann, und ehret mehr als der Name Frau, soweit ich das verstehe. Wenn nun irgend eine ist, die sich des Namens Weib schäme, die höre genau auf diesen Sang und wähle danach. Unter den Frauen giebts Unweiber, welchen der Name Weib gar nicht gebührt, unter denen, welche

den Namen Weib tragen, verdient ihn jede. Weibes Name und Weibes Erscheinung, die sind beide gar traulich und angenehm. Wie es jedoch auch um alle Frauen stehen möge, soviel ist gewiß: der Name Weib umfaßt auch alle Frauen mit. Zweifelhaftes Lob erniedrigt, und das thut zuweilen der Name Frau: Weib dagegen ist ein Name, der für alle ein hoher Schmuck ist." In dem Namen Weib sieht hier Walther alle natürlichen Gaben, alle körperlichen und geistigen Vorzüge des weiblichen Geschlechtes zusammengefaßt, während ihm der Name Frau nur eine Benennung nach dem Stande und nach dem zufälligen Vorrang der Geburt ist. Aus diesem Grunde stellt er, im Gegensatz zu der allgemeinen Anschauung der damaligen Zeit, den Namen Weib am höchsten. Zugleich wendet sich damit Walther gegen die Modeminne, wie sie aus Frankreich nach Deutschland herübergekommen war. Diese Modeminne wurde getragen von dem Namen Frau. Die höfische Minne, meint Walther, verdirbt oft die echte Weiblichkeit. Daher sollte das höchste Ideal der Frauen sein, ein echtes, wahres Weib, geschmückt mit allen Tugenden edler Weiblichkeit, zu heißen, nicht aber, eine höfische Dame zu werden. Dabei nimmt Walther die Waffen, mit denen er kämpft, aus dem deutschen Sprachgefühl. So ist der Dichter zugleich ein Sprachdenker, und die Sprache ist ihm seine ideale Welt.

Einen besonders großartigen Zug erhält aber Walthers Minnedichtung noch dadurch, daß er das Liebesleben seines Herzens mit andern hohen Dingen in Verbindung setzt. So in dem folgenden kurzen, aber trefflichen Liede:

„Vor der Welt wohl niemand kann
Benehmen froher sich als ich.
Greift euch Liebeskummer an,
So schein' ich froh und tröste mich.
Also hab ich oft schon mich betrogen
Der Leute wegen Freude oft gelogen;
Das Lügen war untadelig.

Mancher schaut mir ins Gesicht
Und wähnt, ich sei von Herzen froh.
Hohe Freude hab ich nicht,
Die wird mir nimmer, außer so:
Werden deutsche Leute wieder gut
Und tröstet sie mich, die mir Übles thut,
So wird mein Herz auch wieder froh."

Hier knüpft Walthers große, reine Seele an das Geschick des inneren Lebens seiner Nation seine eigne Freude und sein eignes Glück an. Das Ganze ist eine in feinster Form ausgesprochene sittliche Mahnung.

In besonders schöner Weise gelingt ihm diese Verbindung des Minnelebens mit dem Leben des Volkes in seinem berühmten Liede zum Preise deutscher Zucht und deutscher Frauen:

„Ihr sollt sprechen: Sei willkommen!
Der euch Neues bringet, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist eitel nichts; nun fraget mich!
Wenn ihr Dank gewähret
Und mein Lohn wird gut,
Sag ich leicht euch manches, was gar wohl euch thut.
Seht nun zu, wie ihr mich ehret!

Deutschen Frauen will ich sagen
Solche Kunde, daß sie aller Welt
Um so besser soll'n behagen:
Doch das thu' ich nicht um Gut und Geld.
Denn die Holden, Süßen,
Sie sind mir zu hehr:
So bin höflich ich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab ich viel gesehen,
Nach den Besten schaute aus mein Sinn:
Übel müsse mir geschehen,
Käme jemals noch mein Herz dahin,
Daß ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte.
Nun was hülf' es mir, wenn ich für Falsches stritte?
Deutsche Zucht steht über allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an das Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
Dir mir wurden in der Welt bekannt.
Weiß ich recht zu schauen
Schönen Geist und Leib,
Nun, bei Gott! so schwör' ich wohl, daß hier ein Weib
Besser ist als andre Frauen.

Deutsche Männer wohlgezogen,
Deutsche Frauen recht wie Engel sind.
Wer sie schilt, der ist betrogen:
Thorheit, mein' ich, spricht er in den Wind.
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht zugleich,
Der komm' her in unser Land so wonnereich.
Lebt' ich lange noch darinne."

Schöner hat nie ein Dichter deutsche Sitte und deutsche Frauen besungen. Mit Recht konnte Walther später, im Kampfe gegen seine Neider und Verleumder, auf dieses Lied hinweisen mit den stolzen Worten: „Sprach jemals einer besser von dem deutschen Weib, wie ich?"

Das Lied steht zugleich auf der Grenzlinie zwischen Walthers Liebesgesängen und seinen politischen Dichtungen. Mit welcher Vollendung Walther auch das Liebeslied zu behandeln weiß, so füllt doch das Minnewesen seine Seele nicht aus. Er wendet vielmehr auch den hohen und wichtigen Fragen der Zeit die lebendigste Teilnahme zu und verfolgt genau den Gang der politischen Ereignisse. Aber er steht nicht als bloßer Zuschauer von fern, sondern er greift kühn selbst mit hinein in das politische Getriebe. In jener Zeit, wo es noch keine Tagesblätter und Zeitungen gab, waren die Träger derjenigen Macht, welche gegenwärtig in der Presse sich darstellt, die Dichter; sie waren der Mund, durch den die Meinung des Volkes zum Ausdruck kam, sie waren es zugleich wiederum, welche die öffentliche Meinung bestimmten. Daraus wird es erklärlich, daß ein Dichter von dem Ansehen Walthers eine Macht in sich ver-

körperte, die Könige und Kaiser um seine Gunst werben ließ. Und wahrhaft erhebend für jedes deutsche Gemüt ist es, zu sehen, wie Walther, ein wahrer Dichterkönig, in seiner Gesinnung weder durch die Gnade, noch durch die Ungnade der Fürsten zu bestechen ist, wie er Lob und Tadel, Freundschaft und Feindschaft einzig und allein nach seiner Überzeugung austeilt. Niemals ist seine Meinung schwankend und unsicher; er hält unerschütterlich fest an dem, was er einmal für das Rechte und Gute erkannt hat. Das Gezänk der Parteien beirrt ihn nicht; er steht hoch über denselben, und sein ganzes Denken und Handeln wird bestimmt durch eine alte, wunderbar große Idee. Diese Idee ist der Glaube, daß das deutsche Volk und seine Herrscher berufen seien, einen weltumspannenden Gottesstaat zu schaffen, in welchem bei ewigem Frieden die Menschheit ungestört und ungehindert ihrer Vollendung entgegengeführt werden könne, mit anderen Worten: der Glaube an ein weltbeherrschendes, deutsches Kaisertum. Für diese Idee kämpft und ringt er, dieser Idee ist er bis zum Tode unabwendbar treu geblieben. Daher sehen wir Walther bald bei diesem, bald bei jenem Herrscher, je nachdem ihm der eine oder der andere als Träger dieser Idee erscheint: bei Philipp von Schwaben, bei Otto IV. von Braunschweig, bei Friedrich II. Mit einer Wahrheit und Geradheit ohnegleichen spricht er seine Meinung aus; er scheut sich nicht, offen und unumwunden selbst die Politik des Kaisers zu tadeln, wo er sie für falsch hält.

Die Form, deren er sich zu seiner politischen Dichtung bedient, ist der Spruch. Die Spruchform war volksmäßig; bei einem fahrenden Sänger des Volkes, bei Spervogel, findet sie sich bereits. Walther zuerst hatte den Mut, diese volksmäßige Form bei Hofe anzuwenden und den höchsten Dingen dienstbar zu machen. Es trug nicht wenig zu der mächtigen Wirkung bei, welche seine politische Dichtung auf das gesamte Volk übte, daß er gerade diese

dem Leben des Volkes unmittelbar entsprungene und beim Volke ungemein beliebte Form für dieselbe wählte. Er hat diese Form hoffähig gemacht, und viele Minnesinger folgten seinem Beispiele.

Als Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1197 gestorben war, brach wie immer, wenn ein Kind der Thronerbe war, Zwietracht und traurige Verwirrung aller Verhältnisse über Deutschland herein. Heinrichs Sohn, der nachmalige Kaiser Friedrich II., war erst drei Jahre alt. Der Papst Innocenz III., ein junger, willensstarker Mann von siebenunddreißig Jahren, nicht ein lebensmüder Greis, wie sie sonst oft den päpstlichen Stuhl innehatten, erkannte die Wahl Friedrichs zum deutschen König nicht an. Da entbrannte in Deutschland aufs neue mit Leidenschaft der Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen; die ersteren suchten Otto IV. von Braunschweig auf den Thron zu bringen, die letzteren Philipp von Schwaben, den jüngsten Sohn Friedrich Barbarossas. Namenloses Elend brach infolge dieser inneren Streitigkeiten über Deutschland herein, und der Schmerz über die traurige Lage seines Vaterlandes ergriff Walther so, daß er in ernsten Klagetönen sich eindringlich an das deutsche Volk wendete, um es zur Rückkehr zu Gesetz und Ordnung zu ermahnen. Diese Mahnsprüche sind seine ersten politischen Dichtungen. In dem ersten derselben, welcher in das Jahr 1198 fällt, klagt er:

„Ich saß auf einem Steine
Und deckte Bein mit Beine,
Darauf setzt' ich den Ellenbogen;
Ich hatte meine Hand gebogen
Sanft hin um Kinn und Wange.
Da dacht' ich sorgend bange,
Wie in der Welt man sollte leben.
Doch keinen Rat wußt' ich zu geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Ehre und irdisch Gut sind zwei,
Die thun sich Schaden mancherlei;

Und Gottes Huld das dritte heißt,
Die man mit Recht am höchsten preist.
Die hätt' ich gern in einem Schrein,
Doch leider kann das nimmer sein,
Daß kämen Gut und Ehre
Und Gottes Huld, die hehre,
Zusammen in ein Herz hinein.
Kein Weg und Steg ist für sie rein:
Untreue liegt im Hinterhalt,
Und auf der Straße fährt Gewalt,
Und Fried' und Recht sind völlig wund:
Es fehlt den dreien das Geleit, wenn nicht die zwei erst sind gesund."

Die Maler der Weingartner und Pariser Handschrift haben Walther in der in diesem Gedichte angegebenen Stellung eines in Nachdenken Verlorenen, mit übergeschlagenem Bein auf einem Stein sitzend, das Haupt auf die untergestützte Hand lehnend, dargestellt. Für viele seiner Gedichte ist in der That diese sinnende Stellung ein bezeichnendes Sinnbild. Walther trägt auf diesen Bildern aber auch ein Schwert, das Zeichen der ritterlichen Würde, und für eine große Zahl seiner politischen Sprüche würde es ein ebenso bezeichnendes Sinnbild sein, wenn der Dichter dargestellt wäre, wie er das blitzende Schwert schwingt. Während er in dem angeführten Spruche in Form einer Vision Umschau über die politische Lage des Vaterlandes hält, spricht er in dem folgenden schon kühner in die Ereignisse hinein. Er stellt sich in demselben auf die Seite des Staufers Philipp, auf den er die Begeisterung, welche er am Hofe zu Wien für Friedrich Barbarossa eingesogen hatte, übertrug:

„Ich hört' des Wassers Stimmen
Und sah die Fische schwimmen.
Ich sah, was alles in der Welt,
Laub, Rohr und Gras und Wald und Feld;
Was kriechet und was flieget
Und Bein zur Erde bieget,
Das sah' ich, und ich sag' euch das:
Keins davon lebet ohne Haß.

Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
Und auch die Vögel haben Streit.
In einem doch herrscht Einigkeit:
Sie deuchten sich vernichtet,
Wenn sie kein König richtet.
Sie schaffen sich Gericht und Recht,
Sie scheiden sich nach Herr und Knecht.
Weh euch, ihr deutschen Lande,
Wie steht ihr so in Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und ihr der Ehre seid beraubt!
Kehr um! zu mächtig thronen
Der Einzelfürsten Kronen.
Die armen Könige drängen dich:*)
Herrn Philipp setz' den Waisen**) auf und heiß zurück sie stellen sich."

Des Dichters Wunsch ging in Erfüllung, Philipp wurde in der That am 8. September des Jahres 1198 zu Mainz gekrönt. Jubelnd besingt Walther dieses Ereignis und preist dabei zugleich die herrliche Gestalt des jungen Königs, dem die Krone Kaiser Karls so herrlich stehe, als habe sie der längst verstorbene Goldschmied eigens für ihn hergestellt:

„Die Krone älter als der König Philipp ist,
Da mögt ihr alle schau'n ein Wunder wohl zur Frist,
Wie sie der Schmied so passend ihm gestaltet.
Sein kaiserliches Haupt, das ziemt ihr also wohl,
Daß keiner je mit Recht die beiden scheiden soll;
Und eins des andern Glanz noch mehr entfaltet.
Sie lachen beid' einander an,
Das edele Gestein den jungen, süßen Mann:
Die Augenweide gern die Fürsten sehen.
Wer nach dem Reich noch suchend irrt,
Der schaue, wem das Haupt geschmückt vom Waisen wird:
Der muß als Leitstern immer vor ihm stehen."***)

---

*) Philipp war mächtiger und reicher als seine Mitbewerber.

**) Der Waise war der kostbarste Edelstein in der deutschen Kaiserkrone, dem an Wert und Größe sonst keiner gleich kam. Herzog Ernst brachte ihn, der Sage nach, mit aus dem Morgenlande.

***) Der Geschichtschreiber Burkhard von Ursperg bestätigt, was

Als zu Weihnachten des Jahres 1199 Philipp einen glänzenden Hoftag zu Magdeburg hielt, war Walther auch bei diesem Feste zugegen. In einem Spruche, der in demselben Tone gedichtet ist wie der eben angeführte, schildert er den prächtigen Zug zum Dome: „Es ging an dem Tage, da unser Herr geboren ward von einer Jungfrau, die er sich zur Mutter erkoren hatte, zu Magdeburg der König Philipp schön einher. Da schritt eines Kaisers Bruder und eines Kaisers Kind in einer Person, obgleich doch der Namen drei sind*): er trug des Reiches Scepter und die Krone. Er ging langsam, mit gemessenem Schritt, er eilte nicht; ihm glitt mit edlem Anstand eine hochgeborne Königin nach, eine Rose ohne Dorn, eine Taube ohne Galle.**) Feine Zucht war hier im reichsten Maße vertreten. Thüringen und Sachsen dienten da also, daß es den Weisen wohl gefallen mußte.“ Solche Schilderungen von dem Glanz und der Macht des neuen Königs entwarf Walther nicht, um dem Königspaare zu schmeicheln, sondern er wollte dadurch zur Befestigung der neuen Königswürde beitragen und im Volke Begeisterung für den obersten Herrn der deutschen Lande erwecken.

Aber die Krönung Philipps zum Könige hatte die Verwirrung und Unordnung in Deutschland noch nicht be-

---

Walther hier von der Erscheinung Philipps sagt: „Erat Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui quam grossa.“

*) Der Dichter meint: So wie bei Gott drei zugleich eins sind. Philipp war selbst König und war der Sohn des Kaisers Barbarossa und der Bruder Kaiser Heinrichs VI., also der Träger einer dreifachen Würde.

**) Die Gemahlin Philipps hieß Irene und war die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelus. Ihr neuer, abendländischer Name war Maria, daher vergleicht sie Walther hier der heiligen Jungfrau.

seitigt; die Partei der Welfen hielt noch immer an Otto fest, und auch der Papst Innocenz unterstützte Ottos Bestrebungen. Er nährte absichtlich den Zwiespalt, um so Deutschland nach und nach zu zerrütten und zu erniedrigen. Ja, er erkannte sogar im Jahre 1201 Otto IV. als den rechtmäßigen König an und schleuderte gegen Philipp den Bann. Der Erbitterung, welche diese Handlung des Papstes bei den Hohenstaufen hervorrief, gab Walther treffenden Ausdruck in einem Spruche, in dem er sich zum ersten Male gegen den Papst und die ihm blind ergebene Geistlichkeit wendete: „Ich sah mit meinen Augen der Männer und Frauen Geheimnisse; ich hörte und sah alles, was jemand auch that, was jemand sprach. Zu Rom hört' ich lügen und sah, wie zwei Könige betrogen wurden. *) Der größte und ärgste Streit in der Welt, der jemals war oder sein wird, entstand dadurch, daß sich Priester und Laien zu trennen begannen. Das war eine Not, die über alle Not ging: Leib und Seele lagen da tot. Die Priester stritten gewaltig, doch die Zahl der Laien war größer. Infolge davon legten die Priester die Schwerter nieder und griffen wieder zu der Stola (zu ihrer geistlichen Gewalt); sie belegten mit dem Bann, wen sie wollten, aber nicht, wen sie sollten. Kirchen und Klöster wurden zerstört. Fern in einer Klause hörte ich jemand sich entsetzlich unglücklich gebärden; ein Klausner weinte dort, er klagte Gott sein Leid: O weh, der Papst ist zu jung, hilf, Herr, deiner Christenheit!“

Auf den Zwiespalt zwischen geistlicher und weltlicher Macht führt hier der Dichter alles Unheil zurück, das über Deutschland gekommen war. Er denkt dabei zunächst an den Streit zwischen Otto und Philipp, der zugleich ein Kampf zwischen den geistlichen Fürsten, die auf Ottos

*) Die beiden Könige sind Philipp und der junge Friedrich, der Sohn Kaiser Heinrichs VI.

Seite standen, und den weltlichen war, die für Philipp eintraten. Aber er hat nicht bloß diese einzelne Erscheinung des Zwiespaltes zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Sinne, sondern er will überhaupt auf den Riß hinweisen, der durch ganz Deutschland ging, seit dem Augenblicke, in welchem Rom in die deutschen Angelegenheiten geistlicher und weltlicher Art hineinzusprechen begann. Er erkennt voll und ganz, daß seit dieser Einmischung Roms die Verwirrung in Deutschland begann, und daß immer neues Unheil von da in die deutschen Lande herüberfließen werde, so lange auch nur ein einziger Geistlicher in Deutschland der Stimme Roms sein Ohr leihe. Und wenn er ausruft: „O weh, der Papst ist zu jung!“, so denkt er nicht bloß an die siebenunddreißig Jahre Innocenz III., sondern er will damit zugleich sagen, daß zur Leitung der Geisteswelt eigentlich einer gehöre, der mehr als Mensch sei; im Grunde sei jeder Mensch zu unerfahren und schwach (zu jung) dazu. In feinster Weise spricht er so den Vorwurf aus, daß der Anspruch des Papstes, der Verwalter des Geistes auf Erden zu sein, eine Anmaßung sei. Schön und echt poetisch ist dabei zugleich, daß der Dichter seine Rede auf einen überträgt, der ganz unbefangen über den Parteien steht, auf einen Klausner, der fernab vom Getriebe der Welt lebt und der bei dem, was er sagt, keinerlei Parteizwecke im Auge haben kann. Zugleich liegt in dieser Einführung des Klausners*) eine gewaltige Steigerung. Wenn ein Klausner in solcher Weise von dem Jammer, der in Deutschland herrscht, ergriffen wird, so müssen die

*) Jacob Grimm vermutete in dem Klausner eine historische Persönlichkeit, desgleichen Opel in seiner Schrift: Mîn guoter klôsenaere, Halle 1860. Eine bestimmte Person wird sich aber wohl kaum nachweisen lassen, wenn auch der Klausner — wie es Walthers Art entspricht, der immer an wirkliche Erlebnisse anknüpft — sicher keine reine Erfindung des Dichters ist.

deutschen Zustände die allerschlimmsten sein. Das ist politische Poesie, wie sie großartiger nicht gedacht werden kann.

Der Kampf gegen das Papsttum und seinen unheilbringenden Einfluß auf Deutschland ist recht eigentlich das Programm der politischen Dichtung Walthers, und man könnte seinen politischen Sprüchen des Dichters eignes, mächtiges Wort als Motto voraussetzen: „Die Pfaffen wollen der Laien Recht verkehren!“ ein Motto, das für ganze Jahrhunderte deutscher Geschichte gilt. Immer steht Walther auf der Seite des deutschen Kaisertums, er steht bei Philipp bis zu dessen Ermordung (1208), er tritt selbst Otto zur Seite, als dieser sich mit dem Papst wegen der mathildischen Güter entzweit hatte, er unterstützt vor allen Dingen späterhin Friedrich II., seinen geliebten und gnädigen Herrn, im Kampfe gegen römische Gewaltthätigkeit. Ihn erfüllt ganz der stolze, edle Geist der Hohenstaufen, und seine Gedichte sind der getreueste Spiegel dieses Geistes.

Um dieselbe Zeit, in welche der eben angeführte Spruch fällt, wendete sich Walther noch mit einem andern Spruche gegen den Papst und seine Einmischung in die Königswahl. „König Constantin,“ sagt er, „der gab so viel, wie ich es euch deutlich berichten will, dem Stuhl zu Rom: Speer, Kreuz und Krone.*) Sogleich schrie laut ein Engel: ‚Wehe, wehe, dreimal wehe! Vordem stand die Christenheit in edler Zucht so schön; auf die ist nun ein Gift gefallen, ihr Honig ist zu bittrer Galle geworden. Daraus wird der Welt viel Jammer erwachsen.‘ Nun leben alle Fürsten in Ehren, nur der höchste, der deutsche König, ist entwertet. Daran trägt die Wahl der Pfaffen die Schuld. Das sei dir, Gott im Himmel, geklagt. Die Pfaffen wollen der Laien Recht verkehren: der Engel hat die Wahrheit gesprochen.“

Unter Papst Innocenz wucherten Ablaßhandel, Simonie

*) Die drei Reliquien aus der Leidenszeit Christi, drei Zeichen demütigen Duldens, welche die Kirche in Symbole der Herrschaft umwandelte.

und andere Mißbräuche in furchtbarster Weise, und Deutschland hatte schwer darunter zu leiden. Der Verfall der Kirche und der Religiosität in Deutschland war wesentlich mit herbeigeführt worden durch den schlimmen Einfluß und das böse Beispiel Roms. Wiederholt ermahnt Walther daher die deutsche Geistlichkeit, sich den päpstlichen Verführungskünsten entgegenzustellen. „Ihr Bischöfe und ihr edlen Pfaffen*)," redet er die deutschen Geistlichen an, „ihr seid irre geführt. Seht, wie euch der Papst mit des Teufels Netzen umstrickt! Wenn ihr uns entgegenhaltet, er habe Sankt Peters Schlüssel, so sagt, warum er denn dessen Lehre aus der Schrift tilgt? Daß man die heiligen Sakramente und alle göttlichen Gaben verkaufe, das ward uns verboten bei Verlust unseres Christennamens. Aus seinem Zauberbuche, das ihm der Teufel gegeben hat, mag er solche Lehre nehmen und aus ihm auch das Rohr, mit dem er seiner römischen Kirche ein Dach bereitet. Ihr römischen Cardinäle, ihr wißt eure Kirche vortrefflich zu decken. Unser deutscher Hochaltar steht ohne Schutz unter einer schlimmen Traufe." Und noch dringender, noch mächtiger und kühner, auf die ganze furchtbare Gefahr für Religion und Christenheit nachdrücklich hinweisend, ruft er aus:

„Der Stuhl zu Rom ist nun erst völlig wohl versehen,
Wie es durch den Zaubrer Gerbert früher ist geschehen.
Doch gab zur Hölle dieser nur sein eignes Leben,**)
Sich und die Christenheit will jener***) nun zur Hölle geben.
Zum Himmel schreit, ihr Zungen all', er soll ihn strafen,
Und fraget Gott, wie lang' er wolle schlafen?
Sie hintertreiben hier sein Werk und fälschen auch sein Wort:
Sein Kämmerer, der stiehlt ihm seinen Gnadenhort.
Sein Mittler raubet hier und mordet dort,
Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen."

---

*) Das Wort Pfaffe hatte damals noch keinerlei üble Nebenbedeutung.

**) Der Papst Sylvester II., vorher Gerbert genannt, galt als ein Schwarzkünstler und wurde der Sage nach vom Teufel geholt.

***) Innocenz.

In einem andern Spruche tadelt er bitter das böse Beispiel, welches der Papst gebe: „Wir klagen alle und wissen doch nicht, was uns in Unglück und Elend bringet, daß nämlich der Papst, unser Vater, uns also irreführt. Geht er uns denn aber nicht gar väterlich voran, und kommen wir, wie gute Kinder, auch nur einen Fuß breit aus seiner Spur? Nun merke, Welt, was mir dabei mißfällt: Ist er habsüchtig, so sind es mit ihm alle, lügt er, so lügen alle mit ihm seine Lügen, und trügt er, so trügen mit ihm alle seinen Trug. Nun gebt acht, wer mir das verdreht, auf diese Weise verrät sich der neue Judas mit dem alten.“ Von dem Papste, als dem Führer der Geistlichen, geht das Übel auf die Geistlichen über, und Walther bekämpft ebenso, wie das böse Vorbild des Papstes, das böse Beispiel, welches die Geistlichen jener Zeit ihren Gemeinden gaben:

„Welch Menschenherz sich jetzt vom Glauben nicht abkehret,
Da den Unglauben dort in Rom der Papst nun selber mehret,
In dem wohnt Gottes Liebe und ein sel'ger Geist.
Nun sehet, was der Priester Werk und ihre Lehre heißt.
Vordem war ihre Lehre samt den Werken reine;
Jetzt stehen anders beide im Vereine:
Wir seh'n sie Schlechtes thun und hören sie auch Schlechtes sagen,
Sie, die voran uns sollten gutes Vorbild tragen.
Wir Laien müssen darob ganz verzagen:
Ich wähne, daß mein Klausner wieder heftig klag' und weine.“

Noch schärfer wendet sich Walther gegen das schlimme Leben der Geistlichen jener Zeit in folgendem Spruche: „Noch nie lebte die Christenheit so ganz aufs Ungewisse hin; denn ihre Lehrer sind aller guten Gesinnung bar. Das wäre zu stark, selbst wenn ein einfacher Laie so handelte. Sie sündigen ohne Furcht; darum ist ihnen Gott feind. Uns weisen sie zum Himmel, und sie fahren zur Hölle. Sie sagen, wer nur immer ihren Worten folgen wolle und nicht ihren Werken, der sei ohne Zweifel im Jenseits gerettet. Die Priester sollten keuscher als die Laien sein: Wo steht

das geschrieben, daß sich so mancher von ihnen eifrig bemüht, wie er ein schönes Weib zu Falle bringe?“ Walthers starker Wahrheitssinn kann einen Widerspruch in Worten und Werken nicht ertragen; sein ganzes Inneres lehnt sich dagegen auf.

Im Jahre 1213 ließ Papst Innocenz, um angeblich Geld für neue Kreuzzüge zu gewinnen, einen Opferstock in allen Kirchen aufstellen, in welchen jeder Christ seinen Beitrag legen sollte. Walther sah darin nur eine neue Äußerung welscher Habsucht und sprach seinen Zorn über diese Maßregel in den folgenden beiden Sprüchen aus:

„Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Daß ihr ihn reich macht und uns Deutsche arm nur macht und pfändet?
Kommt ihm mit Geld gefüllt das Maß zum Lateran,
So thut er einen argen Streich, wie früher er gethan:
Er sagt, nichts woll' im Reich in Ordnung mehr verharren;
Dann füllt der Stock sich wieder in den Pfarren.
Wohl wenig nur des Silbers kommt zur Hilf' in Gottes Land;
Denn großen Schatz teilt niemals aus der Priester Hand.
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Daß ihr in deutschen Landen Thoren suchen sollt und Narren.“

Ebenso scharf und bitter ist der andere Spruch:

„Ahi! wie christlich doch der Papst uns jetzt verlacht,
Wenn er seinen Welschen sagt, wie er's bei uns gemacht.
Es ziemt ihm wahrlich nicht, was er da redet jetzt;
Er spricht: ‚Ich hab zwei Deutschen eine Krone aufgesetzt,
Daß sie das Reich mit Not und Mord und Brand belasten.
Unterdessen füll' ich meinen Kasten.
Ich trieb an meinen Stock sie hin, ihr Gut wird alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien immer für euch fasten!‘“

Daß Walthers Worte nicht ungehört verhallten, bezeugt uns Thomasin von Zirkläre, ein Anhänger des Papstes und der Welfen, der in seinem „welschen Gast“ von Walther sagt:

„Tausende hat er bethöret,
Daß sie haben überhöret,
Was Gott und der Papst gebot.“

In ähnlicher Weise kämpft Walther bis an seinen Tod für Kaiser und Reich, für deutsche Sitte und deutschen Glauben. Er mahnt den Kaiser, wenn keine Warnung mehr helfe, zum Äußersten zu schreiten. Wenn die im Dienste Roms stehende Geistlichkeit nicht aufhöre, das Reich in Verwirrung zu bringen, so solle er die guten von den schlimmen scheiden oder sie alle mit einander von ihren geistlichen Sitzen treiben. Kirchen- und Klostergüter solle er einziehen, wenn man ihm nicht gehorsam sei. So kämpfte Walther mit echtem deutschen Mannesmut, kühn sein Leben aufs Spiel setzend und den Haß Roms auf sich ladend. Von einer Erneuerung der geistlichen Lehrer der Menschheit, der Hüter des Rechts, der Wahrheit, der Frömmigkeit und des Heiles auf Erden, hoffte er eine sittliche und religiöse und mit dieser eine politische Erneuerung des deutschen Volkes. In diesem Sinne ist sein Kampf aufzufassen. Sein ernster Sinn für wahre und echte Religiosität haßt aufs tiefste alle Lüge und Leichtfertigkeit, wie sie damals von Rom aus in Deutschland Eingang fand. Es ist der echte Dichtergeist, es ist der uralte, deutsche Geist des Protestantismus, der in Walther lebt, derselbe Geist, wie er später Luther beseelte. Nicht sanft und lieblich sind Walthers politische Dichtungen, sie sind scharfkantig, gewaltig, groß, hinreißend; wie ein Sturmwind vernichtend und doch zugleich reinigend brausen sie einher.

Die Unerschrockenheit und Kühnheit, mit der Walther in diesem Kampfe auftritt, zeigt, wie tief er von dem Glauben an seinen Beruf erfüllt war. Dieser Glaube fällt aber zuletzt zusammen mit dem Glauben an einen, der ihn, den Dichter, mit seiner heiligen Mission betraut habe und ihm seinen Beistand leihen werde, der ruhig und fest die Geschicke der Menschheit leite und dieselbe durch Kampf und

Not hindurch allmählich zu einer höheren Vollendung führe. So ist Walther von ernster und tiefer Religiosität erfüllt, wie es von jeher der deutsche Dichter war, wie es Goethe und Schiller auch waren. Diese Religiosität findet denn auch in seiner Poesie beredten Ausdruck, und der Dichter weltlicher Liebe wird zum Sänger ernster Gottesminne.

Walther ist nicht der erste Laie, der mit seiner Dichterkraft in den Dienst religiöser Fragen tritt und dieselben dem Bedürfnis seiner Zeit entsprechend zu behandeln sucht. Schon längst hatte die Gottesfrage aufgehört, Zunftprivilegium der Kirche zu sein, und wiederholt hatten Laien sich in religiösen Dichtungen versucht. Bereits Spervogel (s. S. 133) hatte unter seinen Sprüchen einige, welche religiöse Fragen behandelten. Fünf dieser Sprüche Spervogels bilden geradezu eine Art geistliches Handbüchlein, durch das der Dichter versucht zu haben scheint, die widerstrebenden Herzen der Germanen für das Christentum zu gewinnen. Christus wird dargestellt als der oberste Lehnsherr: „Er ist gewaltig und stark, der zu Weihnachten geboren ward, das ist der heilige Christ. Ja, es lobt ihn alles, das da ist, nur Lucifer allein nicht. Um seines großen Übermuts willen ward ihm die Hölle zu teil.“ Im zweiten Spruche schildert er den Zustand in der Hölle: „In der Hölle steht es sehr schlimm. Wer da Heimat hat: die Sonne scheint nie so hell (daß sie bis in die Hölle schiene), der Mond hilft ihm nicht, noch der lichte Stern. Alles quält ihn, da wär er gar zu gerne im Himmel.“ Im Himmel freilich sieht es ganz anders aus: „Ei, was steht da im Himmel für eine Burg,“ sagt er im dritten Spruche, „ein goldner Weg führt hin. Die Säulen sind von Marmor, und unser Herr ziert sie mit edlem Gestein. Da kommt niemand hinein, wenn er nicht von allen Sünden rein ist.“ Der vierte Spruch zeigt, wie denn jemand in jene herrliche Burg gelangen könne: „Wer gern zur Kirche geht und ohne Haß und Neid da steht, der kann fröhlich leben. Dem wird zuletzt der Engel der Ge-

meinschaft verliehen. Wohl ihm, daß er geboren ward: im Himmel ist das Leben so herrlich rein." Der fünfte Spruch schildert die Mächte, welche den Menschen vom Weg zum Himmel abbringen wollen: „Ich habe leider lange einem Manne gedient, der in der Hölle herum geht. Alles, was ich nicht recht gethan habe, schätzt er ab und merkt es an. Sein Lohn ist böse. Hilf mir, heiliger Geist, daß ich aus seiner Gefangenschaft befreit werde." Mit warm sinnlichem Ausdruck knüpft Spervogel hier an die Gedanken der alten Germanen an und verbindet geschickt mit denselben die christlichen Anschauungen. Noch drei geistliche Strophen, die wie ein Nachtrag zu diesen fünf erscheinen, hat dieser Volkssänger verfaßt: „Christ gab sich in Marter und qualvolle Leiden und ließ sich in ein Grab legen. Das that er durch seine Gottheit: damit erlöste er die Christenheit von der heißen Hölle. Er thut das niemals wieder: das bedenke, wer irgend Lust hat, zwingen will ich niemand. An dem österlichen Tage erstand Christ aus dem Grabe. Er trat hervor als König aller Kaiser und als Vater aller Waisen, die Menschen, die seine eignen Geschöpfe waren, erlöste er. Sein Glanz schien bis in die Hölle, auch denen, die dort seine Kinder waren, kam er zum Troste." Nachdem er so ausgesprochen, wie nicht bloß Himmel und Erde, sondern auch die Hölle Gott unterthan sei, preist er halb heidnisch, halb christlich in altem Rätseltone Gottes Macht: „Wurzel des Waldes und Erz des Goldes und alles, was im Abgrund ist, das ist dir, Herr, kund, das steht alles in deiner Hand. Alle himmlischen Heerscharen könnten dein Lob nicht bis zu seinem letzten Ende bringen."

Auf diesem Wege, den Spervogel betreten hatte, ging Walther weiter. Nicht etwa im Alter erst, wie man wohl gemeint hat, beschäftigte sich Walther mit religiösen Fragen; das ist nicht die Art des echten Dichters. Der Dichter wendet sich vielmehr in jedem Lebensalter gern den höchsten Menschenfragen zu. So sehen wir auch Walther mitten in

seinem rastlosen Wanderleben hie und da plötzlich einmal von Lenz und Liebe hinweg zu Gott empor schauen. Ein von wahrhaft kindlicher Frömmigkeit erfülltes Gebet, ein herrlicher Morgen- und Reisesegen, ist der folgende Spruch:

„Gesegnet mög' ich heut aufstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohin ich im Land mich kehre.
Herr Christ, laß an mir sichtbar sein
Die große Kraft der Güte dein
Und leite mich zu deiner Mutter Ehre.
Wie ihr der Engel half manchen Tag
Und dir, der in der Krippe lag,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Demütig vor dem Esel und dem Rinde,
Obgleich mit segensreicher Hut
Beschirmte sie und dich so gut
Josef in eurem Aufenthalt:
So hüt' auch mein, daß an mir wirksam finde
Man deine göttliche Gewalt!" *)

Walthers Religiosität besteht nun allerdings nicht, wie bei so vielen Menschen, in einem äußerlichen Nachsprechen eines Bekenntnisses, sondern er durchdenkt mit seinem Geiste die Religionswahrheiten und gelangt dadurch zu einer selbständigen Auffassung derselben, die sich zuweilen bis zum Zweifel erhebt. Seine Religiosität ist von einer für jene Zeit bewundernswürdigen Wahrheit, Freiheit und Stärke. Das äußerliche Scheinchristentum weist er mit Entschiedenheit ab. „Wer ohne Furcht, Herr Gott, deine zehn Gebote sprechen will und dieselben bricht, das ist nicht die echte und rechte Liebe. Sehr viele nennen dich Vater, die mich doch nicht als Bruder anerkennen: solche haben keine Ahnung von der gewaltigen Bedeutung deiner Gebote." Walther kennt keine Heuchelei oder Verstellung, am allerwenigsten

*) Ganz ähnliches tritt uns in Goethes Jugend, mitten in dem überschäumenden Kraftleben seiner Genieperiode, entgegen.

Gott gegenüber. Seine herrliche Geradheit, auch in religiösen Dingen, tritt schön in folgendem Spruche zu tage:

„O hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich doch von dir beides habe: Wort und Weise,
Weh, wie wag' ich es, so zu freveln unter deinem Reise?
Ich thu' nicht rechte Werk', ich hab' nicht wahre Minne
Zu meinem Nächsten und auch, Herr und Vater, nicht zu dir.
So hold ward ich noch keinem andern je, wie mir.
Herr, Vater und Sohn, dein heilger Geist erleuchte meine Sinne.
Wie sollt' ich den wohl lieben, der mir Übles thut?
Mir muß der immer lieber sein, der mir ist gut.
Vergieb mir anders meine Schuld, mir muß so stehn mein Mut!"

Die bis auf den letzten Grund dringende, nichts verhehlende Wahrheit, mit welcher hier der Dichter seine Gefühle bekennt, verleiht diesem Spruche eine Größe und Gewalt, wie wir sie in anderen religiösen Gedichten jener Zeit auch nicht annähernd finden. Der Dichter erstaunt über sich selbst, daß er so lange Gottes vergessen konnte, der ihm doch seinen Dichtergeist verliehen habe: aber es ist so, und deshalb spricht er es unumwunden aus. Er weiß, daß er Gott und den Nächsten lieben soll, er erschrickt, als er bei genauerer Prüfung erkennt, daß er nur immer sich selbst geliebt habe: aber er spricht es klar und fest aus, er kann die Wahrheit nicht verschweigen. Und indem er sich mit der höchsten Anrede, die möglich ist, an Gott wendet, fleht er um den Beistand seines Geistes: Wenn ihm von da nicht Hülfe kommt, so weiß er nicht, wie es ihm jemals möglich werden soll, seinen Feind zu lieben. Gegen dieses Gebot lehnt sich seine ganze Natur auf und wird sich, das weiß er, immer auflehnen. Hier ruft eine tiefernste Seele in Angst und Beklemmung zu Gott, der allein den Widerspruch zu lösen im stande sei. Von Frivolität, die man wohl in dem Spruche hat finden wollen, ist nicht die leiseste Spur zu entdecken.

Dieselbe Aufrichtigkeit und Wahrheit in Bezug auf

seine religiöse Gesinnung zeigt Walther auch in einem Liede, in welchem er sich an die Engel wendet:

„Der einen Anfang nie gewann
Und der den Anfang machen kann,
Der kann Endloses schaffen, wie das Ende.
Da nun alles tragen seine Hände,
Wer wäre dann des Lobes wohl so wert?
Der sei der erste, den ich preise,
Sein Lob beginne diese Weise:
Selig das Lob, das er begehrt.

Nun loben wir die reine Magd,
Der nie etwas ihr Sohn versagt,
Sie ist die Mutter des, der uns erlöste,
Das ist höchster Trost, der stets uns tröste,
Daß Gott immer ihren Willen thut.
Kommt her, ihr Alten und ihr Jungen,
Es sei Maria Lob gesungen!
Ihr Lob bringt Segen, sie ist gut.

Ich sollt' euch Engel grüßen auch,
Nur daß ich nicht bin gar ein Gauch:*)
Was habt ihr von den Heiden denn zerstöret?
Da euch niemand sieht und niemand höret,
Sagt, was thatet ihr und wollt ihr thun?
Könnt' ich so still wie ihr Gott rächen,
Da würd ich mich nicht lang besprechen!
Ich ließ euch Herren sicher ruhn.

Herr Michael, Herr Gabriel,
Herr Teufelsfeind auch Raphael,
Ihr pflegt der Weisheit, Stärke, Arzenei;
Dazu habt ihr Engelchöre drei,
Die ganz so gehorchen euch, wie Gott.
Wollt ihr mein Lob, so laßt euch raten,
Den Heiden endlich nun zu schaden:
Lobt' ich euch eher, wär's ein Spott!"

Dieses Gedicht ruht auf einem geradezu kindlichen Hintergrunde, der unserer Zeit sehr fern liegt, jenem Zeit-

*) Narr.

alter aber durchaus eigen war. Die Boten der Gottheit standen den Menschen am nächsten, und gegen sie schlug man einen vertraulicheren Ton an, als Gott gegenüber. Es kam vor, daß das Bild eines Heiligen, wenn derselbe einem Gebete nicht Gehör geschenkt hatte, von dem Volke ins Wasser geworfen wurde. Luther, diese ernste, tiefgläubige Seele, verkehrte sogar mit Gott selbst in einer ähnlichen kindlichen Weise. Wenn er erzählt, er habe dem lieben Gott die Ohren gehörig gerieben, oder sein Gebet sei so dringend geworden, daß er dem lieben Gott den Strohsack vor die Thür geworfen habe, so sind das Äußerungen eines wahrhaft kindlich frommen Gemütes. Dieser schöne Kindersinn, den ja Schiller vor allem als Grundzug einer echten Dichter- und Menschenseele geradezu philosophisch erwiesen hat, spricht hier auch aus Walther. Seine höchste Sehnsucht war die Wiedergewinnung des gelobten Landes, und da er nun sah, wie die Bestrebungen der Christen nach dieser Richtung hin vergebliche waren, wandte er sich mit so nachdrücklicher Sprache als möglich an die Engel, um dieselben um jeden Preis zu eifriger Unterstützung der guten Sache zu treiben. Dabei wirkte zugleich der alte Glaube mit, der sich noch bei Klopstock findet, daß der Sänger Gottes auch eine gewisse Wirkung auf den Himmel auszuüben im stande sei.

Auch darin ist Walthers Religiosität echt wahr und deutsch, daß der Grundzug derselben ein lebendiges Gefühl für die Erhabenheit, Unendlichkeit und Unfaßbarkeit Gottes ist. Von jeher erfüllte das deutsche Gemüt eine heilige Scheu vor der Unermeßlichkeit Gottes. Unsere ältesten Vorfahren schon hüteten sich ängstlich, die Gottheit zwischen die engen Wände eines Tempels oder in die beschränkten Formen eines Bildwerkes zu zwängen; auf Bergen und in heiligen Wäldern, im freien Reiche der Natur, wohnten ihre Götter. Eine ähnliche Scheu empfindet Walther, das Wesen Gottes in die unzulänglichen Formen bestimmter Begriffe und Dogmen zu fassen; nachdrücklich

weist er sein Zeitalter auf die Unfaßbarkeit und Unendlichkeit Gottes hin:

„Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit:
Bedächten wir das doch, auf daß wir Müh und Zeit
Nicht so verlören, unfaßbar ist deine Ewigkeit.
Von mir aus weiß ich, wie viel Mühe man auch daran kehret,
So bleibt es ewig unzugänglich doch, zu hoch, zu weit.
Du bist zu groß, du bist zu klein, es bleibt verwehret,
Wenn Tag und Nacht man auch zu fassen dich begehret.
Wer kann das wissen, was nie ward gepredigt, noch gelehret?"*)

Die großartigste der religiösen Dichtungen Walthers, eine wahre Kirchensymphonie, ist sein Leich. In diesem wendet sich Walther mit dringendem Flehen an Gott, daß er die Menschheit von allem Jammer, der über dieselbe namentlich durch Roms und des Papstes Verschulden gekommen sei, befreie. Es ist ein Aufschrei an die höchste Instanz, die allein noch als letzte Zuflucht übrig bleibt, da die unteren Instanzen, Papst und Geistlichkeit, ihrer Pflicht nicht mehr nachkommen. „Gott, von deiner Dreieinigkeit," hebt Walther an, „welche von jeher dein voraussehender Gedanke nach reiflicher Erwägung beschlossen hatte, von der bekennen wir: bei all der Dreiheit ist die Drei eine Einheit, ein hoher, hehrer Gott, dessen von Anbeginn in und durch sich selbst bestehende Herrlichkeit niemals, weder im Raum noch in der Zeit, ein gänzliches Ende hat: der sende uns seine Lehre.**) Uns hat der Höllenfürst gewaltig in die Irre, zu mancher Sünde geführt. Sein Rat und die Begierde unseres schwachen Fleisches, die haben uns dir, Herr, entfrembet. Da nun einmal diese zwei sich gegen dich auflehnen und du über beide Gewalt hast, so thue das zum Ruhme deines Namens und hilf uns, daß wir mit

*) Ganz ähnlich behandelt Goethe die Gottesfrage im Faust.

**) Walthers Gedanke ist: Freilich hat uns Gott schon seine Lehre gesandt und uns den Papst als Verkünder derselben eingesetzt; aber der Papst thut nicht mehr, was er sollte.

dir die Oberhand gewinnen und daß deine Macht uns so nachdrückliche und anhaltende Widerstandskraft gebe, daß dadurch dein Ruhm erhöht, er aber, der uns Sünde lehrt und uns zu sündhafter Begierde anstachelt, mit Schande beladen werde. Seine Kraft sinkt dahin durch deine Kraft. Gepriesen seist du immer dafür und auch die reine, liebliche Jungfrau, durch die uns der Sohn erschienen ist, der ihr als Kind gar wohl gefällt. Jungfrau und Mutter, schaue der Christenheit Not." Mit dieser Wendung geht der Dichter zu einem Preis der Maria über. Zu Grunde liegt der Gedanke, daß, wenn Gott etwa nicht hören wolle, doch seine Mutter das Flehen erhören werde, und ihr, so glaubte man allgemein, versage Gott keine Bitte. Mit der Frauenverehrung des Rittertums war der Marienkultus innig verwandt. Maria war jenem Zeitalter zugleich das idealste Frauenbild, weil sie die beiden Lebensstufen, auf denen die weibliche Natur ihre höchste Vollendung zeigt, in sich vereinigte: sie war Jungfrau und Mutter zugleich. Dem Geschmacke jener Zeit gemäß giebt ihr Walther die überlieferten Schmeichelnamen und Kirchentitel; er erhebt sich in diesem Preis der Maria nicht über den Gedankenkreis seines Zeitalters.

Nachdem er so die Mutter Gottes und ihr Kind gepriesen hat, fährt er fort: „Nun bitten wir die Mutter und auch der Mutter Kind, daß sie, die Reine, und er, der vollkommen Gute, uns schützen mögen; denn ohne sie kann niemand weder hier, noch dort errettet werden. Und bestreitet das jemand, der muß ein Thor sein. Freilich, wie kann dem jemals geholfen werden, der über seine Missethat nicht herzliche Reue empfindet? Denn Gott vergiebt nun einmal keine Sünde, über die nicht Reue empfunden wird bis tief in des Herzens Grund hinab. Uns allen ist das gar wohl bekannt, daß nie eine Seele gesund wird, die durch der Sünde Schwert verwundet ist, es sei denn, daß sie Erlösung finde durch tiefgehende Reue. Nun aber ist

uns die Reue schwer erreichbar, wenn nicht Gott sie uns durch seinen heiligen Geist zu Hilfe sendet. Sein Geist, der Traute, weiß recht wohl harten Herzen wahre Reue und ein reines Leben zu geben; dagegen sollte sich niemand sträuben. Wo er irgend weiß, daß die Reue gern wohnt, da schürt er sie zu glühender Hitze an; ja sogar ein wildes Herz zähmt er so, daß es aus natürlicher Scham alle Sünde unterläßt. Da dem so ist, so sende uns, Vater und Sohn, den rechten Geist herab, daß er mit lieblicher Feuchte dürre Herzen labe. Unnatürlicher und unrechter Dinge ist die ganze Christenheit so voll. Wo das Christentum im Krankenhause liegt, da wird es schlecht behandelt. Der Kranke (das Christentum) hat heftigen Durst nach der Lehre, wie er sie von Rom aus zu erhalten gewohnt war: wenn einer ihm die einschenkte und ihn da tränkte, wie früher, da würde er wieder gesund werden. Was dem Christentum an Leid da zu Rom begegnete, das kam von der Simonie her; nun ist es so ganz ohne Freunde, daß es nicht einmal wagen kann, gerichtliche Klage zu erheben."*) So sieht Walther hier als den Ausgangspunkt alles Unglücks Rom an: das Heiligste und Höchste sei in einen elenden Geldhandel umgeschlagen. Niemand trete männlich und kühn für das Christentum auf. In solcher Not könne nur Gott helfen. Das führt der folgende Gedanke aus: „Der im Entwurfe Christentum und Christenheit (Lehre und Leben) so bestimmte, daß sie sich decken sollten, gleich lang, gleich breit, für Freud und Leid, der wollte auch, daß wir in Christo ein christliches Leben führten. Nachdem Gott uns nun zu einem verbunden hat, so sollen wir uns nicht scheiden.**) Welcher Christ sich zum Christentum bekennt mit Worten und nicht mit Werken, der ist wohl halb ein Heide. Das ist unsre größte Not, wenn Worte und Werke nicht zusammen stimmen. Das

*) Wer eine Klage vor Gericht bringen wollte, der mußte seine Verwandten und Freunde als Eideshelfer mitbringen.

**) In Klerus und Laien.

eine ist ohne das andre tot, nun helfe uns Gott in beiden. Er gebe uns Rat, er muß uns helfen, da er selbst uns doch offenbar als seine Geschöpfe bezeichnet hat.“ Daß Gott das alles zulasse, meint Walther nun im folgenden, das erkläre sich daraus, daß er zornig sei. Daher bittet er weiter: „Nun besänftige du seinen Zorn, Herrin, gnadenreiche, auserkorene Mutter, du Rose ohne Dorn, die du wie Sonnenlicht strahlst. Dich lobt der hohen Engel Schar, doch vermochten sie dein Lob noch nie bis zu seiner letzten Vollendung zu bringen, wieviel du auch gepriesen sein magst von Engelstimmen und Menschenzungen aus allen Ständen im Himmel und auf der Erde.“ Und mächtig, wie die Stimme eines alttestamentlichen Propheten, bricht Walthers Persönlichkeit heraus in den eindringlichen Worten: „Ich mahne dich, Gotteswerte!“ Dann sich wieder als Glied der sündigen Menschheit, nicht mehr und nicht weniger als andere Menschen fühlend, schließt er: „Wir bitten dich um unsrer Schuld willen, daß du uns gnädig seist und deine Bitte vor dem Urquell der Barmherzigkeit erklingen lassest. Dann haben wir die feste Hoffnung, daß die Schuld leicht werde, mit der wir so schwer beladen sind. Hilf uns, daß wir sie abwaschen mit dauernder Reue über unsere Missethat, mit jener Reue, die außer Gott und außer dir niemand zu geben vermag.“

Mit der Verwirrung der religiösen Angelegenheiten, welche in jener Zeit über Deutschland hereinbrach, hing auch der Niedergang des sittlichen Lebens zusammen, der bereits bei Walthers Lebzeiten in Deutschland deutlich fühlbar zu werden anfing. Der Glanz des Rittertums begann allmählich zu erbleichen, und die Jugend fing an, von den ritterlichen Idealen abzufallen. Habsucht und niedrige Genußsucht begann die Seelen des nachwachsenden Geschlechtes zu vergiften; man zog es vor, das Schwert, das früher der Ritter mit treuer Ergebenheit im Dienste Gottes, des Königs und der Frau geführt hatte, zu gewaltthätiger Erwerbung von

Geld und Gut zu benützen. Wie Walther in die religiösen Wirrsale hineinsprach und Abhilfe zu schaffen versuchte, so konnte er auch nicht ruhig dem Niedersturze der Sittlichkeit und der ritterlichen Idealwelt zusehen. Wiederholt beschäftigt sich daher seine Dichtung mit sittlichen Fragen, und eindringlich mahnt er zur Umkehr von dem schlimmen Wege. In einer religiösen und sittlichen Erneuerung des deutschen Volkes sieht er die sicherste Gewähr für dessen politische Größe. Dabei ist aber seine Poesie nie eine rein lehrhafte, wie in der spätern Zeit des Minnesanges, sondern auch hier ist alles, was er sagt, wirklich und tief empfunden, nie bloß gedacht.

Die alte Frage, welcher Wert dem irdischen Gute beizulegen und wie weit es berechtigt sei, nach demselben zu streben, eine der sittlichen Hauptfragen, beantwortet Walther dahin, daß der Mensch Geld und Gut weder übertrieben hochschätzen, noch allzu gering achten solle. Das erstere führe dazu, daß durch Habsucht und niedrige Begierde alle edleren Regungen des Herzens erstickt würden, das letztere dazu, daß der Mensch auch manches höhere Gut nicht zu erlangen vermöge; denn Geld und irdisches Gut seien oft bei dem Streben nach höheren Gütern des Geistes nicht zu unterschätzende Hilfsmittel. Daher solle man mit maßvoller Besonnenheit die rechte Mitte innehalten und weder nach der einen, noch nach der andern Seite vom rechten Wege abirren. Dann werde Geld und Gut eine segensreiche Wirkung üben, und der Mensch, welcher so handle, werde weder hier der Not und Sorge verfallen, wie der Verächter des Gutes, noch dort des ewigen Heiles verlustig gehen, wie der, welcher das Gut abgöttisch verehrte. Diese Anschauungen spricht er wiederholt aus. So sagt er in einem seiner Sprüche:

„In welchem Stand auch, junger Mann,
Du seist, hör meinen Ratschlag an:
Laß ja dir nicht zu weh sein nach dem Gute;

Laß dir's auch nicht gleichgiltig sein!
Und folgest du dem Rate mein,
So sei gewiß, es nützet deinem Mute.
Laß uns genauer das betrachten:
Willst du das Gut zu sehr verachten,
Verschleuderst du's, ist deine Freude tot:
Liebst du's zu sehr, das ist ein schlimm Beginnen,
Du kannst verlieren Heil und Ehre.
Darum so folge meiner Lehre:
Leg auf die Wag' ein rechtes Lot,
Und wäg' genau mit allen deinen Sinnen,
Wie es das rechte Maß gebot."

In einem andern Spruche sagt er: „Wie viele wunderbare Dinge giebt es in der Welt! Wie manche Gabe ist uns von dem beschert, der uns aus nichts gemacht hat! Dem einen giebt er schöne Geistesgaben, dem andern Reichtum, von dem dieser aber oft keinen andern Gewinn hat, als daß er sich mit eben diesem Reichtum erniedrigt. Einen armen Mann mit guten Geistesgaben soll man dem Reichen vorziehen, wenn dieser nicht nach Ehre strebt. Gottes Huld und Ehre sind die Güter, nach denen die Welt zu ringen hat; wer nun sich in ein so enges Bündnis mit dem Gute einläßt, daß er jener beiden verlustig geht, der soll auch hier und dort keinen weiteren Lohn empfangen, er sei für immer mit dem Gute abgefunden, das ihm hier zuteil geworden ist." Zu großer Reichtum und zu große Armut, sagt er ein anderes Mal, löschten die rechte Gesinnung bei vielen aus: der übergroße Reichtum untergrabe die feine Zucht, und die übergroße Armut bedrücke den Geist, so sei keines von beiden für gut zu halten.

Mit nachdrücklichster Entschiedenheit tritt Walther auf gegen die in jenem Zeitalter immer mehr um sich greifende sittliche Entartung, die sich darin kund gab, daß die höchsten Güter des Menschen zu Waren erniedrigt wurden, die jedem feil und käuflich waren. So kämpft er gegen die Feilheit und Bestechlichkeit der Gesinnung, die sich an den Höfen

der Fürsten zeigte, gegen den schmachvollen Handel, welchen Papst und Fürsten mit geistlichen Stellen und Staatsämtern trieben, gegen die Schamlosigkeit der Frauen, welche ihre Gunst um Geld hingaben. Wiederholt ermahnt er Männer und Frauen, ihre Gunst nur nach der Würdigkeit auszuteilen. Kein deutscher Mann solle um schnöden Lohn feil sein, keine deutsche Frau das Höchste und Beste, was sie habe, ihre Liebe, von sich erkaufen lassen. Liebe könne nur um Liebe gegeben werden, und die Frauen sollten nur dem Manne ihre Gunst schenken, der sich selbst dafür gebe. Käuflichkeit entwürdige alle, Männer wie Frauen. Die Habsucht stellt er als die höchste Thorheit hin, ein Narr nur könne dem Geld und Gut den Vorzug vor der rechten Ehre und der Huld Gottes geben. Von heiligem Zorn erfüllt über dieses niedrige und gemeine Jagen nach Geld und Gut, das jede andre Rücksicht beiseite setzte, flucht er dem Gute, als der Quelle alles sittlichen und gesellschaftlichen Verfalles:

„Ich wandert' von der Seine bis zur Mur durchs Land,
Von der Trave bis zum Po ist alles mir bekannt:
Die meisten stürzen auf das Gut sich gierig hin,
Soll ich's auch so erwerben, so geh schlafen, Rittersinn.
Gut nahm immer man, doch galt die Ehre mehr
Als das Gut; nun ist das Gut so hehr,
Daß es gewaltsam vor der Ehre zu den Frauen geht,
Daß ihr's im Rat der Fürsten vornehm sitzen seht.
So weh dir, Gut, wie schlimm das Reich nun steht!
Du bist nicht gut, du hältst es mit der Schande allzusehr!"

Wie mächtig und gewaltig sind Walthers Worte, wie steht er auch hier mit seinen Gedanken mitten im Leben seines Volkes, wie klingt überall die warme Empfindung, der bittere Schmerz, die Verzweiflung an der Zukunft Deutschlands durch! Wie ganz anders weiß Walther ernste, sittliche Fragen zu behandeln, als seine späteren Nachahmer, die in den Ton der dürftigsten und trockensten Lehrhaftigkeit verfielen.

Mit gleicher männlicher Kühnheit, wie jeden andern, ermahnt der Dichter die weltlichen und geistlichen Fürsten und den hohen Adel. „Es träumte,“ zürnt der Sänger, „das ist bereits manches Jahr her, zu Babylon dem König Nebucadnezar, es würde immer schlimmer in den nachfolgenden Reichen. Wenn die, die jetzt schon völlig schlecht sind, noch schlimmere Kinder gewinnen, ja, Herr Gott, wo soll ich dann für diese ein bezeichnendes Bild finden? Der Teufel, käme er mir irgendwo zu Gesicht, wäre mir nicht so verächtlich, wie eines Bösen noch böseres Kind. Von solchem Geschlecht kommt uns weder Heil noch Ehre. Die sich selbst so erniedrigen und mit Bewußtsein und Trotz ihre Bosheit noch steigern: ohne Erben müssen die dahin fahren. Daß etwa die tugendlosen Fürsten und Herren sich noch vermehren, das sollst du, Herr Gott, verhüten!“ Ebenso rügt es Walther scharf, daß Leute von niedriger Gesinnung, die kein Verständnis für politische Fragen hätten, im Rate der Fürsten säßen und ihre Herren bloß zu Lug und Trug verführen wollten. Der guten Ratgeber seien drei: Gemeinwohl, weltliche Ehre und Gottes Huld, die möchte der Kaiser in seinen Rat nehmen; er solle dieselben um keinen Preis durch die drei bösen Räte: Schade, Schande und Sünde verdrängen lassen. Solchen schlimmen Ratgebern wünscht er, daß ihnen ihre ungetreue Zunge erlahmen möge.

Die Heuchelei und Unwahrheit, welche an den Höfen der Fürsten immer mehr und mehr die Aufrichtigkeit und Offenheit, wie sie in früherer Zeit üblich gewesen war, zu verdrängen suchten, geißelt er scharf. „Gott weiß wohl,“ sagt er, „mein Dichterpreis würde immer treu dem Hofe gewidmet sein, wo man auch einmal dem Hofe angemessen handelte mit Gebärden, mit zuverlässiger Rede, mit der That. Mir graut, wenn mich die Lächler anlachen, die Honig auf der Zunge und Galle im Herzen haben. Freundeslachen soll ohne Hinterlist sein, lieblich wie Abendrot, das angenehme Botschaft verkündigt. Nun thue so, wie dein

Lächeln ankündet, oder lache anderswo, nicht mir gegenüber. Wessen Mund mich betrügen will, der behalte sein Lachen für sich: von dem wäre mir ein wahres Nein lieber, als zwei gelogene Ja." Walther hatte selbst unter dieser Unwahrheit, welche in der höfischen Gesellschaft sich geltend zu machen begann, viel zu leiden; sein gerader Sinn und seine Liebe zur Wahrheit ließen ihn wiederholt mit seiner zu heuchlerischem Thun und Treiben hinneigenden Umgebung in Widerspruch geraten. Mancher stellte sich, als ob er ihm freundlich gesinnt sei, der doch eifrig bemüht war, durch Verleumdung und ähnliche Mittel seine Stellung bei Hofe zu erschüttern. Daher grollte Walther oft mit der ganzen höfischen Gesellschaft; dem Hochmut einzelner hochgeborener Glieder des Adelsstandes gegenüber, die auf ihn, den aus dem niederen Dienstadel Hervorgegangenen, herabsahen, wies er mit gerechtem Stolz auf seinen geistigen und sittlichen Wert hin, der ihn eben so hoch stelle, wie andere die Vorzüge ihrer Geburt:

„Ihr werten Männer, reine Frau'n,
Es steht also, daß man mir muß
Mehr Ehre noch und schönern Gruß
Gewähr'n, als sonst es war zu schau'n.
Das seid ihr schuldig mir, ihr wart's noch nie so sehr,
Wollt ihr, so sag' ich euch um was:
Wohl vierzig Jahr hab ich gesungen oder mehr
Von Minne, wie ein Dichter soll.
Wie froh war einst mit andern ich,
Nun aber kann das nicht mehr sein.
Mein Minnesang dien' euch allein,
Und eure Huld belohne mich.

Laßt mich an einem Stabe gehn*)
Und werben so um Würdigkeit
Und unverdrossen Müh und Zeit
Mich opfern, wie ihr's stets gesehn,

*) D. h. setzt den Fall, ich ginge zu Fuß wie der niedersten Sänger einer (im Gegensatz zu den Edlen, welche ritten).

So bin ich, wie gering ich sei, ein Edler doch,
Steh' hoch genug, des bin ich froh.
Und ärgert's Niedrigdenkende, das hebt mich noch,
Der Guten Liebe wird mir kund.
Die inn're Würde ist so gut,
Daß man ihr höchstes Lob soll geben,
Nie gab's ein hofgemäßer Leben,
Als wenn man stets das Rechte thut."

Wir sehen Walther hier in ähnlichen Kämpfen, wie sie Goethe in Weimar mit dem erbgesessenen Hofadel zu bestehen hatte und wie sie dieser Dichter in so herrlicher Weise in seinem Tasso dargestellt hat. Walther war unverheiratet, er fand nicht am Herzen eines geliebten Weibes, nicht in dem beglückenden Kreise der Familie einen stillen Zufluchtsort, wo er sich bergen konnte, wenn ihm der Verkehr in der höfischen Gesellschaft unerträglich wurde. Die Hofgesellschaft, die er von Jugend auf durch seinen Gesang erheitert und belebt hatte, war sein Lebenskreis, seine Welt. Daher kehrte er immer wieder zu ihr zurück, wie zornig er sich auch zuweilen von ihr abgewendet hatte, und versuchte immer aufs neue, einen besseren Geist in ihr zu erwecken. In eigenartiger, traumhafter Ausbildung ist dieser Zorn über die Unverbesserlichkeit der höfischen Gesellschaft, seiner Welt, in der er lebt, in dem folgenden, von tiefem Schmerz durchdrungenen Liede enthalten:

„Es fahre wohl die Seele mein!
Ich hab' erfreuet manchen hier,
Und Weib, wie Mann, sie lauschten mir.
Möcht' ich auf mich bedacht auch sein.
Lobe ich des Leibes Minne, ist's der Seele leid,
Sie sagt, ich lüge und ich tobe;
Die wahre Minne nur sei von Beständigkeit,
Sie weiche aus dem Herzen nie.
Die Minne laß, die trügerisch
Entschwindet, sie ist ohne Wert;
Die du so sehnlich stets begehrt,
Ist nicht bis auf die Gräte Fisch.*)

*) D. h. ist nicht vollkommen echt und ganz.

Ich hatt' ein schönes Bild ersehn:
O weh, daß ich es je gekannt!
Schönheit und Rede ihm entschwand!
Um seinen Liebreiz ist's geschehn.
Dort wohnt ein Wunder drin, weiß nicht, wohin sich's stahl:
Es floh, stumm ward das Bild sofort.
Sein holdes Rosenantlitz ward so kerkerfahl,
Entschwunden war ihm Duft und Schein.
Mein Bild, bin eingekerkert ich
In dir, so laß mich frei also,
Daß wir einander finden froh:
Denn immer wieder such ich dich. *)

Welt, längst erkannt' ich deinen Lohn:
Was du mir giebst, das nimmst du mir,
Wir scheiden alle bloß von dir.
Schäm' dich, thust du mir solchen Hohn.
Ich habe Leib und Seele (das war gar zu viel)
Gewaget tausendmal um dich.
Ruh' ich im Alter jetzt, treibst du mit mir dein Spiel.
Zürn' ich darob, so lachest du.
Nun lache eine Weile noch:
Dein Tag des Jammers wird schon kommen,
Der nimmt dir, was du uns genommen,
Die Hölle brennt dich sicher noch." **)

In einem andern Liede denkt er sich die Welt als ein Wirtshaus, dessen Besitzer der Teufel ist. Er stellt sich dar im Zwiegespräche mit der Welt, er will von ihr Abschied nehmen, die Welt aber sucht ihn wieder auszusöhnen mit der Gesellschaft und wieder für ihre Freuden zu gewinnen. Walther beginnt:

„Frau Welt, ihr sollt dem Wirte sagen,
Daß alles hier bezahlte ich,
Die große Schuld ist abgetragen,
Er tilge von dem Schuldbrief mich.

---

*) Das „Bild“ ist die höfische Gesellschaft, zu der er immer wieder zurückkehren muß.

**) Die Strophen dieses wie des vorhergehenden Liedes weichen dadurch vom gewöhnlichen Bau der Strophe ab, daß der Abgesang (Zeile 5—8) zwischen die beiden Stollen eingeschoben ist.

Ihm schuldig sein, bringt große Sorgen:
Eh' ich ihm lange schuldig wär', ging ich zu einem Juden borgen.
Er schweiget bis auf einen Tag:
Dann fordert er von dem ein Pfand, *) der da zu zahlen nicht vermag.

‚Walther, du zürnest ohne Not,
Du sollst noch bei mir bleiben hier.
Denk', was ich dir für Ehren bot,
Was alles ich gewährte dir,
Wenn du mich herzlich darum batest.
Mir hat nur innig leid gethan, daß du das viel zu selten thatest.
Bedenke dich, du lebst ja gut:
Wenn du jetzt Fehde mir ansagst, so wirst du nimmer wohlgemut.'

Frau Welt, zu viel hab' ich gesogen
Der Freude in mein Herz hinein,
Du hast mich nahezu betrogen,
Recht zärtlich wußtest du zu sein.
Als ich dir ins Gesicht gesehen,
Da warst du wonnig anzuschaun, das muß in Wahrheit ich gestehen.
Doch Schändliches nur sah ich dann,
Als ich von hinten dich erblickt, daß ich dich nimmer loben kann.

‚Da nichts mehr ich bei dir vermag,
So thu doch eins, was ich begehr':
Gedenk an manchen lichten Tag
Und schau nur manchmal nach mir her,
Wenn dir es gar zu einsam ist.'
Wie wundergerne thät' ich das, nur fürcht' ich deine Hinterlist,
Vor der sich niemand kann bewahren.
Gott geb euch, Herrin, gute Nacht: ich will zur Herberge fahren."

In diesem Liede ist nichts zu spüren von dem sonstigen Kampfesmut und der Kampfeslust Walthers; der Verkehr mit der höfischen Gesellschaft war ihm ganz verleidet, eine bittre, düstre Stimmung hatte sich seiner bemächtigt, und voll Wehmut ruft er aus: „Ich will zur Herberge fahren!" Das schmerzlich-innige „Ade, zu guter Nacht!", das später im Volkslied so vielfach ertönt, klingt hier zum ersten Male an. In ähnlicher Stimmung, wie hier Walther, sang

*) Die Seele.

Goethe, bei dem doch sonst auch die göttliche Freude am Leben das Düstere und Schwermütige zurückdrängte: „Warte nur, balde ruhest du auch!"

Mit der Entartung, welche immer mehr in der höfischen Gesellschaft um sich griff, ging ein allmähliches Herabsinken der höfischen Kunst von ihrer idealen Höhe Hand in Hand. Walther stellte sich ebenso entschieden, wie er dem sittlichen Niedergange in den Weg trat, dem Verfalle der Kunst entgegen. Scharf tadelte er die jungen Sänger, welche von der alten, höfischen Kunst abgefallen waren und in ihren kunstlosen Liedern nur dem verderbten Hofgeschmacke schmeichelten. „Eine gewisse Art von Leuten," sagt er, „stört uns; wenn einer uns die fortbrächte, dann könnte ein wohlgezogener Mann wieder Platz bei Hofe finden. Doch die lassen ihn nicht zu Worte kommen; sie haben einen so vorlauten ‚drüzzel', daß es ihm, wenn er auch noch so viel Schönes und Gutes wüßte, gar nichts helfen würde. ‚Ich und ein andrer Thor,' sagen diese Schwätzer und Kläffer, ‚wir wollen ihm in die Ohren schreien, daß niemals ein Mönch auf dem Chore so gewaltig geschrieen hat.' Eines wohlgesitteten Mannes Singen, das soll man freundlich aufnehmen; wenn dagegen des Narren Hohnrede einem beschwerlich wird — doch hier geht mir der Humor aus, ich will lieber schweigen." Einer dieser unverschämten Sänger war vermutlich Herr Wicmann, den Walther in einem kräftigen Spruche mit echt deutscher Grobheit abfertigt; denn Walther konnte, ganz wie Goethe, zuweilen auch recht deutlich mit seinen Gegnern reden, wo es nötig war. Ein andres Mal droht er, er wolle nun auch den Ton trotziger Gewalt in seinem Sange anschlagen; wenn es einmal nicht anders ginge, daß man das Gut der Herren und den Gruß der Frauen in roher Weise erwerben müsse, so könne er auch trotzig fordern, wo er früher in Ehrfurcht gebeten habe. Er habe bisher in einer Weise gesungen, wie es sich bei Hofe zieme; mit dieser Art zu singen sei

er jetzt verdrängt, und kunstlose und rohe Schreier seien der Hofgesellschaft lieber als er. In ähnlicher Weise suchte Walther in vielen Sprüchen und Liedern den Verfall der höfischen Kunst und Sitte zu bekämpfen. Besonders schön bringt er die Klage über den Abfall von dem höfischen Kunstideal in folgendem Liede zum Ausdruck:

„Wehe, wehe, höfisch Singen,
Daß dich ungeschlachte Weisen
Wollen von dem Hofe bringen,
Die uns Ohr und Herz zerreißen!
Daß dein Ansehn so darniederlieget,
Drob ist keiner deiner Freunde froh.
Das muß ja so sein, nun sei's also:
Frau Roheit, ihr habt gesieget!

Wer uns Freude wiederbrächte,
Die da edel wär' und rein:
Wie man rühmend sein gedächte
Bis in künft'ge Zeit hinein.
Das wär' rechter, hofgemäßer Mut,
Wie ich gern ihn möchte um mich sehn.
Frau'n und Herren ziemte es gar schön:
O weh, daß es niemand thut!

Die das rechte Singen stören,
Die sind leider kaum zu zählen,
Mehr sind's, als die gern es hören.
Drum will ich die Lehre wählen:
In der Mühle will ich nicht mit sein,
Wo der Stein so rauschend um sich schwingt
Und das Rad so schlechte Weisen singt,
Wer soll harfen, wo sie schrein?

Wie so frech die Lieder schallen!
Eines macht vor Zorn mich lachen:
Daß sie selbst sich wohlgefallen
Mit so ungeschlachten Sachen.
Die thun wie die Frösch' in einem Teich,
Den ihr Schreien gar so wohl behaget,
Daß die Nachtigall darob verzaget,
Die an Liedern sonst so reich.

Wenn man Roheit schweigen hieße,
Daß sie uns nicht mehr bedränge,
Und sie von den Burgen stieße:
Wie man da von Freude sänge!
Würden große Höfe ihr benommen,
Das wär' völlig nach dem Willen mein:
Bei den Bauern ließ ich sie wohl sein,
Da ist sie auch hergekommen."

So suchte Walthers hohe, reine Seele alles Niedrige und Gemeine aus der höfischen Gesellschaft, wie aus der höfischen Kunst zu verbannen. Unerschütterlich hielt er an seinem Kunstideal fest, und wenn es ihm auch nicht gelang, die verderbenbringende Strömung, welche den Adel und die jungen Dichter mit sich fortriß, ganz aufzuhalten, so rettete er doch für jene Zeit die Würde der Kunst, und mancher folgte seinem leuchtenden Beispiele.

Aber nicht nur den Hof hatte die Sittenverderbnis ergriffen, sie drang allmählich auch in die übrigen Schichten des Volkes ein; denn diese ahmten nach, was sie am Hofe sahen. Und so galt das, was Walther der höfischen Gesellschaft sagte, dem ganzen deutschen Volke. Wie seine Minnelieder und seine politischen Gedichte, so drangen auch seine Sprüche, die zu Sitte und Zucht mahnten, über den höfischen Kreis hinaus und fanden Wiederhall in tausenden von deutschen Herzen. Und Walthers Sprache wurde immer mächtiger und dringender. „So weh dir, Welt," ruft er einmal aus, „wie übel stehst du, was für Dinge treibst du fortwährend, die wahrlich nur mit Widerwillen zu ertragen sind. Du bist nahezu ganz schamlos geworden, und Gott ist mein Zeuge, ich bin dir gram. Welt, du stehst so schandbeladen, daß ich es gar nicht deutsch heraussagen mag. Treue und Wahrheit werden mit Schimpf und Hohn verfolgt, damit hast du dich aller Ehre begeben." Dieselbe Klage, daß Zucht, Ehre, Scham, Treue und Wahrheit aus der Welt immer mehr zu verschwinden anfingen, spricht er wiederholt in nachdrücklichster Weise aus. Nicht eher werde es besser in

der Welt werden, als bis edle Mäßigung, Scham und Treue wieder zurückgekehrt seien. „Zwei Tugenden habe ich“, singt er einmal, „die man ehemals hoch in Ehren hielt: Scham und Treue. Wer die jetzt hat, dem thun sie beide schweren Schaden. Doch mögen sie nur immer schaden! Ich gehöre nicht zu den Neuen: wem ich zugethan bin, dem bin ich’s ganz.“ Ernst und gewaltig ist besonders der Spruch, in welchem er das in Sittenlosigkeit versunkene Geschlecht auf den jüngsten Tag hinweist und eindringlich ermahnt, sich endlich aus dem schlimmen Zustande aufzuraffen:

„Nun wachet! denn uns naht der Tag,
Vor dem in Angst wohl leben mag
Ein jeder, sei er Christ, Jud’ oder Heide.
Viel Zeichen haben wir gesehn,
Wie in der Schrift sie wahrhaft stehn,
Daß bald er kommt der Welt zu bittrem Leide.
Die Sonne hat den Schein verloren,
Verrat hat sich die Welt erkoren,
Verderben droht von allen Seiten.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit uns arg betrüget,
Die uns zum Himmel sollte leiten:
Gewalt steht auf, Recht vor Gericht entschwindet:
Wohl auf! dagegen laßt uns streiten.“

Von dem falschen, tugendlosen Manne entwirft er ein abschreckendes Bild; ein böser Mann mit seinem falschen Lächeln, mit seiner feigen, heimtückischen Bosheit, mit seiner lügnerischen Doppelzüngigkeit, der unter lockender Süße einen giftigen Stachel, hinter wolkenlosem Lachen scharfes Hagelwetter verberge, gleiche einem Ungeheuer, vor dessen Erscheinung sich alle Freude und Lust scheu zurückziehe. Hochfahrenden Sinn, Wankelmütigkeit, Unmäßigkeit im Trinken, Heuchelei, lügnerisches Wesen und andere schlimme Gebrechen der Seele stellt er mit scharfen Worten in ihrer ganzen Verwerflichkeit dar. Dagegen entrollt er diesen düsteren

Sittenschilderungen gegenüber ein herrliches Bild von echter Mannestüchtigkeit. „Mannessinn," sagt er, „soll unerschütterlich sein wie ein Fels und in Bezug auf die Treue gerade und glatt wie ein wohlgearbeiteter Pfeilschaft." Ein anderes Mal singt er: „Wenn man die Frauen lobt, so ist es ganz passend, daß man sie schön heiße; dem Manne jedoch steht es übel, es ist zu süßlich und oft verletzend. Kühn, freigebig und beständig soll er sein, das ist ein Lob, was vollauf genug sagt. Wenn es euch nicht verdrießt, so will ich euch lehren, wie wir loben sollen, daß es nicht zur Unehre gereiche: Ihr müßt in die Leute hineinsehen, wenn ihr rechte Erkenntnis gewinnen wollt: niemand soll nach dem äußern Scheine loben. Gar viele Mohren sind innen voll Tugend: wie weiß sind deren Herzen, wenn einer sie nur umkehren wollte." Als die höchste Mannestugend preist er die Selbstbeherrschung:

„Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget,
Der in stete ernste Zucht sich bringet,
Seine Wildheit bändigt mit Gewalt.
Erborgte Zucht und Scham, die schänden;
Sie mögen kurze Zeit wohl blenden:
Ihr Glanz erlischt nur allzubald."*)

So erhob sich Walther nach allen Seiten hin zu einem wahren Erzieher seines Volkes und stand hoch über der Ver=

---

*) Ähnlich sagt Goethe:

„Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!"

und:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

derbnis seiner Zeit, die tief unter ihm in trübem Strudel sich wälzte. Einem Propheten gleich trat er in sein Jahrhundert und suchte sein Geschlecht mit dem Aufgebot aller Kraft seines Geistes und alles Zaubers seiner Kunst von dem Abgrund zurückzureißen, in den es zu stürzen drohte.

Wie aber jeder Dichter bis zu einem gewissen Grade der Sohn seiner Zeit ist, so war es Walther darin, daß bei ihm alle, auch die höchsten Menschenfragen, im Dienste des nationalen Gedankens standen. Dadurch gab er aber zugleich allen seinen Ideen einen Träger, der tief in den Herzen seiner Zeitgenossen wurzelte, und auf diese Weise wurde seine Poesie allen verständlich. In diesem glücklichen Ergreifen des lebendigen Volksgedankens ruhte zum guten Teile mit seine Dichtergröße. Dem Geiste seiner Zeit entsprach es auch, wenn Walther die Rettung aus aller sittlichen Verderbnis von einem Kreuzzuge hoffte. Das Zeitalter Walthers und Walther mit ihm sehnte sich, des ewigen Kampfes müde, nach einer großen Versöhnung zwischen Papst und Kaiser, zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Gott und Menschheit, und eine solche glaubte man durch einen Kreuzzug herbeizuführen. Daher mahnt Walther wiederholt zur Ausführung der Kreuzfahrt. „O weh," ruft er aus, „wie sehr schwindet Deutschlands Ehre dahin! Wer Geist und Tapferkeit, dazu Silber und Gold hat und dennoch zu seiner Schande hier bleibt (statt an der Kreuzfahrt teilzunehmen), der geht des Soldes vom himmlischen Kaiser verlustig. Weder Engel, noch Frauen sind ihm hold, er ist ein armer, bedauernswerter Mann vor der Welt und vor Gott! O weh, es kommt ein Sturm,*) das wisset sicherlich, von dem wir singen und sagen hören: der soll mit grimmem Zorn alle Königreiche durchbrausen. Wallfahrer und Pilger höre ich das klagen, Bäume und Türme liegen

*) Als Vorzeichen des jüngsten Tages.

vor ihm zerschmettert, und Starken weht er das Haupt herab. Zu Gottes Grabe sollen wir uns darum flüchten!" Selbst an den Kaiser richtet er ernste Mahnungen, daß er bald die Heerfahrt ins gelobte Land unternehmen und sich durch niemand beirren lassen solle. Im Namen Gottes, als Vertreter der Rechte des Himmels auf Erden, fordert er von dem Kaiser, daß er Gott wieder zu seinem Rechte im gelobten Lande verhelfe, daß er in Deutschland Frieden schaffe und die ganze Christenheit versöhne; das werde ihn erhöhen und die Heiden niederdrücken. Der Milde des Adlers und der Kraft des Löwen vermöchte auch die Heidenschaft nicht zu widerstehen.

So ist der Sänger in seinem Alter noch unermüdlich thätig für das, was er als das Gute und Rechte erkannt hat. Immer mehr sehnt sich der greise Dichter nach einer Lösung der Gegensätze, nach einer Sühnung aller Sünde und alles Streites. Mit dieser Versöhnung möchte er Abschied nehmen von der Welt. Diese Abschiedsstimmung bringt er in einem herrlichen Liede, dem vollendetsten, das sein Genius geschaffen hat, zum Ausdruck, in welchem er mit inniger Wehmut die Nichtigkeit alles Irdischen beklagt:

„O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr'!
Ist mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?
War das etwas, von dem ich wähnte, daß es wär'?
Demnach hab' ich geschlafen und weiß es nicht mehr.
Nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,
Was sonst ich kannte wohl wie meine andre Hand.
Leute und Land, wo ich von Kind auf ward erzogen,
Die sind mir fremd jetzt, als wenn alles wär' gelogen.
Die meine Gespielen waren, die sind träg' und alt.
Bebaut ist jetzt das Feld, geschlagen ist der Wald.
Nur daß das Wasser fließet seinen alten Lauf,
Fürwahr, ich glaubte wohl, das Unglück rieb' mich auf.
Mich grüßet mancher lässig, der mich sonst kannte wohl,
Die Welt ist allenthalben Mißgeschickes voll;
Wenn ich gedenk' an manchen wonniglichen Tag,
Die mir sind entfallen ganz wie in das Meer ein Schlag
Immer mehr, o weh!

O weh, wie jämmerlich die jungen Leute thun,
Die pflegten niemals so bekümmert sonst zu ruhn!
Sie können nichts, als sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich mich auch wende, da ist niemand froh.
Tanzen, Lachen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie sah ein Christenmann so jämmerliche Schar.
Noch nie so traurig hier den Frau'n ihr Kopfputz stand.
Die stolzen Ritter tragen bäuerlich Gewand.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rom gekommen.
Wir trauern nun, die Freude ward uns ganz benommen.
Das quält von Herzen mich (einst war an Lust ich voll),
Daß für mein Lachen nun ich Weinen tauschen soll.
Die Vögel selbst im Wald betrübet unsre Klage:
Was Wunder, wenn ich da noch ganz und gar verzage?
Doch, ach, was sprech' ich Thor im Zorn manch böses Wort?
Wer dieser Wonne folgt, verlieret jene dort
Immer mehr, o weh!

O weh, wie sind vergiftet mit süßen Dingen wir!
Ich sehe schon die Galle im Honig zittern hier.
Die Welt ist außen schön, ist weiß und grün und rot,
Doch innen ist sie schwarz und finster wie der Tod.
Wen sie nun hat verführt, dem will ich Rettung zeigen,
Durch leichte Buße wird Erlösung ihm zu eigen.*)
Daran gedenket Ritter, denn euch kommt es zu:
Ihr traget Helm und Panzer nicht zu träger Ruh,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert!
Wollte Gott, ich wär' noch teilzunehmen wert!
Wie wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold.
Doch mein' nicht Lehen ich und nicht der Herren Gold:
Ich wollte gerne eine ew'ge Krone tragen,
Die möcht' ein Söldner selbst mit seinem Speer erjagen.
Könnt' ich die liebe Fahrt doch thun noch über die See,
Dann wollt' ich immer singen: ‚Wohl!' und nimmer mehr: ‚O weh!'
Nimmer mehr: O weh!"

Der Wunsch, welchen Walther in diesem ergreifenden Klageliede ausspricht, wurde erfüllt, wie bereits oben (S. 224) berichtet worden ist. Auf seiner Kreuzfahrt sang Walther zwei Kreuzlieder, von denen das eine während

*) Walther meint durch die Kreuzfahrt.

des Zuges nach dem Meere, das andere nach der Ankunft im gelobten Lande gedichtet zu sein scheint. In diesen Liedern tritt Walthers Eigenart und Persönlichkeit ganz hinter allgemeinen religiösen Betrachtungen zurück; er mag sich in denselben selbst hinsichtlich seiner Kunst nicht mehr von den übrigen sündigen Gliedern des Menschengeschlechtes scheiden. Und mit diesen Gesängen verstummt sein liederreicher Mund. Im Dienste Gottes singt er seine letzten Weisen.

Die Zeitgenossen Walthers beklagten aufs bitterste seinen Tod; trauernd bekannten die überlebenden Dichter, daß in ihm „ihres Sanges Meister" dahingegangen sei. Und in der That war Walther der größte Lyriker des Mittelalters. Die geistvolle, feinsinnige Art, wie er die Liebe besingt, wird in herrlicher Weise ergänzt durch den edlen, reinen Mannesernst, mit welchem er die höchsten Menschenfragen in seiner Dichtung behandelt. In ihm erklingt zum ersten Male die deutsche Lyrik in ihrem ganzen wunderbaren Reichtum an Stoffen und Formen. Ungehemmt brach nach Walthers Tode der Verfall der Kunst über Deutschland herein; die deutsche Lyrik lag Jahrhunderte hindurch tief darnieder, und erst in Goethe erstand sie wieder zu neuem, jugendschönem Leben.

5.

Die Spruchdichtung.

Der Mund des Volkes sprach von jeher gern in kurzen, inhaltreichen Sätzen. Er haßt alles Weitschweifige und Unbestimmte; knapp und in fester Begrenzung bringt er die Gedanken zum Ausdruck. Was er sagt, ist zunächst nicht dazu bestimmt, niedergeschrieben und so für andere Zeiten und Geschlechter aufbewahrt zu werden, sondern es bezieht sich auf den Augenblick, auf die unmittelbarste Gegenwart. Daher muß es ein scharfes, bestimmtes Gepräge haben, wenn es der Augenblick, der es gebar, nicht auch sogleich wieder mit hinwegspülen soll. Ein solches kurzes, scharfgeprägtes Wort bezeichnet man mit dem Namen Spruch. Der Spruch gleicht einer Münze, und wie eine solche wandert er auch von Hand zu Hand. Einer gab der augenblicklichen Lage einen bestimmten Ausdruck, er pflückte in einem kurzen Satze gleichsam die Blüte von dem Augenblick, und was er sprach, prägte sich den Hörenden ein und ging dann von einem Mund zum andern, umgewandelt und umgeschaffen; niemand wußte mehr, wer zuerst den Gedanken hatte und in Worte kleidete. Auf diese Weise entstanden die zahlreichen Sprüche und Sprichwörter des Volkes, in denen eine große Summe von Lebensklugheit niedergelegt ist.

Diese ursprünglich reimlosen, knappen Sätze schlichter Weisheit waren der alten Gelegenheitsdichtung des Volkes

im hohen Grade willkommen und wurden in derselben, mit dem Schmucke des Reimes versehen, vielfach verwendet. Viele solcher Sprüche wurden nun auch gleich gereimt geschaffen. Die Form, deren man sich dazu bediente, war die der kurzen Reimpaare, wie sie die alte epische Dichtung der Deutschen anzuwenden pflegte. Späterhin erweiterte man solche Sprüche zu ganzen Spruchstrophen, indem man mehrere kurze Reimpaare aneinanderfügte und durch Verlängerung des letzten Verses oder durch Einschiebung einer reimlosen Zeile einen Abschluß herstellte. In solcher Gestalt erscheint der Spruch bei Spervogel, jenem volksmäßigen Sänger, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte. Alle seine Sprüche haben eine und dieselbe Form; als Beispiel diene der folgende:

„Sei's Regen oder Sonnenschein,
Der Gast *) muß allzeit früh auf sein.
Der Wirt **) hat immer trocknen Fuß,
Dieweil der Gast stets wieder muß
Die Herberge räumen:
Wer Wirt im Alter werden will,
Der soll in seiner Jugend sich nicht säumen."

Zwischen das letzte Verspaar ist hier eine reimlose Zeile eingeschoben und dadurch eine in sich abgeschlossene Strophe gebildet worden. Die Form des Spruches, wie sie sich hier bei Spervogel zeigt, ist die älteste und einfachste, in welcher die Spruchstrophe uns bekannt ist. Schon der junge Spervogel, der etwa am Schlusse des zwölften Jahrhunderts gelebt haben mag, hat die Spruchstrophe weiter ausgebildet und reicher gegliedert. Auch seine Sprüche haben alle die gleiche Form, wie sie der folgende zeigt:

„Weh dir, Armut, wehe! Du benimmst dem Mann
Beides, Geist und Sinn, daß er nichts weiß und kann.

---

*) D. i. der heimatlose Fahrende.
**) D. i. der, welcher eignen Besitz oder ein Lehen hat.

Die Freunde haben bald ihn satt,
Wenn er nicht Gut in Fülle hat:
Sie kehren ihm den Rücken zu
Und grüßen all' ihn träge.
Viel Freunde hat er, wenn das Glück
Begleitet seine Wege."

Walther von der Vogelweide führte den Spruch in die höfische Lyrik ein und bildete ihn noch reicher aus. Er baute ihn dreiteilig auf, wie die Strophe des Liedes, und nach ihm bedienten sich viele andere Minnesinger in ihrer Poesie der Spruchform. Erst die Meistersinger ließen den Spruch wieder fallen, weil sie für diese volksmäßige Form, in welcher die Minnedichter zur Zeit der Blüte so Herrliches geschaffen, kein Verständnis hatten. Die romanische Poesie kannte den Spruch nicht, und so ist derselbe in seiner ganzen Entwickelung ein ureigenes deutsches Gewächs, das keinerlei fremden Einfluß erfahren hat. Erst aus der deutschen Dichtung ist er in die Poesie anderer Völker übergegangen; so ist z. B. das italienische Sonett nichts anderes, als die aus Deutschland entlehnte Form des Spruches, welche die italienischen Dichter am Hofe Friedrichs II. in Sicilien kennen gelernt hatten.

Der Inhalt des Spruches ist nicht die Minne; in demselben werden vielmehr religiöse, sittliche und solche Fragen behandelt, welche die Zustände in der menschlichen Gesellschaft, die persönlichen Beziehungen des Dichters zu den Fürsten und Herren und die Verhältnisse der Zeit betreffen. Wenn in einem Spruche ausnahmsweise einmal von Minne die Rede ist, so sind es nicht, wie im Liede, warme, an eine bestimmte Frau gerichtete Liebesworte, welche der Dichter da vorbringt, sondern mehr allgemeine Gedanken über Wesen und Begriff der Minne. Meist erhält der Spruch, auch bei den späteren Dichtern, episches Gewand; die Mahnung oder Lehre, welche in demselben ausgesprochen wird, kleidet der Dichter in eine kurze Erzählung, in irgend ein Gleichnis oder in eine Fabel (bîspel), wie es schon Spervogel thut. So sagt dieser zum Beispiel:

„Ich litt Hunger harten
Und stieg in einen Garten,
Da war Obst drinnen:
Das konnt' ich nicht gewinnen.
Das kam von Unheile:
Gar oft schüttelt' ich den Ast:
Doch ward mir nicht des Obstes da zu teile!"

Hier giebt er durch eine Erzählung aus seinem eignen Leben eine Mahnung zur Freigebigkeit. Oder er sagt:

„Korn säte ein Baumann:
Das gar nicht aufzugehn begann.
Den Bauer erzürnte das.
Das andre Jahr er sich vermaß,
Daß er das Feld brach liegen ließ.
Er sollte gütlich geben es,
Wer andern Lohn für ihren Dienst verhieß."

Hier knüpft er dieselbe Mahnung an ein Gleichnis an. Im folgenden kleidet er seine Lehre bereits in das Gewand der Fabel:

„Ein Wolf und ein kluger Mann
Fingen Schach zu spielen an.
Sie spielten da um Geld und Gut.
Der Wolf, dem Vater gleich im Mut,
Begann auf Raub zu lauern.
Ein Widder nämlich kam daher:
Da gab er beide Türm' um einen Bauern."

In dieser Art und Weise, durch Erzählung, Gleichnis und Fabel eine Lehre lebendig zu veranschaulichen, folgen die späteren Dichter dem Spervogel. So sagt der junge Spervogel:

„Wir loben alle diesen Halm, weil viel er trug!
Schön war der letzte Sommer, Korn gab es genug.
Die ganze Welt war deshalb froh,
Wer sah je schöner stehn das Stroh?
Es füllet nun dem reichen Mann
Die Scheuer und die Kiste.

Hat es gedient, wozu es soll,
Wird wieder es zu Miste."

Der Marner, ein schwäbischer Dichter von bürgerlichem Stande, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, hat die Fabel schon weiter ausgebildet:

„Ein Esel gab zu eigen sich
Dem Fuchse: dies war gut.
Der lehrt ihn sprechen sicherlich:
Sie waren beide hochgemut.
Seht, da führt Herr Reinhard seinen Knappen in den grünen Klee.
Er sprach: ‚Mein Esel, hüte dich:
Vom Wolf dir Schaden droht.
Wenn er dich hört, so wart' auf mich;
Befolge sorgsam mein Gebot.'
Das Gras den Esel herrlich labt', er sang ein Lied so schön wie je.
Zu dem Gesange kam da Isegrimm herbei.
Sein eigen, sprach zu Reinhard er, der Esel sei.
Er wollt' es gleich beschwören.
Zu einer Falle führt' ihn Reinhard da. Er sprach: ich kann's nicht wehren!
Die Kapsel*) zu berühren, war der Wolf sogleich bereit.
Das bracht' ihm Leid:
Denn eine Wunde breit
Schlägt ihm die Falle, laut er schreit.
Wär' jede Kapsel eine Falle doch, schwört jemand falschen Eid.
Das wäre gut: die Zahl ist groß. Nun schwöre, Lügner, weh dir, weh!"

Dieser Spruch des Marner ist zugleich ein Beispiel, bis zu welch reicher Gliederung sich diese Dichtungsform im Laufe der Zeit entfaltet hatte. Die beiden Stollen umfassen hier je fünf, der Abgesang zehn Zeilen; die Verse haben sich zum Teil zu langen Streckversen erweitert. Auch Konrad von Würzburg hat unter seinen Sprüchen Fabeln.

Der Fabel verwandt ist das Lügenlied oder Lügen-

*) Zuweilen wurde der Eid auch auf eine Reliquienkapsel abgenommen. Der Wolf hielt die Falle, zu der ihn der listige Fuchs geführt hatte, für eine solche.

märchen. In denselben erzählen die Dichter allerlei undenkbare Ereignisse, namentlich aus dem Leben der Tierwelt. Der Ton dieser Sprüche gleicht dem des Rätsels, und der ganze Zweck dieser Lügenlieder scheint auch kein anderer gewesen zu sein als der, den das Rätsel hat: sie dienten dem Scherz und der Unterhaltung. Zugleich suchten sich die Dichter in dem Herbeisuchen von recht ungeheuerlichen Widersprüchen und Unmöglichkeiten zu überbieten, und so lag diesen Lügenliedern auch eine Art geistigen Wettkampfes zu Grunde, ganz wie beim Rätsel. Recht deutlich tritt diese Ähnlichkeit mit dem Rätsel darin hervor, daß zuweilen bei Hoffesten ein Preis für die größte Lüge ausgesetzt wurde, ganz so, wie mitunter die Lösung eines Rätsels mit einem Preise gekrönt wurde. Und wie die Sage von Königen berichtete, welche ihre Tochter dem zum Gemahl versprachen, der ein Rätsel zu lösen wisse, so erzählte sie auch von einem Fürsten, der ein Preiswerben um seine Tochter ausschrieb, bei dem derjenige der Gatte derselben werden sollte, der die größte Lüge sage.

Ein solches Lügenmärchen ist das folgende von Reinmar von Zweter gedichtete:

„Eine Heuschreck' glaubt' ein Leu zu sein;
Da sprach ein Heimchen: ‚Mich bedünkt, ich sei ein wildes Schwein.'
Ein Ochse wähnte, daß er besser sänge als die Nachtigall.
Da sprach ein Affe: ‚Ei, ich bin
Das schönste Tier!' Ein Thor, der sprach: ‚So hab' ich weisen Sinn'.
Und eine Schnecke wollte springen weithin über Berg und Thal.
Ein Mohr sprach: ‚Niemand kommt mir gleich an Weiße'.
Ein Hase sprach: ‚Den bösen Wolf ich beiße'.
Ein Igel sprach: ‚Wie weich ist mir
Die Haut! Ich kann's wahrhaftig sagen,
Die Kaiserin selbst möcht' sie tragen
Auf ihrem Leib!' Nur Lügen sprach ich hier."

Ähnlich ist ein Spruch des Marner:

„Mancher saget Märe
Von Rom, das er doch niemals sah:

So will auch ich euch eine Märe jetzo sagen.
Wohl tausend Klafter weit gar munter eine Schnecke sprang.
Im Meer herrscht große Leere,
Von einer Taube das geschah,
Die trank es aus: das hörte ich zwei Fische klagen,
Die flogen da von Reifen*) her und sangen neuen Sang.
Ein Hase fing ein Windspiel jüngst, das ihn doch sollte jagen.
Auch sah ich starker Wölfe vier,
Die hatt' ein altes Schaf erschlagen.
Ein Reiher stieg nach einem Falken hoch empor
Und fing ihn in den Lüften schier.
Ein weißer Bär kam auch hervor,
Den fing ein wilder Esel auf des Meeres Grund:
Ein Salamander stand ihm bei, dem war'n die Wasser kund."

Sehr häufig behandeln die Dichter in dem Spruche ihre persönlichen Verhältnisse und ihre Beziehungen zu den Großen der Welt. Wiederholt klagt Spervogel, daß er arm sei und seinen Söhnen nichts hinterlassen könne. Der Tannhäuser erzählt, daß er kein Haus habe, und daß Mangel und Not sein stetes Ingesinde seien. Der Kanzler berichtet, daß ihm der Edlen Gunst fehle und niemand seine Armut durch Freigebigkeit hebe. Auch Heinrich Frauenlob beklagt, daß man ihm keine Hilfe zu teil werden lasse, obwohl man doch so viel Gut austeile. In Rügesprüchen (rüegliet, wie Reinmar der Fiedler sie nennt) tadeln andre die kargen Herren, welche die Sänger unbeschenkt weiter ziehen lassen. Doch gehören diese Rügelieder der großen Mehrzahl nach der Zeit des Verfalls an; in der Blütezeit des Minnesanges überwiegt noch das Loblied, in welchem die Güte freigebiger Herren gepriesen wird. So preist Walther die österreichischen Fürsten und den Kaiser Friedrich,

*) Gegen den Minnesinger Gottfried v. Reifen gerichtet. Er stellt denselben hier als einen Tönedieb hin, der niemals einen neuen Ton erfunden habe. Denselben Vorwurf machte er übrigens auch dem Reinmar von Zweter. Die Eifersucht der Sänger unter einander führte zuweilen solche Reibungen herbei. Die Anklagen, die sie dann gegen einander schleuderten, waren nicht immer begründet.

und auch andre Sänger widmen edlen Gönnern Sprüche, welche dankend die Milde derselben rühmen.

Aber die Dichter erheben sich über diese bloß persönlichen Angelegenheiten und behandeln in ihren Sprüchen auch Verhältnisse, welche von allgemeinerer Bedeutung sind. So betrachten sie die Verhältnisse der Zeit, die Lage des Staates, der Kirche, das Geschick ihres Volkes. Sie beklagen den Verfall der feinen Sitte und der Kunst. Der Marner z. B. bedauert es tief, daß sein Meister Herr Walther von der Vogelweide, die beiden Reinmar, Heinrich von Veldeke, Neidhart und andere gestorben seien; er müsse nun aus ihrem Garten und ihren Sprüchen Blumen lesen. Ebenso spricht Hermann der Damen seine Betrübnis darüber aus, daß es so viele Dienstmannen der Schande gebe, welche alles, was er Gutes singen und dichten wolle, zu nichte machten; die Zahl der rechten Meister werde immer kleiner und kleiner.

Ganz besonders aber wenden sich die Dichter in den Sprüchen solchen Fragen zu, welche allgemein menschlicher Natur sind. Das rücksichtslose Jagen nach Geld und Gut wird wiederholt gegeißelt, ebenso wie die thörichte Schwäche der Menschen, welche sich so völlig vor der Macht des Geldes beuge und allein dem Reichen und Besitzenden huldige. So tadelt der Marner heftig diejenigen, welchen der Geldkasten ihre Minne, ihre Freude und ihr Alles sei. „Geldgieriger," ruft er aus, „du lebendiger Leichnam, fiele Gold auf dich herab wie der Schnee, deine Habgier wollte immer noch mehr haben, wenn es in deiner Wahl stünde. Gieb Gott das Seine und erstatte den Armen das Ihre wieder zurück: solcher Schatz kann dir dort helfen." Und Meister Boppe, ein Dichter, der um 1270 lebte und wahrscheinlich aus Basel gebürtig war, sagt:

„Wenn ausgesucht vollkommen lebte hier ein Held,
Schön von Gestalt, an Tugend reich vor aller Welt,
Freigebig, treu und stet in seinen Worten;

Er könnte schreiben, lesen, dichten, Saitenspiel,
Pirschen, jagen, kämpfen, schießen nach dem Ziel
Und wär in Waffen gut an allen Orten;
Verstünd' die Zauberbücher er
Und auch die Kunst der Grammatik gar wohl,
Wenn des Gesangs er mächtig wär'
Und schöner Lieder, süßer Weisen voll,
Und könnte schleudern er den Stein
Wohl zwölf Schuh lang vor allen den Gesellen
Und legte solche Kraft darein,
Daß einen wilden Bären er könnt' fällen;
Und grüßten ihn mit holdem Blick wohl alle Frau'n der Welt,
Hätt' er der sieben Künste Hort,
Weise und Wort,
Das wär' an ihm verloren ganz, besäße er kein Geld."

Schmeichelei, Lüge und Meineid tadelt der Marner in scharfen Worten. Er habe alles nur Denkbare besungen, sagt er einmal, etwas Merkwürdiges aber, das sich bei Hofe in wunderlicher Weise zeige, könne er nicht singen. Mit Pfauenschritten und doch mit menschlichem Tritt schreite es einher und wisse hinterlistig nachzustellen, zu lügen, zu schmeicheln und zu bitten. Mit seiner Zunge habe es schon manches Herren Ehre und Freude vernichtet. Dem könne sein Gesang nicht dienen, es sei da schade um jedes Wort. Die schlimme Lebensweise der jungen Adligen geißelt Meister Stolle, ein norddeutscher Dichter, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, in dem folgenden Spruche:

„Welch' junger Herr sich Lob und Ehre rasch erwerben will,
Der acht' Gebet und Messe nicht, sei nicht zu fromm und still:
Ein Trunk, der sei sein Morgensegen,
Schlingt er den früh, was kann ihm dann mißlingen?
Ein junger Herr recht ordentlich stets lügen und trügen soll,
Soll viel versprechen, wenig thun, das ziemt ihm alles wohl.
Er soll auch böser Worte pflegen,
Nach lüderlichem Leben tüchtig ringen.
Unfreundlich, mürrisch soll er sein,
Bei Tisch sei aller heitre Scherz verbannt.
Die guten Speisen und den Wein

Soll er vermauern, einen Winkel such' er sich im Land.
Meineid, Unzuverlässigkeit, das sei sein erst' Gebot,
Den Freunden Wolf, den Feinden Schaf,
Und seine Diener lass' er in der Not."

Hermann der Damen weist auf die schlimmen Folgen der Verschwendung hin; wer sein Gut verschleudere, der gehe aller Ehre verlustig, nur Kummer und Sorgen blieben ihm zuletzt noch übrig.

Von dem Wesen der Minne handelt namentlich Reinmar von Zweter, ein süddeutscher Dichter ritterlicher Abkunft, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts am Hofe des Königs von Böhmen, Wenzels I., lebte. Alle seine Sprüche hat er in einem und demselben Tone gedichtet, der späterhin von den Meistersingern den Namen „Frau-Ehren-Ton" erhielt. In schöner Weise schildert er die Minne in dem folgenden Spruche:

„Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut
Und eine Treu', die stehn vor jedem Fehl in sichrer Hut,
Hier zwei, da zwei, zu einem schön vereint mit steter Treue ganz.
Kommt Lieb' mit Lieb' so überein,
Da kann nicht Gold, noch Silber mehr, da kann kein Edelstein
Der beiden Freud' erhöh'n, die herrlich strahlt aus lichter Augen Glanz.
Wenn so die Minne beider Herzen bindet
Und man die beiden bei einander findet,
Wie in die Arme sie sich schließen,
Die höchste Seligkeit blüht da.
Heil ihm, dem jemals das geschah!
Selbst Gott im Himmel mag das nicht verdrießen."

Wiederholt schildert er auch, wie ein Weib beschaffen sein solle. Das schönste und reichste Kleid, was eine Frau tragen könne, sei Gottes Minne. Dazu solle sie einen Rock anlegen von keuscher Sitte; ihr Gürtel solle die Minne, ihre Spange die Tugend sein. Der Mantel, der sie bedecke, möge die Ehre, ihr Schleier die Treue, ihr Schapel die Wahrheit und Zuverlässigkeit sein, die sich vor aller Falschheit bewahre. Ein Weib, das so gekleidet sei, müsse

immer von neuem gepriesen werden. Ein andres Mal vergleicht er das Weib dem Gral. „Man erzählt uns," sagt er, „wunderbare Dinge, wie man vor Parzival oft mit feiner höfischer Zucht den Gral, der von so reiner Art ist, voraufgetragen habe. Dem Gral will ich vergleichen ein reines Weib. Deren Keuschheit kommt wohl dem Grale an Vollkommenheit gleich. Die sich vor Falschheit behütet, der wird reicher Schmuck und der Weisen Lob zu teil. Will jemand nach diesem neuen Gral ringen, der soll ebenso rein und freigebig zu allen Zeiten sein, wie alle die, welche dem Gral dienten und noch jetzt guten Frauen huldigen. Wird dem der Segen eines reinen Weibes zu teil, so ist er sicher vor Frau Schande und ihren Genossen."

Oft wendet sich die Spruchdichtung auch religiösen Betrachtungen zu. Von der Nichtigkeit alles Irdischen und von dem trügerischen Glanze der Welt ist oft die Rede. Der Hardegger, ein Dichter aus dem schweizerischen Geschlechte der Edlen von Hardegge, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, zum Beispiel klagt, daß er sich auf einer Fahrt befinde, von der er nicht weichen könne, und daß er mit jedem Tage der Herberge näher komme. Weder Mörder noch Räuber könnten ihn abhalten, diesen Weg zu wandern; kein König könnte ihm die Fahrt verbieten. Weder Fürsten, noch Grafen, weder Freie, noch Dienstmannen vermöchten ihn zu hindern, die Fahrt zu vollbringen, die er nun einmal thun müßte, so ungern es auch geschehe. Ähnlich, wie dieser Dichter die unabwendbare Todesfahrt, besingt Heinrich Frauenlob die Vergänglichkeit der Welt und ihrer Freuden:

„Wer bin ich und wer mag ich sein?
Ich fall' in Sündenglut.
Dem Affen gleich ich mir erschein';
Ich nahm mich schlecht in Hut.
Seht, was der Affe nur erblickt, das ahmt er alles nach.

So folg der Welt ich ganz und gar
Und bin doch von der Erden:
Ich weiß auch sicherlich fürwahr,
Zu Erde muß ich werden.
Das weiß ich wohl, und doch jag' ich nach Sünde Nacht und Tag
Und weiß nicht, ob ich morgen lebe,
Ob eine einz'ge Stunde noch.
Zum Tod ich immer vorwärts strebe.
Kein Weiser kann das jemals doch
Vermeiden, er muß an die Fahrt.
Der böse Tod bedrängt ihn sehr.
Ach, hätt ich besser mich bewahrt!
Mich grämt, daß ich mich nicht bekehr'
Von Sünden, die mir Schande bringen nur und bittre Schmach."

Auch andre Sänger beklagen die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts und die Thorheit der Menschen, die immer wieder in die Netze der Sünde fallen, obwohl sie die Gefahr genau kennen; sie seien thörichter, als die Tiere, denn wenn diese im stande wären, die Gefahr zu begreifen, die ihnen von den Fallen und Stricken der Jäger drohe, so würden sie dieselben für immer vermeiden.

Im Gegensatz zu den flüchtigen Freuden der Welt wird als das Höchste, was der Mensch erstreben könne, die Huld Gottes hingestellt. So sagt Boppe in einem Spruche:

„Ob auch die ganze Welt beherrschte gar ein Mann,
Und wenn sein Geist durchdränge, was kein Mensch durchsann,
Wenn er ein Wunder wäre über alle Wunder;
Ob Glück ihn trüg' empor bis zu der Sterne Heer,
Könnt' er sie zählen und dazu den Sand am Meer,
Durchschaut' er alles, was im Himmel und darunter:
Könnt' tausend Riesen er allein
Gar männlich schlagen und zu Boden zwingen,
Wenn Berge, Felsen stürzten ein
Auf sein Gebot, vermöchte er zu bringen
Die Dinge alle, die da weben
Vom tiefsten Grunde bis hinauf zur Sonne,
Wär' ihm zur Ehe auch gegeben
Ein Weib, vollkommen, reich an Ehr' und Wonne,
Keusch, wohlgezogen, heiter, schön und rein von aller Schuld,

Und sollt er mit ihr leben gar
Wohl tausend Jahr':
Was wär' das alles, wenn er nicht erwürbe Gottes Huld?"

In ähnlicher Weise singen auch andre von Gott und göttlichen Dingen, immer als den schönsten Gewinn des Lebens die Gnade Gottes preisend. Manche dieser Sprüche sind geradezu Gebete. So hat Reinmar von Zweter das Vaterunser in die Form eines seiner Sprüche gebracht:

„Gott, Vater unser, der du bist
Im Himmelreich gewaltig über alles, was da ist.
Geheiligt werd' dein Name und es komme bald zu uns dein Reich.
Dein Wille, der geschehe hier
Auf Erden wie in deinem Himmel, darum bitten wir.
Nun gieb uns unser täglich Brot und was uns sonst noch not zugleich.
Vergieb in Gnaden unsre Schuld uns allen,
So wie wir selbst, um dir, Gott, zu gefallen,
Vergeben denen, die da kamen
In unsre Schuld, wie groß sie sei:
Und von Versuchung mach' uns frei,
Erlös uns auch von allem Übel, Amen."

Auch Maria, die Mutter Gottes, und ihr Kind, der Heiland der Welt, werden wiederholt in den Sprüchen gepriesen. So umfaßt die Spruchdichtung Gott und Welt, Himmlisches und Irdisches und giebt den Gedanken und Gefühlen des Menschen nach beiden Richtungen hin oft treffenden Ausdruck.

Das Höchste und Vollendetste aber, was die Spruchdichtung jener Zeit geschaffen hat, ist in einem Werke niedergelegt, das den Titel „Freidanks Bescheidenheit" führt. Der Name Bescheidenheit bedeutet hier soviel wie Erkenntnis, Klugheit, Lebensweisheit. Denn bescheiden wurde im mittelhochdeutschen Zeitalter derjenige genannt, welcher gut und klar zu scheiden, zu denken verstand. Der einsichtsvolle, kluge, welterfahrene Mann wurde als ein bescheidener bezeichnet, wie wir ja auch gegenwärtig wohl von einem vielseitig gebildeten Manne sagen, daß er in allem Bescheid wisse. Die alte Bedeutung des

Wortes bescheiden hat sich aber jetzt verloren, und wir nennen heute nur noch den bescheiden, der wohl zu scheiden weiß, was ihm zukommt und was nicht.

Wer der treffliche Mann war, der diese Spruchsammlung dichtete, das ist nicht genauer bekannt. Man hat gemeint, Freidank sei nur ein angenommener Name; ein bekannter großer Dichter, vielleicht gar Walther von der Vogelweide, verberge sich hinter demselben. Der Name Freidank, der so viel bedeutet wie der frei Denkende, solle zugleich die ganze Art und Weise des Dichters bezeichnen, wie er das Göttliche sowohl, als auch das Weltliche in diesem Werke auffaßt und betrachtet. Nun ist es wohl wahr, daß nur eine freie und starke Seele dieses Werk schaffen konnte, aber die Annahme, daß Freidank ein Pseudonym sei, läßt sich daraus noch nicht begründen. Das Einfache und Natürliche ist vielmehr, daß der Dichter wirklich so hieß. Denn eigentliche Pseudonymen gab es in jener Zeit überhaupt nicht; es kam wohl vor, daß die Fahrenden sich unter einander bestimmte Namen beilegten, die meist Scherz- und Spottnamen waren, und daß dann die Lieder der betreffenden Sänger unter diesem Namen bekannt wurden, aber dann dichteten sie alle ihre Lieder und Sprüche unter diesem Namen; ja, dieser Name wurde in jener Zeit, in welcher die Namen der einzelnen Personen noch keineswegs allgemein so urkundlich festgesetzt wurden wie jetzt, oft der Familienname seines Trägers und ging auf seine Kinder und Enkel über, ganz ähnlich wie auch viele andere ihren Familiennamen von ihrem Berufe oder von ihrem Wohnsitz erhielten. So war es ja möglich, daß auch dem Dichter der Bescheidenheit wegen seines Freimutes und seiner selbständigen Art, die Dinge zu erfassen, der Name Freidank beigelegt wurde, aber dann hatte er auch nur diesen einen Namen als Dichter; ein anderer Dichter, der bereits unter einem andern Namen bekannt war, konnte denselben nicht noch neben seinem sonstigen Dichter-

namen führen. So war der Name Freidank kein selbstgewähltes Pseudonym, sondern entweder ein von den Sangesgenossen erteilter Name, wie z. B. Spervogel, Räumsland, Marner und andere waren, oder der wirkliche Name des Dichters, den er von Geburt auf führte. Die letztere Annahme erscheint immer als die natürlichste, um so mehr, da es in jener Zeit nicht als ein großer Ruhm galt, ein frei Denkender zu sein; man hatte noch keinen eigentlichen Begriff von einer Weltanschauung und sah den größten Ruhm des Sängers in der Erfindung neuer Weisen und Töne. Daher konnte der Name Freidank recht wohl ein ererbter sein, der keine Beziehung zu der Eigenart des Dichters hatte. Der Name Freidank kommt auch sonst im dreizehnten Jahrhundert vor; es liegt also zunächst keinerlei Grund vor, daran zu zweifeln, daß dieser Name der überlieferte Familienname des Dichters war. Seifried Helbling*), der um 1300 lebte, citiert einmal einige Sprüche aus der Bescheidenheit in freier Weise, und bei dieser Gelegenheit nennt er den Dichter Bernhard Freidank.

Die dichterische Wirksamkeit Freidanks fällt ungefähr in die Jahre 1220—1240. Wo und wann er geboren wurde, das ist in Dunkel gehüllt, ebenso die Zeit seines Todes. Über die Stätte, wo er begraben liegt, ist jedoch eine Nachricht auf uns gekommen. Der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel erzählt nämlich in seinem opus de antiquitatibus, daß er im Jahre 1466 zu Treviso in Italien das Grabmal Freidanks gesehen habe. Auf einer Reise nach Venedig sei Freidank in Treviso gestorben; dort sei er auch begraben und ihm ein Grabdenkmal an der Außenseite der Hauptkirche zu Treviso errichtet worden. Dasselbe

---

*) Gewöhnlich wird wenigstens das Büchlein, in dem diese Sprüche vorkommen, nach Seifried Helbling benannt, obwohl er wahrscheinlich nicht der Verfasser war. Vergl. Haupt's Zeitschrift für deutsches Altertum 13, 464.

bestehe in einem Wandgemälde, unter dem folgende Inschrift angebracht sei:

„Hye leit Freydanck
gar on all sein danck
der alweg sprach und nie sanck.“

Da von Freidank nur Sprüche und keine Gesänge, keine Lieder überliefert sind, so bezeichnet diese Inschrift treffend seine Eigenart. Trotzdem ist aber diese Nachricht angefochten und auf einen andern Freidank bezogen worden, der im Anfang des 15. Jahrhunderts gelebt haben soll. Das Natürliche und Einfache ist aber wohl auch hier wieder, daß sich diese Nachricht wirklich auf den berühmten Dichter der Bescheidenheit bezieht, nicht auf einen unbedeutenden Spruchsprecher späterer Jahrhunderte. Die Zweifelsucht darf nicht zu weit gehen.

Freidank ist ein volksmäßiger Dichter. In Form und Inhalt steht er der höfischen Lyrik fern. Die Form, in der er sein Werk gedichtet hat, ist eine durchaus einfache und volkstümliche. Während die höfischen Lyriker die alte volksmäßige Form des Spruches weiter ausgebildet und denselben zu einer reichgegliederten Spruchstrophe erweitert hatten, behielt Freidank die alte epische Form desselben bei und dichtete sein ganzes Werk in kurzen Reimpaaren. Die bei weitem größte Zahl seiner Sprüche ist zweizeilig, doch finden sich bei ihm auch Sprüche, die diese Zeilenzahl überschreiten. Auch die beim Volke beliebte Form der Priamel (lat. praeambulum), die namentlich in späterer Zeit sehr viel gebraucht wurde, findet sich bei ihm bereits. Die Form der Priamel besteht darin, daß eine Reihe von Vordersätzen, die ganz verbindungslos neben einander stehen, in der letzten Zeile durch einen gemeinsamen Nachsatz zusammengefaßt wird, oder daß eine Reihe von Subjekten in der letzten Zeile ein gemeinsames Prädikat erhält. Diese Form zeigen zum Beispiel folgende Sprüche:

„So viel man Herren flehen muß,
So viel man ihnen fällt zu Fuß,
So viel man leistet ihr Gebot:
So wähnt ein Thor, er sei ein Gott.
Wer Hoffart da vermeiden mag,
Das ist dem Teufel ein großer Schlag."

oder:

„Unrechter Gewinne
Und unrechter Minne
Und der Untreue ist so viel,
Daß niemand sich mehr schämen will."

oder:

„Wer in dem Sacke kaufet
Und sich mit Thoren raufet
Und borget ungewissem Mann,
Der stimmt gar oft ein Klaglied an."

Übrigens findet sich diese Form der Priamel schon bei dem jungen Spervogel; auch die oben angeführten Sprüche von Boppe sind priamelartig aufgebaut. Die Beliebtheit, welche der Priamel zu teil wurde, ist erklärlich; denn dieselbe spannt, einem Rätsel ähnlich, das Interesse des Hörers; lebendig, unaufhaltsam eilt die Rede in kurzen, knappen Sätzen dem Schlusse zu, die Gedanken laufen alle in einem Punkte zusammen, der gleichsam die Lösung des Rätsels enthält und die Erwartung des Hörenden befriedigt.

Mit den Worten:

„Ich bin genannt Bescheidenheit,
Die hohen Preis der Tugend weiht.
Mich hat gedichtet Freidank,
Nicht alles völlig ihm gelang"

führt der Dichter sein Werk ein. Der Inhalt desselben ist ein überaus reicher. Für alle Verhältnisse des Menschenlebens weiß er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung erprobte Regeln zu geben. Mit festem, sicheren Vertrauen blickt sein kindlich frommes Gemüt zu Gott empor, mit kühnem Mute tadelt er die Zustände des Reiches und der

Kirche, mit heiligem Ernste mahnt er sein Volk zu edler Sitte und reiner Tugend. Dabei ist seine Sprache stets so schlicht und innig, sind seine Bilder so aus dem Leben gegriffen und so treffend, daß man wohl begreifen kann, wie sein Werk in allen Schichten des Volkes so große Wirkung thun konnte. Überall tritt uns in demselben eine Hoheit der Gesinnung und ein Adel des Gemüts entgegen, die das Werk zu einer Zierde unsrer deutschen Litteratur machen.

Mit der Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge hebt der Dichter an. Nachdrücklich weist er die Menschheit auf Gott hin und giebt ihr Ratschläge, wie sie sich gegen denselben verhalten solle:

„Gott zu dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.

Wer um diese kurze Zeit
Hingiebt die ew'ge Seligkeit,
Der hat sich selber ganz betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen. *)

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Gott minnet, wie er soll,
Des Herz ist aller Tugend voll.

Wer ohne Gott wohl hier will leben,
Der hat sich aller Ehr' begeben.

Wer Gott nicht fürchtet immerdar,
Der ist ein feiger Mann fürwahr.

Wenn einer lebt nach Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.

Nichts kann vor Gott verborgen sein,
Er schaut in jedes Herz hinein.

*) D. i. er baut Luftschlösser.

Es sei übel oder gut,
Was im Finstern jemand thut,
Und was im Herzen wird erdacht,
Wird alles an das Licht gebracht.

Niemals geht irre in der Welt,
Wer all sein Sach' auf Gott gestellt.

Mit Zürnen und mit Drohen gar
Läßt Gott sich nehmen nichts fürwahr;
Wir müssen bitten ihn und flehn,
Mit Ungestüm kann nichts geschehn.

Gott hat den Dingen all' gegeben
Das Maß, nach dem sie sollen leben.

Trät' hin vor Gottes Angesicht
Die ganze Welt, sie könnte nicht
Etwas Böses erflehen.
Er will nur Gutes sehen;
Ein kleines Kind erbäte wohl
Von ihm das, was man bitten soll.

Wer nicht recht vermag zu leben,
Der soll doch nach dem Rechten streben.

Worauf ruht wohl des Meeres Grund
Oder die Erde? Wem ist das kund?
Sie sagen, der Himmel seien drei, *)
Und mitten drin die Erde sei.
Ein großes Wunder aber ist,
Daß rings der Himmel sie umschließt
Und doch die Erde stille steht,
Wiewohl sich doch der Himmel dreht.
Wer da will auf den Grund gelangen,
Das ist ein thöricht Unterfangen.
In Gottes Hand es alles ruht,
Der alles leitet recht und gut."

---

*) Die mittelalterliche Theologie sprach von drei Himmeln: dem Sternhimmel, dem Krystallhimmel, dem Feuerhimmel, von denen einer den andern wie eine Schale umgebe, und von denen der innerste und kleinste die Erde umschließe.

Auch dogmatische Fragen werden erörtert, die Dreieinigkeit Gottes, die Menschwerdung Christi, die Schöpfung des Menschen wird betrachtet, der Preis der Maria wird gesungen, die Spaltung der Menschheit in Juden, Christen und Heiden den kindlichen Anschauungen jener Zeit gemäß zu erklären versucht. Auch der Messe und der Predigt des Wortes Gottes wird eine Reihe von Sprüchen gewidmet. Überall zeigt der Dichter frommen Christensinn, der aber doch nicht in dem dogmatischen Kirchenchristentum seiner Zeit aufgeht, sondern in der Weise eines unbefangen denkenden Laien die religiösen Fragen auffaßt. Namentlich dringt er auf ein praktisches Christentum, auf eine warme, aufrichtige Religion des Herzens und weist immer und immer wieder auf die Unfaßbarkeit des göttlichen Wesens hin, das sich nicht in Worte und Begriffe einschränken lasse. Von Gott wendet er sich zu dem Geistigen im Menschen und betrachtet das Wesen der Seele:

„Wie die Seele sei gethan,
Niemand sagt mir das wohl an.

Man sagt, es sei der Seele leid,
Wenn sich der Leib der Sünde weiht;
Doch wär' die Seele ohne Schuld,
Verlöre sie nicht Gottes Huld.

Der Nebel füllet weit das Land,
Greift man nach ihm, bleibt leer die Hand:
Den Geist wohl niemand sehen kann,
Doch seine Kraft spürt jedermann."

Dann geht er zur Betrachtung der menschlichen Natur überhaupt über:

„Aus schwachem Keim der Mensch entsprießt,
Mit Schmerzen er geboren ist;
Sein Leben, das ist Müh und Not,
Es wartet sein gewisser Tod.
Warum wird er noch immer froh?
Er ist wie in der Glut das Stroh.

Wer stets drei Ding bedächte,
Der thäte stets das Rechte:
Was er war und was er ist
Und was er wird in kurzer Frist.

So sprechen, die da sind begraben,
Zu den Alten und zu den Knaben:
‚Was ihr da seid, das waren wir,
Was wir nun sind, das werdet ihr.‘

Und lebte der Mensch immer,
So ruhte er doch nimmer,
Sein Herz das klopfet Nacht und Tag,
Sein Atem niemals stillstehn mag;
Gedanken, Träume sind so frei,
Sie bringen Sorgen mancherlei.

Menschliche Hinfälligkeit
Ist der Seele Herzeleid.“

In einigen Sprüchen handelt er von den Juden und führt darin namentlich aus, daß dieselben nicht an die Dreieinigkeit Gottes glauben wollen:

„Die Juden wundert, wie das sei,
Daß ein Gott ist, der Namen drei.
Drei Dinge an der Harfe sind:
Holz, Saite, Ton; ihr Sinn ist blind.
Es hat die Sonne Feuer und Schein
Und muß doch eine Sonne sein,
Und niemand kann da scheiden
Von ihr eins von den beiden.
Wißt, daß so auch der Namen drei
Und ein Gott ungeschieden sei.
Gott ist, wie ich es meine,
Die ganze Welt alleine.

Die Juden wundert allermeist,
Daß Vater, Sohn und heil'ger Geist
Ein Gott sind, nicht zu scheiden.
Das wundert auch die Heiden.
Es wundert auch die Sinne mein,
Daß dreie einer müssen sein

Und einer drei; das weiß ich wohl,
Im Glauben ich das fassen soll.
Ich sag' euch meines Glaubens Ziel:
Gott thut und ist das, was er will.

Ein Ding, das ärgert mich gar schwer,
Daß Gott schickt gleiches Wetter her
Den Christen, Juden, Heiden:
Möcht' er doch unterscheiden,
Und die ihm bringen ihre Gaben,
Die sollten es doch besser haben."

Auch gegen die Ketzer wendet er sich und fordert Reinheit der Lehre. Die Ketzer wollten nicht glauben, daß jemand nach dem Tode auferstehen könne; aber daß Gott den Menschen geschaffen habe, das sei ein größeres Wunder, als daß er auferstehe. Und das könnten sie doch nicht leugnen. Nachdem er so Gott und seine Lehre, die Natur des Menschen und sein Verhalten zu Gott betrachtet hat, folgen Sprüche, welche sich auf das Leben in der Welt, auf das Thun und Treiben der Menschen unter einander beziehen. Als eins der Hauptübel, das die menschliche Gesellschaft plage, betrachtet er den Wucher:

„Drei Stände hat Gott geschaffen:
Bauern, Ritter und Pfaffen;
Den vierten schuf des Teufels List,
Der dieser drei wohl Meister ist.
Der Wucher ist der Stand genannt,
Und er verschlinget Leut' und Land."

Ebenso tadelt er aufs schärfste die Hoffart des Menschengeschlechts:

„Hoffart, der Hölle Königin,
Kommt zu allen Menschen hin.
Ob einer brav, ob bös er sei,
Sie läßt doch keines Herz ganz frei.

Hoffart steiget manchen Tag,
Bis sie nicht höher kommen mag.

Dann aber muß sie fallen;
Das Sprichwort sag' ich allen.

Des Armen Hoffart ist ein Spott,
Des Reichen Demut liebet Gott.

Hoffart oftmals straucheln muß,
Niemals sieht sie auf den Fuß.

Hoffart manchen lehret,
Daß er den Hals verkehret,
Daß er nicht mehr ansehen kann
In rechter Weise Weib und Mann."

Von dem Widerspruch zwischen Gott und der Lust der Welt, von dem täuschenden Glanze und der trügerischen Freude derselben spricht er wiederholt:

„Die Welt streitet allermeist
Nach Gut und Ehre und nach Geist.
Ich weiß, daß nie ein Weltmann
Von den drei'n genug gewann.

Nichts Bess'res in der Welt mag sein
Als ein Wort, das heißet: ‚Mein!'

Heute Lieb, morgen Leid,
Das ist der Welt Unstetigkeit.

Wer Gott und der Welt kann
Dienen, ist ein sel'ger Mann.

Wer auf der Erd' das Rechte thut,
Das gilt im Himmel auch für gut.

Der Welt gar mancher lachen muß,
Der kennet ihren falschen Gruß.

Es weint das Herz wohl manche Stund',
Dieweil doch lachen muß der Mund.

Der Leib muß in der Welt leben,
Das Herz, das soll zu Gott streben.

Wie groß der Welt Lust immer sei,
Es ist doch Todesfurcht dabei."

Eine große Zahl der Sprüche handelt von der Sünde; mit ernster Stimme mahnt der Dichter zu Reue und Buße:

„Wer Buße bis zum Alter spart,
Hat seine Seele schlecht bewahrt.

Niemand ist unrein,
Als von Sünd allein.

Wer mit Sünde ist beladen,
Soll sein Herz in Reue baden.

Wenn zu Berge Wasser steigt,
Dem Sünder Gott sich gnädig zeigt:
Ich meine, wenn's verborgen fließt,
Vom Herz zum Auge sich ergießt.
Das Wasser hat gar leisen Gang,
Gott hört es durch der Himmel Klang.

Wer von Sünden feiern mag,
Das ist ein rechter Feiertag.

Sünde kann niemand vergeben
Ohne Reu' und rechtes Leben.

Wasser löschet Feuersglut,
Almosen auch dasselbe thut,
Das löscht die Sünde jederzeit,
Wenn man es gern dem Armen weiht."

Auch der Betrachtung des Reichtums und der Armut, der Art und Weise, wie man auf Erden Gut erwirbt und Schätze sammelt, widmet er eine Reihe von Sprüchen:

„Wer sich zu einem reichen Mann
Gesellet, der verliert daran.

Arm und reich
Geselle stets sich gleich.

Ein reicher Freund ist allen wert,
Armen Freund kein Mensch begehrt.
Wird dem Mann das Gut genommen,
Ist um die Freund' er auch gekommen.

Den habsüchtigen Reichen
Soll man dem Meer vergleichen:
Wieviel auch Wasser fließt zum Meer,
Es fließt ihm nie genug daher.

Was nützt dir, reicher Mann, dein Gut,
Nimmt dich der Tod in seine Hut?

Die Thränen bald getrocknet sind,
Die des reichen Mannes Kind
Weint an seines Vaters Grab:
Gar bald wischt er sie wieder ab.
Doch wißt: des armen Mannes Kind,
Dem Hilf und Schutz genommen sind,
Dem rinnt die Thräne lange
Mit Jammer über die Wange.

Armut bei Ehr' und Tüchtigkeit,
Das ist verborgen Herzeleid.

Des Armen Scham ist große Not
Und macht gar oft die Augen rot.

Dem reichen Wald es wenig schadet,
Wenn sich ein Mann mit Holz beladet:
Was einem Reichen wenig gilt,
Den Armen hoch mit Glück erfüllt.

Wer mit dem Seinen zufrieden ist,
Der ist reich zu jeder Frist.

Dem Armen ist nicht mehr gegeben
Als gutes Hoffen und übel Leben.

Fröhliche Armut,
Das ist Reichtum ohne Gut.

Nach Minne und Gewinn
Steht der Welt der Sinn,

Doch sind ihr oft Gewinne
Noch lieber, als die Minne.

Je mehr der Mann gewinnet,
Je mehr das Gut er minnet.

Das Gut mag wohl heißen gut,
Mit dem man stets das Rechte thut.

Man ehrt nun leider reichen Knecht
Vor armen Herren ohne Recht.

Der Mann ist elend ohne Gut,
Was er auch alles weiß und thut.

Man soll nach Gute werben
Als könnte man nie sterben,
Und soll dann also reichlich geben,
Als könnt' man keine Woche leben.

Man liebt das Geld jetzt mehr,
Als Gott, Leib, Seel' und Ehr.

Minne, Geld, großer Gewinn
Verkehren guten Mannes Sinn."

Von der Untreue entwirft er ein abschreckendes Bild und preist dagegen die Treue:

„Niemand sich versöhnen kann
Mit einem ungetreuen Mann.

Würd' Judas zweimal auch getauft,
So hätt' er dennoch Gott verkauft:
Und mancher thät es noch um Lohn,
Daß er verkaufte Gottes Sohn.

Liebt einer die Tugend noch so sehr,
Irrt einmal nur vom Wege er:
Der Tugend wird vergessen,
Die Missethat gemessen.

Da nun Vater jetzt und Kind
Ungetreu einander sind,

Der Bruder gegen den Bruder strebt
Und Freund mit Freunde übel lebt,
Die ganze Welt in Schande steht
Und ohne Scham sich arg vergeht:
Da nun die Treue wird gebrochen,
Und bleibt doch alles ungerochen,
Für Raub und Brand giebts kein Gericht,
Man fürchtet König und Kaiser nicht,
Der Thoren Spott sind Acht und Bann,
Nichts läßt um ihretwillen man;
Des röm'schen Reiches Ehre liegt
Darnieder, und Unglaube siegt:
So sollt ihr wissen ohne Streit,
Es nahet uns des Fluches Zeit."

Mit rücksichtsloser, nichts verhüllender Wahrheit schildert hier in dem zuletzt angeführten Spruche der Dichter die schlimmen politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit, und durch die Häufung der kurzen Sätze, welche immer auf neue schlimme Thatsachen hinweisen, durch den priamelartigen Aufbau, der alles auf den Schlußgedanken hin zuspitzt, verleiht er seiner Mahnung eine Wucht und Gewalt, die wohl im stande war, die Herzen seiner Zeitgenossen zu erschüttern. Andere seiner Sprüche handeln von Diebstahl und Würfelspiel, von der Trunkenheit, von Zorn, Mißgunst, Geiz, Haß und Neid:

„Der Dieb wagte nicht zu stehlen,
Könnt' er lügen nicht und hehlen.

Was zu Zwölfen wird gestohlen,
Das bleibet nicht ein Jahr verhohlen.

Schilt ein Dieb den andern Dieb,
Das ist den Nachbarn allen lieb.

Mäuse soll man fangen,
Diebe sollen hangen.

Wer einen kleinen Diebstahl thut,
Der stiehlt auch leicht ein größer Gut.

Weib und Spiel zuliebe
Wird mancher Mann zum Diebe.

Es trinken tausend sich zu tot,
Eh' einer stürb' in Durstes Not.

Trunkenheit ist selten gut,
Sie tobt und fälscht den weisen Mut,
Sie ist ein Raub der Tugend gar,
Ein Bild des Todes: nehmt es wahr!

Das Vieh, das heim vom Felde zieht,
Dem Gott doch nicht Verstand beschied,
Das findet doch im Dorfe wohl
Jedes sein Haus, dahin es soll:
So trinket leider mancher Mann,
Daß er sein Haus nicht finden kann.

Des Mannes Witz zu Ende geht,
Wenn er in großem Zorne steht.

Den Thoren treibt der Zorn zur That,
Der Weise geht mit sich zu Rat.

Im Zorne spricht gar leicht ein Mann
Das Schlimmste, was er reden kann.

Wer verschuldet hat sein Leid,
Trägt es leicht zu jeder Zeit.
Unverdientes Leid jedoch
Ist fürs Herz ein schweres Joch.

Ich weiß wohl, daß ein milder Mann
Genug zu geben nie gewann.

Geben thut dem Milden baß
Denn Empfangen, wisset das.

Gar oft dem Menschen Weh geschieht,
Der andre ungern essen sieht;
Es muß ihm immer schlimm ergehen.
Er muß sich selber essen sehen;
Isset er, das schafft ihm Not,
Ißt er nicht, das ist sein Tod:
Von solcher Sorge und Arbeit
Hat er immer bittres Leid.

Man merket nun das Böste gar
Und nimmt des Besten wenig wahr.

Noch besser ist der Bösen Haß
Als ihre Freundschaft, merket das!

Ich wollt' so nicht erwerben Gut,
Daß ich thäte, wie mancher thut,
Der lebt ohn' Ehre und ohn' Gott
Und wird zuletzt der Leute Spott.

Die neidischen Herzen
Gewinnen manche Schmerzen.

Neid bringt niemand Herzeleid,
Als dem selber, der voll Neid.

Niemand mag auf lange Zeit
Ehre haben ohne Neid."

Ebenso geißelt er scharf das Lügen und Trügen und die schlimme Thätigkeit einer bösen Zunge:

„Lügen, Trügen werter sind
Bei Hofe als ein Fürstenkind.

Lügen, Trügen noch erjagen,
Daß in Rom sie Krone tragen.

Lügen, Trügen ist ein Dorn,
Von dem kommt uns Gottes Zorn.

Wer soviel lüget
Und soviel trüget,
Daß ihm niemand glaubet,
Der ist der Ehr' beraubet.

Niemand kann betrügen
Den andern ohne Lügen.

Man fährt mit Lügen durch das Land,
Nicht wieder her, wird man bekannt.

Fänd' feil ich einen Eisenhut,
Der für das Lügen wäre gut,

Und einen Schild fürs Schelten,
Die sind nur allzu selten!
Hätt' ich ein Haus für Ungemach,
Dem ließ ich faulen nie das Dach;
Und einen Turm für Trauern,
Den wollte hoch ich mauern;
Fürs Alter eine Salben,
Die strich ich allenthalben;
Und hätt' ich für den Tod ein Schwert,
Das wäre tausend Lande wert.

Wer da gerne lügen will,
Der macht süßer Reden viel.

Was wir Übeles vernommen,
Ist meistens von der Zunge kommen.

Die Zunge schaffet manche Not,
Die niemand endet als der Tod.

Die Zunge hat kein Bein
Und bricht doch Bein und Stein.

Die Zunge störet manches Land
Und stiftet Raub gar oft und Brand.

Von der Zunge das erging,
Daß Christ an dem Kreuze hing.

Von der Zunge beides kommt:
Das, was schadet und was frommt.

Die böse Zunge scheiden kann
Liebes Weib und lieben Mann.

Viel Zungen müßten kürzer sein,
Stünd' es in dem Willen mein."

In anderen Sprüchen rügt er das Zanken, Streiten und Schelten; über Recht und Unrecht, über das Gute und Böse finden sich bei ihm treffende Bemerkungen:

„Wer will wissen, wer er sei,
Schelte seiner Nachbarn drei;

Wenn es zwei auch ruhig tragen,
Wird der dritt' es ihm schon sagen.

Ich schelte das an manchem Mann,
Was selbst ich nicht vermeiden kann.

Sein Land niemand schelten soll,
Noch seinen Herrn, so steht es wohl.

Ich schelte nicht, was jemand thut,
Macht er nur das Ende gut.

Wen Brot von Weizen dünket schlecht,
Der mache besseres zurecht.

Wer den Leuten allen
Möchte wohlgefallen,
Betracht' als seinesgleichen
Den Armen wie den Reichen,
Den Bösen, den Gerechten,
Den Weisen, wie den Schlechten.
Will er von allen Beifall sehn,
So darf er niemals müßig gehn.

Daß mich krumm dünke grad
Und recht des Unrechts schiefer Pfad,
Man thu' in Bann mich immer,
Das glaube ich doch nimmer.

Ich warte, wann das Unrecht schwinde,
Doch immer mehr davon ich finde.

Wer will auf zwei Wegen traben,
Der muß lange Schenkel haben.

Der Hammer und der Amboß,
Die geben harten Widerstoß.

Was geschehen soll, das geschieht:
Des Guten und Bösen viel man sieht.
Drum, wer's in rechter Weise merken wollte,
Gar viel geschieht, was nicht geschehen sollte."

Auch Krankheit, Hunger und Sorgen macht er zum Gegenstand seiner Betrachtungen:

„Wenn so weisen Arzt ich fände,
Der die Kunst also verstände,
Daß durch die Leute er könnt' sehn,
Dem wollt' den Preis ich zugestehn.

Enthaltung ist die beste List,
Die in Arzneibüchern ist.

Der Hunger ist der beste Koch,
Er war's von je, ist's heute noch.

Wie gut die Speise, wie gut der Trank,
Es währt doch ihre Süße nicht lang'.

Rost frißt Stahl und Eisen,
So thut die Sorge den Weisen.

Sorge machet graue Haare,
So altert Jugend ohne Jahre.

Ohne Sorge niemand mag
Leben einen ganzen Tag.

Mich grüßen immer Sorgen
Zuerst an jedem Morgen."

Daneben finden sich aber bei ihm auch treffende Aussprüche über Edelmut und Tugend, über die rechte Art zu dienen, über Lob, Ehre und andres Gute, was das menschliche Leben schmückt:

„Scham ist eine große Tugend,
Sie bessert Alter, so wie Jugend.

Furcht macht den Löwen zahm,
Zur Ehr' erziehet uns die Scham.

Es schadet gottlose Jugend,
Niemand ist edel ohne Tugend.

Wer ohne Furcht wird erzogen,
An dem ist alle Tugend betrogen.

Alle Ehre ganz zergeht,
Die ohne Zucht und Meister steht.

Wer bösem Mute widersteht,
Die Tugend hoch vor allen geht.

Wer Tugend hat, ist hochgeboren,
Ohn' sie der Adel ist verloren.

Er sei eigen oder frei,
Wer von Geburt nicht edel sei,
Der soll sich Adel geben
Durch tugendreiches Leben.

Müßiggang hat das Recht,
Er machet manchen bösen Knecht.

Der Schmeichler ist den Herren lieb,
Er stiehlt die Ehre wie ein Dieb.

Der neue Besen kehret wohl,
Bevor er Staubes noch wird voll:
Also der neue Dienst auch thut,
Gar willig ist zuerst sein Mut.

Sich selber niemand loben soll,
Wer tüchtig ist, den lobt man wohl.

Wer sich lobt alleine,
Des Lob ist leider kleine.

Man lobt im Tode manchen Mann,
Der lebend niemals Lob gewann.

Mancher lobt ein fremdes Schwert,
Hätt' ers zu Haus, wär's ohne Wert.

Genug ist besser als zu viel,
Wer das nur recht erkennen will.

Was man lobet an dem Mann,
Da kehrt er seinen Fleiß daran.

Meines Feindes Mund,
Lobt mich zu keiner Stund,
Und ist's, daß er gut von mir spricht,
Kommt es ihm doch von Herzen nicht.

Ein Mann um Ehre werben soll,
Wenn er will, er läßt sie wohl;
Gewinnt er aber Schande viel,
Die läßt er nicht so, wenn er will.

Niemand hat ohn' Arbeit,]
Reichtum, Ehre, Weisheit.

Der Faule, der begehrt nicht mehr,
Als wohl zu leben ohne Ehr'.

Nach Ehr' und Gut ein Mann soll jagen
Und doch Gott im Herzen tragen.

Besser zweimal gemessen,
Als einmal 'was vergessen.

Ich gebe meinen freien Mut
Niemals dahin um Geld und Gut."

In schönen Worten spricht der Dichter von der Freundschaft, von reiner Minne und edlen Frauen:

„Gewisser Freund, erprobtes Schwert,
Die sind in Nöten Goldes wert.

Freunde hat gar viele man,
So lang' man sie nicht brauchen kann.

Niemand weiß, wer zu ihm steht,
Als wenn's an Leib und Ehre geht:
Da wird der rechte Freund erkannt,
Der falsche fällt von ihm zuhand.*)

Wo ein Freund den andern ladet,
Kommt er zu oft dahin, das schadet.

Der handelt an dem Freund nicht gut,
Der alles lobt, was er auch thut.

Minne blendet weisen Mann,
Der sich vor ihr nicht hüten kann.

---

*) D. i. sogleich.

Ein Mann soll sein getreues Weib
Lieben wie den eignen Leib:
Wem Gott ein treues Weib beschert,
Dem sind viel Sorgen abgewehrt.

Ein Weib gewinnet hohen Wert,
Wenn sie ein guter Mann begehrt.

Es wird des Mannes Wert erhöht,
Wenn ihm sein Sinn auf Minne steht.

Verzeihen ist der Frauen Sitte,
Doch lieben sie, daß man sie bitte.

Wie sehr ein Weib behütet sei,
So sind doch die Gedanken frei.

Es ist doch keine Hut so gut,
Als die ein Weib sich selber thut.

Ein reines Weib hat reinen Leib,
Den hat selten ein Unweib.

Weibes Schöne manchen hat
Verführt zu großer Missethat.

Von Freude sind die Frau'n genannt:
Sie geben Freude dem ganzen Land;
Wie wohl der Freude kannte,
Der zuerst sie Frauen nannte.

Was Gutes, Böses ist geschehen,
Zum Teil durch Frau'n sah man's entstehen,
Das Beste und das Böste,
Das Niederste und Höchste."

Über Alter und Jugend, über die verschiedenen Stände innerhalb der menschlichen Gesellschaft, über die Geistlichen, über Könige und Fürsten stellt er Betrachtungen an:

„Wer dem Alter und der Jugend,
Das Seine giebt, das heißet Tugend.

Das Alter sehnt sich nach der Jugend,
Die Jugend wünscht des Alters Tugend.

Ein Mann soll steigen in der Jugend
Von einer Tugend zur andern Tugend.

Haben Alte jungen Mut,
Die Jungen alten, das ist nicht gut.
Singen, springen soll die Jugend,
Die Alten walten aller Tugend.

So jung ist niemand noch so alt,
Daß ganz er sich hätt' in Gewalt.

Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag mit Ehren werden alt.

Die gutes Vorbild sollten geben,
Die fälschen jetzt ihr eignes Leben.

Sollt' ich des Weges irre gehn
Und säh' ich tausend Blinde stehn,
Stünd' da ein Sehender dabei,
Den fragt' ich, wo die Straße sei.

Die Kerze bietet Licht uns an,
Bis selbst sie wird zu Asche dann.

Mancher lebt mit Ehren,
Das will die Welt verkehren;
Niemand jedoch fälschen mag
Gottes Wort und hellen Tag.

Der Kaiser sterben muß wie ich,
Dem mag ich wohl gesellen mich.

Von dem ich hör' das Beste sagen,
Des Waffen will ich gerne tragen.

Sagt' ich die Wahrheit jederzeit,
So fänd' ich manchen Widerstreit;
Drum muß ich vieles oft verschweigen:
Man kann zu viel der Wahrheit reichen.
Sagt' ich alles, was ich weiß,
Würd' ich verbannt' aus meinem Kreis.

Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Feld, Stein, Wasser und den Wald,

Das Wild' und Zahme in dem Reich;
Die Luft selbst zwängen sie sogleich,
Die muß uns doch gemeinsam sein.
Könnten sie der Sonne Schein
Verbieten uns, auch Wind und Regen,
Man müßte Zins mit Golde wägen.
Wenn sie sich doch zu Herzen nähmen,
Daß Mücken, Fliegen, Flöhe, Brämen
Sind ihnen feind, wie jedem Mann,
Der nie Schatz noch Land gewann.

Es ward kein Kaiser noch so reich,
Ich bin ihm mit Gedanken gleich."

Auch von dem Denken und Erkennen, von dem Wollen und Empfinden, vom Glauben und Hoffen, von dem Wähnen und Meinen, von Weisheit und Thorheit wird in zahlreichen Sprüchen gehandelt:

„Wer sich selbst erkennen kann
Genau, der ist ein weiser Mann.

Wer nach meinem Willen thut,
Dem trag ich immer holden Mut.

Wer Übel wider Übel thut,
Das ist menschlicher Mut;
Wer Gutes gegen Übles thut,
Das ist göttlicher Mut;
Wer Übles gegen Gutes thut,
Das ist teuflischer Mut.

Böse Gewohnheit
Machet Schaden und Leid.

Wem gram geworden sind die Sterne,
Dem scheint auch leicht der Mond nicht gerne:
Ich fürchte nicht des Mondes Schein,
Will mir die Sonne gnädig sein.

Mich deuchte früher manches gut,
Das jetzt beschweret meinen Mut.

Die Gab' ist zweier Gaben wert,
Die man giebt, eh' sie wird begehrt.

Reines Herz und reiner Mut
Sind in allen Kleidern gut.

Die mit sich selbst zu aller Zeit
Kämpfen, das ist harter Streit.

Könnt' ich mein eigner Meister sein,
So hätt' ich ganz den Willen mein.
Könnt' ich mir selbst den Krieg ansagen,
So müßt' ich meinen Feind ertragen.
Könnt' ich mich selber dann besiegen,
Hätt' alle Not ich überstiegen.

Wer schön in rechtem Maße kann
Stets leben, ist ein weiser Mann.

Glück ist recht wie ein Ball,
Wer steigt, der hüt' sich vor dem Fall.

Es dünket manchen dummen Mann
Die Kunst die beste, die er kann.

Wer zwei Werk' mit einander thut,
Die werden selten beide gut.

Die Bande kann niemand finden,
Die meine Gedanken binden;
Man kann wohl fangen Weib und Mann,
Gedanken niemand fangen kann.

Mich dünkt, wenn allein ich bin,
Ich habe tausend Männer Sinn:
Und komm' ich hin, wo Leute sind,
So bin ich dümmer als ein Kind.

Vier große Ding' sind uns nicht kund,
Die wir doch nennen manche Stund:
Gott, Seele, Engel und der Wind;
Wie sie vertraut den Leuten sind,
So sagt mir niemand doch fürwahr,
Wie sie wohl sind, genau und klar.

Mancher mir die Straße wehrt,
Die er doch selber gerne fährt.

Nie hat ein Mann so harten Mut,
Zuweilen handelt er doch gut.

Verstohlne Wasser süßer sind
Als offner Wein, sagt jedes Kind.

Ist was mit Farbe überzogen,
Wird ein Kind gar leicht betrogen.

Es hat niemand weisen Mut,
Als wer Gottes Willen thut.

Daß niemand Weisheit erben mag
Noch Kunst, das ist ein großer Schlag.

Wer da nicht wohl reden kann,
Der schweig' und bleib ein weiser Mann.

Der Weisen und der Thoren Streit
Hat nun gewähret lange Zeit
Und muß auch lange Zeit noch währen,
Man kann der beiden nicht entbehren.

Wir gefallen all' uns selber wohl,
Drum ist das Land der Thoren voll.

Wer wähnet, daß er weise sei,
Dem wohnt ein Thor ganz nahe bei.

Den Thoren dünket selten gut,
Was ein weiser Mann hier thut.

Wer Thoren gern will stillen,
Der red' nach ihrem Willen."

Auch der Naturbetrachtung wendet sich der Dichter zu; er berichtet Züge aus dem Leben verschiedener Tiere, oft in rein naturbeschreibender Weise, zuweilen aber auch zu dem Zwecke, eine Lehre daran zu knüpfen. Es sind durchgängig Züge, wie sie jenem Zeitalter aus den Schriften der

Italiener und der Alten bekannt waren und wie sie, trotz mancher offenbaren Unwahrscheinlichkeit und Ungeheuerlichkeit, allgemein geglaubt wurden. Die Naturbetrachtung hat ja, genau genommen, bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und bis in unser Jahrhundert hinein auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden; es darf daher nicht Wunder nehmen, daß Freidank in seiner Art und Weise, die Natur zu betrachten, nicht über andere Dichter seiner Zeit emporragt, welche in ähnlicher Weise Fabeln und Allegorien dem Tierreiche entlehnten. Dieser Teil ist der schwächste seines sonst durchaus trefflichen Werkes.

So sehr der Dichter bemüht ist, die Gegenstände, welche er betrachtet, rein sachlich zu behandeln, und so wenig er seine Person hervortreten und seine Empfindung durchbrechen läßt, so kann er doch nicht schweigend an den großen Bewegungen der Zeit vorübergehen. Von diesen sind es namentlich die Überhebung und Entartung in Rom und die Kreuzzüge, denen er eine Reihe von Sprüchen widmet:

„Rom bezwang sonst mit seiner Kraft
Aller Herren Herrschaft;
Nun ist es Knechten unterthan,
Um seiner Falschheit willen ward's gethan.

Sünde niemand kann vergeben
Als Gott allein: das sei mein Streben.

Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut.

Dem Papst gab Gott ein herrlich Amt.
Doch kann die Sünden insgesamt
Er ohne Reu' vergeben,
Geb' er das ew'ge Leben
Auch jedem Christen, Mann und Weib,
Sonst steinige man seinen Leib;
Denn alle kann er dann bewahren,
Kein Kindlein darf zur Hölle fahren.
Doch er kann's nicht, es ist gelogen,
Gar mancher wird zu Rom betrogen.

Der Papst ist ein ird'scher Gott
Und ist doch oft der Römer Spott.
Zu Rom liegt nieder seine Ehr',
In fremdem Land nur ist er hehr.
Sein Hof oft leer und öde ständ',
Wenn er nicht fremde Thoren fänd.

Zu Rom ist manche falsche List,
An der der Papst unschuldig ist.

Was zu Rom Falsches ist,
Das tadele ich auch zur Frist,
Was ich Gutes hab' gesehen,
Werd ich als gut stets zugestehen."

So zeigt sich auch in diesem Abschnitte Freidank als der unparteiische und objektive Beurteiler, als welcher er in dem ganzen Werke erscheint: er lobt, was zu loben ist, selbst an dem Feinde, er tadelt, was tadelnswert ist, auch an dem Freunde. Zu den Sprüchen über den Kreuzzug wurde er durch die Heerfahrt in das heilige Land veranlaßt, welche Friedrich II. in den Jahren 1228 und 1229 unternahm,*) und an der er sich als Pilger beteiligte. Diese Sprüche nehmen meist auf bestimmte Ereignisse Bezug und sind daher mehr historischer Natur, doch sind auch einzelne darunter, welche auf die Bedeutung eines Kreuzzuges im allgemeinen hinweisen:

„Fuhr je ein Kaiser über's Meer
Im Bann und ohn' der Fürsten Heer?
Nun ist er kommen in ein Land,
Wo Gott und Mensch nie Treue fand.
Viel Haß sich ihm entgegenstellt,
Nun soll er kriegen ohne Geld.

*) An den Kreuzzug von 1190 ist nicht zu denken.

Ich sah, daß man das heil'ge Land
Ganz wehrlos, unverteidigt fand.*)
Da man's gewinnen sollte,
Niemand das wehren wollte.
Der Teufel rettete das Land,
Da es ganz unverteidigt stand.
Daß nicht mehr davon unser ist,
Das hinderte des Teufels List.
Wer schuldig sei, das richte Gott,
Daß wir da sind der Welschen Spott.
Und möchten deutsche Leute
Das Land gewinnen heute,
Die Welschen hassen sie so sehr,
Den Heiden gönnten sie's weit mehr.

Nichts hilft uns gegen Sünd' so sehr,
Als reine Fahrt hin übers Meer."

Nachdem der Dichter so alle Gebiete des Menschlichen und Irdischen durchwandert hat, kehrt sein Werk zum Schlusse wieder dahin zurück, von wo es ausgegangen ist: zur Betrachtung des Ewigen und Göttlichen. Mit tiefem Ernste spricht er von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, von dem Tode und von dem Weltgericht, das Gott am jüngsten Tage halten wird:

„Gott that wohl, daß er verbot,
Daß jemand wüßte seinen Tod.
Wüßten ihn die Leute gar,
Da würde klein der Frohen Schar.

Es macht uns Not, daß niemand mag
Dem Tod entrinnen einen Tag.

---

*) Schon von dem Kreuzzuge, welchen Konrad III. im Jahre 1147 in Gemeinschaft mit den Königen von Frankreich und England unternahm, wird ähnliches berichtet. Gerhoh, der Probst des Klosters Reichersberg im Bistum Salzburg, erzählt in seinem Werke: De investigatione Antichristi, daß, als man endlich bis Jerusalem vorgedrungen sei, man die Stadt ganz frei von Feindesgefahr gefunden habe.

Ein falscher Trost ist uns gegeben,
Wir wähnen alle, lang zu leben.

Wie die Leute warben,
Sie lebten bis sie starben,
Und wie sie heut noch werben,
Sie leben, bis sie sterben.

Hätt' ich auch, was ich wünschte, hier,
Ich müßt' es lassen doch von mir.

Wir haben nichts Gewisses mehr
Als den Tod; das kränkt mich schwer.
Ich weiß, der Tod ist mir bereit,
Doch weiß ich nicht des Todes Zeit.

Armer Leute reinen Mut
Nähm' ich für aller Kaiser Gut.

Daß ich den Teufel und den Tod
Muß fürchten, das ist große Not.

Himmel und Erde noch zergehn,
Daß sie in bess'rer Ehre stehn.
Gut ist's, daß Himmel und Erde
Durch Feuer geläutert werde.
Der Teufel hat des Himmels Luft
Verdorben bis zur Hölle Gruft;
So ist die Erde Sünden voll,
Daß man sie beide läutern soll."

Mit einem Gebet, in welchem der Dichter sich und die ganze Christenheit der Huld des dreieinigen Gottes empfiehlt, schließt das Werk. Der überaus reiche Inhalt, der freilich hier nur in der Kürze skizziert werden konnte, die Fülle von wahren, edlen und schönen Gedanken, die im Gegensatz zu der Weitschweifigkeit und Breite, an der andre mittelhochdeutsche Dichtwerke leiden, in kurzer und knapper Sprache vorgetragen werden, das Hineingreifen in den lebendigen Schatz der Volksweisheit, das Vermeiden des trockenen, lehrhaften Tones, der ernste, reine Mannessinn, von dem das Ganze getragen wird, machen das Werk Freidanks zu

einer der edelsten Schöpfungen, die der deutsche Geist hervorgebracht hat. Dasselbe ist auch für unsere Zeit noch ein schönes Lehrbuch echter Lebensweisheit und sollte in keinem deutschen Hause fehlen. Wenn unser Volk wieder lernte, in so sinniger Weise alle Lebensverhältnisse zu betrachten, das wäre ein großer Gewinn, und manche brennende Frage, die jetzt die Gemüter beunruhigt, wäre dadurch von selbst gelöst.

So steht auch die Spruchdichtung im Blütenalter des Minnesanges auf einer Höhe, die sie würdig neben die Liebeslyrik jener Zeit treten läßt. Bald freilich sank sie von dieser Höhe herab und verlor sich in dürftige und trockene Lehrhaftigkeit, in welcher sie dann Jahrhunderte hindurch verharrte, bis im vorigen Jahrhundert mit der Erneuerung unserer gesamten Dichtkunst auch sie neu belebt wurde.

6.

Der Minnesang und der Klerus.

Mitten im Leben und mitten in den Srömungen, welche seine Zeit bewegten, hatte Christus gestanden. Allezeit wirkend und thätig hatte er durch sein gewaltiges Wort und durch seinen fleckenlosen Wandel mächtigen Einfluß nicht nur auf das Volk, unter dem er lebte, sondern auf die gesamte Menschheit ausgeübt. Die Apostel waren seinem leuchtenden Beispiele gefolgt und hatten gleich ihm ihre höchste Aufgabe darin gesehen, unterweisend, leitend und belebend mitten unter dem Volke zu stehen. Aber bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche fing man an, von ihrem Vorbild abzufallen. Man scheute den Kampf mit den Mächten, welche christlicher Sitte und christlichem Glauben entgegenstanden, mit der Üppigkeit und Sinnlichkeit griechischer und orientalischer Religionsbräuche, mit dem sittenlosen Leben großer Städte und nicht am mindesten mit der Lust des eigenen Herzens. Fern von dem sinnberauschenden Wirbel der Weltfreude glaubte man seiner selbst am sichersten und somit des ewigen Heiles am gewissesten zu sein. Daher floh man aus dem üppigen Leben der großen Städte in die Einsamkeit der Wüste, um dort in stiller Abgeschiedenheit und beschaulicher Unthätigkeit sein Leben hinzubringen, sicher vor allen Gefahren, die der schwachen Menschenseele in dem verwirrenden Treiben einer Stadt drohten. Mit stiller Freudigkeit und stand=

haftem Mute verzichtete man auf alles Menschenglück und allen Schmuck des Lebens. Entsagung war das große Wort, das sich diese frommen Büßer zur Losung für ihr Leben erkoren hatten. Es ist eine merkwürdige Eigenschaft der Menschenseele und mit ihr der Seele der Völker und Zeiten, daß sie Maß und rechte Mitte so gern verschmäht und so leicht aus einem Gegensatz in den andern springt. Bald sehen wir sie sich immer weiter spannen, ruhelos nach Besitz, Ehre, Erkenntnis ringen und gierig nach dem Höchsten und Weitesten greifen, bald sich ängstlich auf sich selbst zurückziehen und alles schroff und kalt abstoßen, was die Erde an Liebe, Glück und Lust zu bieten vermag. Aus der Lehre Christi suchten diese Einsiedler ihr Handeln zu begründen, und in ihrer Bedürfnislosigkeit und Abgekehrtheit von allem nichtigen Tand der Erde hielten sie sich für die treuesten Nachfolger Christi und der Apostel.

Im Morgenlande, in dem von jeher, auch schon in vorchristlicher Zeit, die Neigung zur Askese groß gewesen war, traten zuerst christliche Einsiedler auf und errichteten in der Wüste ihre Säulen, auf denen sie ihr Leben zu verbringen gedachten, oder ihre niedrigen Hütten, in die sie sich vor den Lockungen und Versuchungen der Welt bergen wollten. Wie Heilige wurden sie vom Volke verehrt. Das Beispiel der frommen Büßer fand zahlreiche Nachahmung, und viele glaubten sich des ewigen Heiles nicht besser versichern zu können, als wenn sie nahe bei der Hütte eines solchen Heiligen sich auch eine Zelle errichteten, in welcher sie, sorgfältig das fromme Vorbild nachahmend, ihr Leben in Andachtsübungen verbrachten. So entstanden nach und nach ganze Kolonien von Einsiedlern, welche gemeinschaftlich Entsagung übten und ihr Zusammenleben durch bestimmte Gesetze regelten. Auch im Abendlande fand diese morgenländische Neigung zum Einsiedlerleben bereits sehr früh Eingang. Zuerst in Gallien und Irland und nach und nach auch in andern Ländern Europas wurden Klöster gegründet,

und das ganze Klosterleben des Abendlandes erhielt durch die Regel des Benedikt von Nursia, der im Jahre 529 ein Kloster auf dem Monte Cassino in Italien stiftete, eine einheitliche Gestaltung. Alle Mönche und Nonnen verpflichteten sich durch ein feierliches Gelübde zu Gehorsam, Armut und Keuschheit.

Diese asketische Richtung griff immer weiter um sich, und sie steigerte sich im Laufe der Zeit so, daß im elften Jahrhundert Papst Gregor VII. es wagen konnte, auch den Weltgeistlichen die Ehe zu verbieten und das Gelübde der Ehelosigkeit, das früher nur von den Klosterbrüdern abgelegt worden war, auch von denen zu fordern, die bisher als Herren eines eigenen Hauses und als glückliche Väter und Beschützer einer Familie, Segen spendend und mit schönem Beispiel echter hausväterlicher Treue und Sorgsamkeit voranleuchtend, mitten unter ihrer Gemeinde gestanden hatten. Wäre nicht jene asketische Richtung bereits weit über die Mauern der Klöster hinausgedrungen gewesen und hätte sie nicht das gesunde Fühlen und Denken des Volkes selbst zu verwirren begonnen, es wäre dem Papst unmöglich gewesen, diese Maßregel priesterlicher Herrschsucht durchzusetzen, die aller gesunden Entwickelung und allem gesunden Volkstum geradezu ins Gesicht schlug. Mit dem Verbot der Priesterehe hatte sich die christliche Askese am weitesten von dem wahren Wesen des Christentums entfernt; das Band, das den Priester mit seiner Gemeinde am innigsten verknüpft hatte, war dadurch gewaltsam gelöst worden, ein tiefer Riß ging durch das ganze Volk und spaltete dasselbe in Klerus und Laien. Der Priester hatte keinen Teil mehr an den einfachen Quellen des Menschenglückes, die für jeden anderen flossen und die natürlichen Ursachen aller näheren Beziehungen wurden, welche die einzelnen Glieder der Gemeinde untereinander verbanden. Er konnte nicht mehr lebendig und ganz teilnehmen an den Leiden und Freuden, welche die Familien seiner Gemeinde bewegten; er stand heraus-

gehoben aus dem Leben und Fühlen derselben, ein kaltes Werkzeug priesterlicher Herrschsucht.

Aber noch schlimmere Wirkungen knüpften sich an jenes Eheverbot. Die Natur wurde durch dasselbe auf verbrecherische Bahnen gedrängt, und die Priester, denen die Ehe versagt war, störten den Frieden fremder Ehen. Die Annalen der Geschichte berichten von einer sittlichen Entartung des Klerus, von einem wüsten, ausschweifenden, zügellosen Leben der Geistlichkeit jener Zeit, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Die niederen Weltgeistlichen und die Bettelmönche, deren Scharen immer größer wurden, gaben durch ihren sittenlosen Lebenswandel großes Ärgernis und wurden verderbenbringend für die Einfalt und Reinheit der Sitten des Volkes. In einem Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert, welches den Titel „Pfaffenleben“*) trägt, wird das anstößige Leben der Kleriker aufs lebhafteste getadelt. In den Fabliaux der Franzosen, in den Novellen des Boccaccio, in den deutschen poetischen Erzählungen, wie deren eine große Zahl von der Hagen in seinen „Gesamtabenteuern“ veröffentlicht hat, sind fast immer die Helden der sittenlosen Abenteuer und frivolen Liebeshändel Geistliche. Und die Chroniken und Geschichtsaufzeichnungen aus jener und aus späterer Zeit bestätigen, daß in jenen Dichtungen keineswegs Erfundenes geboten wird, sondern Wirkliches und Thatsächliches, wie es sich leider nur allzuhäufig zutrug.

Während die niedere Geistlichkeit den Verkehr mit Frauen und Mädchen aus dem Volke lebhaft suchte, war auch die höhere Geistlichkeit der Minne nicht abgeneigt und verkehrte gern mit Frauen aus höheren Ständen. Der Verkehr mit weiblicher Anmut gestaltete sich hier natürlich von selbst zu einem zuchtvollen und höfisch feinen, wie er der hohen Minne eigen war. In einer Handschrift, welche

*) Abgedruckt in den von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann herausgegebenen „Altdeutschen Blättern“. Leipzig 1836. I. Bd. 3. Heft. S. 217 ff.

Briefe Werinhers von Tegernsee enthält, finden sich auch zwei Liebesbriefe, welche jedenfalls ein Mädchen aus höheren Ständen an einen bayrischen Geistlichen geschrieben hat.*) Diese Briefe stammen aus dem zwölften Jahrhundert. In dieser Zeit nahm die Gelehrsamkeit einen neuen Aufschwung, und daran beteiligten sich auch lebhaft höfische Frauen. Sie ließen sich von Geistlichen Unterricht in der lateinischen Sprache geben, und zuweilen entwickelte sich zwischen Lehrer und Schülerin ein geheimes Herzensbündnis, das oft unausgesprochen blieb, oft aber auch zu einem wirklichen Liebesverhältnis führte. Die Hofdame, welche jene Liebesbriefe schrieb, lernte sicher auch bei dem Geistlichen, an den sie dieselben richtete, Latein, und die Briefe sollten zugleich Proben des Gelernten sein. Auch eine Antwort des Geistlichen ist in jener Handschrift mit überliefert. Der erste Liebesbrief des Mädchens, der zwischen Versen und Prosa wechselt, lautet:

„Dir, H.**), der Blumen Blüte, voll reiner Sitte und Güte,
Der Tugend reinstem Bilde und Spiegel, schön und milde,
Wünscht. . . ***) die Honiggleiche, die Taube, die sanftmutreiche,
Alles Menschen Beglückende, alles Herzen Entzückende,
Was uns hier auf Erden und in Ewigkeit mag werden,
Und was für Pyramus wollte Thisbe, die Reine und Holde,
Endlich sich selbst und wieder sich und was noch höher beglückt dich. †)

Geliebtester aller Geliebten! Wenn mich in ganzer Fülle der Geist des Maro beseelte, wenn die Beredsamkeit des

---

*) Die Handschrift befindet sich gegenwärtig in München (cod. Teg. 1008). Die Liebesbriefe, welche hier in Uebersetzung gegeben werden, sind lateinisch geschrieben und nach einer von Wattenbach genommenen Abschrift in „Des Minnesanges Frühling", herausgeg. von Lachmann und Haupt, S. 221 ff. mitgeteilt.

**) Der Name des Geliebten ist bloß durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet.

***) Der Name der schreibenden Dame fehlt ganz, auch der Anfangsbuchstabe ist nicht angegeben.

†) Die Verse sind leoninische, wie sie im Mittelalter sehr beliebt waren.

Cicero oder irgend eines ausgezeichneten Redners oder, daß ich so sage, eines hervorragenden Reimkünstlers mir entströmte, so müßte ich doch bekennen, daß ich dir nicht gewachsen sei, und daß ich deine feingefügte und wohlgefeilte Rede nicht ebenbürtig zu beantworten vermöchte. Wenn ich daher dieses oder jenes weniger fein und zierlich vorbringen sollte, als ich beabsichtige, so bitte ich dich, nicht spöttisch zu lachen; du fühlst ja doch voll und ganz mit mir, was ich im Herzen trage. Da gute Herzen nach traulichem Verkehr mit gleichfühlenden zu streben pflegen und es mir am Herzen liegt, deinen Vorschriften in allem zu gehorchen, so wollte ich doch den süßen Worten deines Briefes durch das gegenwärtige, wenn auch schwache Schreiben eine Erwiderung zu teil werden lassen. Und weil unsere Unterhaltung in ihrem Anfang, Fortgang und Ende immer von der Freundschaft handelte, so verlangt es die Ordnung der Dinge selbst, von der wahren Freundschaft zu sprechen, die das Beste, Seligste und Lieblichste auf Erden ist. Nach dem Zeugnis des Tullius Cicero ist die wahre Freundschaft die Übereinstimmung in allen göttlichen und menschlichen Dingen mit Liebe und Wohlwollen, und sie ist auch, wie ich von dir gelernt habe, herrlicher als alle menschlichen Dinge und trefflicher als alle übrigen Tugenden; sie verbindet das Getrennte, sie erhält das Verbundene und, was sie erhält, das schmückt sie immer reicher und reicher. Nichts ist wahrer, als diese Beschreibung und Erklärung. Wer ihr nacheifert, der kann keinen festeren Grund finden.

Ihr laßt nach uns streben, denn durch sie wird fest unser Leben;
Ein herrlicher Ding ward nie, Verzweifelte tröstet sie.
Gefallene richtet sie auf, sie erquickt, die ermattet vom Lauf;
Sie läßt nicht irr uns gehen, frei will sie die Liebe sehen.
Sie ordnet (um kurz zu sein) alles gar zierlich und fein;
Sie regieret und herrscht gewaltig und segnet uns mannigfaltig.

Doch um das beiseite zu lassen, ohne es doch zu unterlassen, an dich wendet sich jetzt meine Rede, an dich,

sage ich, den ich in meinem innersten Herzen eingeschlossen halte, der alles Lobes würdig ist, was einem Menschen zukommt. Denn von dem Tage an, da ich zum ersten Male dich sah, habe ich angefangen, dich zu lieben. Du bist kühn in das Innerste meines Herzens gedrungen, und hast dir dort, es ist wunderbar zu sagen, durch den Zauber deiner anmutigen Rede einen Sitz bereitet, und damit er nicht durch irgend einen Anstoß umgeworfen werde, hast du durch deine Briefe dir ihn wie einen Dreifuß, ja vielmehr wie einen Vierfuß aufs festeste gegründet. Daher kommt es, daß dich in meinem Gedächtnis kein Vergessen auslöschen, keine Dämmerung verdunkeln, kein, wenn auch noch so starkes Zusammenbrausen von Sturm und Wetter hinwegwirbeln kann. Denn wo fortwährend die Dinge im Wechsel einander ablösen, wie kann man da von Beständigkeit reden? Ich bekenne offen, weil ich das allein ein wahres Sein nennen würde, wenn ich allezeit in deiner unmittelbaren Nähe sein könnte, und weil dieses wahre Sein mir benommen ist, so wird alles Sein, wie es auch beschaffen sein möge, von mir für falsch gehalten. Lehre du mich also zu einem wahren Sein durchdringen, und das kann nicht anders geschehen, als wenn etwas von deinem Sein mit dem meinigen sich vereinigt. Auch die Treue wird die Königin aller Tugenden genannt: das bezeugt nicht nur das göttliche Wort, sondern auch die nicht zu verwerfende Lehre der Weltweisen. Diese Treue begehrst du, diese begehre ich; du suchst sie bei mir, ich bei dir; diese befestige durch Worte und Thaten unablässig in deinem Herzen; wenn du von ihr dich trennst, versinkest du in tiefe Abgründe, wenn du von ihr dich scheidest, schweifst du ab von der Bahn der Guten. Wenn du aber dich ihr verbindest, glänzest du wie der Strahl der Sonne; wenn du sie übest, erstürmst du der Tugend Burg; wenn du ihr anhängest, erringst du ein seliges Leben; hältst du sie fest, so kannst du den Anker deines Hoffens ergreifen. Weshalb? Weil sie die Hoff-

nung in sich trägt und die Liebe sich vereint. Durch ihre Bande sind wir verknüpft, wegen dieses Gefühles der Treue preisen wir uns glücklich. Was ist da noch weiter hinzuzufügen?

Alles Glück und Heil wird dem treuen Herzen zu teil.

Du allein bist mir aus Tausenden auserwählt, du allein bist bis in das innerste Heiligtum meines Sinnes aufgenommen, du allein bist mir volle Genüge zu allem, wenn du von meiner Liebe, wie ich hoffe, nicht weichst. So wie du gethan hast, that auch ich: auf alle Freude habe ich aus Liebe zu dir verzichtet, an dir allein hänge ich, in dir ruht alle meine Hoffnung und Zuversicht. Weiter, wenn du mir den Rat giebst, mich vor den Rittern wie vor gewissen Ungeheuern zu hüten, so thust du wohl daran. Auch ich weiß recht wohl, wie ich mich hüte, daß ich nicht in die Grube falle: dennoch vermeide ich, indem ich meine Treue gegen dich bewahre, jene nicht ganz, so jedoch, daß ich nicht jenem Fehler unterliege, den du ihnen beimissest. Denn sie sind es nun einmal doch, durch welche die feine höfische Zucht und Sitte so zu sagen*) geleitet und regiert wird. Sie sind Quelle und Ursprung alles Edelsinnes. Das über sie Gesagte mag genügen, wenn sie nur unserer Liebe nichts in den Weg legen. Meines Gelöbnisses nicht uneingedenk, werde ich dich immer und überall im Gedächtnis tragen, weil dadurch mein Heiligenglanz erhöht und mein Ruhm erneut wird. Beständigkeit des Sinnes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch Gold und Silber in Fülle mir erwerbe, nämlich Liebreiz der Seele, welcher begehrenswerter ist, als Gold und Silber. Was dir das Liebste sein mag,

Das erwähle auch ich, und das für immer beglückt mich,
Daran immer zu hangen, darnach steht fest mein Verlangen.

*) ut ita dicam, ein Flickwort, dessen sich die Dame wiederholt bedient, um ihrem Stil ciceronianisches Gepräge zu verleihen.

Du sollst sorglos sein, es folgt in dem Herzen mein
Nie ein anderer dir, du allein nur, du Einz'ger, gefällst mir.
Gern hätt' noch mehr ich geschrieben: doch ist es nicht not unter Lieben.

Du bist mein, ich bin dein.*)
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen:
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt nun immer drinnen sein."

Auf dieses Schreiben anwortete der Geistliche:

„Dein vertrautes, freundschaftliches Schreiben habe ich mit großem Eifer gelesen und mich an dem vielfachen Lobe der Treue und Freundschaft ergötzt. Wie das Gefild, wenn die winterliche Zeit vorübergegangen ist, haben mich die Blüten deiner Anmut neu belebt. Und fürwahr, wenn alle Glieder meines Körpers sich in Zungen verwandelten, vermöchte ich so großen Lobsprüchen nicht genügend zu antworten, und wenn ich ganz die Natur eines löcherigen Schwammes annähme, so wäre ich nicht im stande, so viel Treffliches aufzusaugen. Wenn du aber nur nicht, nach jenem Worte des Horaz, dem menschlichen Haupte den Hals eines Pferdes gegeben hättest, oder das schöne Weib unten in einen häßlichen Fisch hättest auslaufen lassen. Denn du hast mir eine Chimäre von nicht geringer Seltsamkeit vor die Seele gestellt, indem du aus einer Quelle in gleicher Weise süßes und bitteres Wasser hervorströmen ließest, welch letzteres das Gefild meines Herzens, das eben, durch dich getränkt, Blüte und Frucht der Treue und Freundschaft zu treiben begonnen hatte, plötzlich mit salziger, bitterer Flut überströmte und alle anmutige Lieblichkeit desselben ersterben ließ. Du hast die Äste deiner Worte, die mit Blättern anmutig geschmückt waren, nach mir ausgestreckt und mein Herz angelockt, um mich dann wieder von dir zu stoßen, damit ich nicht irgendwelche Frucht deines Baumes

*) Diese anmutigen Zeilen sind in deutscher Sprache von der Briefschreiberin dem lateinischen Briefe angefügt.

zum Kosten pflückte. Das ist jener Feigenbaum des Evangeliums ohne Frucht und poetischer Redeschmuck ohne That. Was hat deinen Sinn eingenommen? Denn wenn der Glaube ohne Werke tot und erst die Ausführung des Werkes die Erfüllung der Liebe ist, so hast du dir selbst gewaltig widersprochen, indem du dem guten Anfange, den süßen Redeblumen im Eingange, einen nicht sehr entsprechenden Schluß gegeben oder angekündigt und meinem Wollen dein Nichtwollen, ganz im Widerspruch mit dem Gesetz der Freundschaft, entgegengestellt hast. Es ziemt sich, daß der erste Teil deines Briefes jenen rauhen Schluß, der das Gegenteil der Freundschaft ist, völlig verleugne, und daß du das, was du in Worten so herrlich dargestellt hast, durch freundschaftliche Thaten bestätigst. . . . . . " *)

Die Wünsche, welche in diesem Briefe der Geistliche andeutete, wurden von dem Mädchen in dem folgenden Antwortschreiben auf das bestimmteste zurückgewiesen:

„Dem Ihren die Seine. Es sagt jemand unter dem Namen Ovids von der Liebe:

Hofft' ich doch immer durch Sieg der Liebe Sorgen zu bannen.**)

Diesen Vers möchte ich bei mir etwas anders gewendet wissen. Denn ich hoffte, es sei in Bezug darauf nicht erst eine Auseinandersetzung nötig: aber ich werde wiederum zu den Waffen gerufen und gezwungen, eine Weise anzustimmen, wie ich sie nicht beginnen wollte. Wer vermag denn eine angefangene Rede zurückzuhalten? Ich will aber nicht, daß du mir gram seiest, wenn ich die Glut, welche

---

*) Das Ende des Briefes bilden abgerissene, unverständliche Sätze und Abkürzungen, denen jedenfalls nur die Geliebte einen klaren Sinn unterzulegen vermochte.

**) Die Handschrift deutet den Vers bloß an, in dem sie nur das Anfangswort Sperabam enthält. Gemeint ist ein Vers Pseudovids, welcher in dem Ovidius puellarum steht:

„Summi victoris fierem cum victor amoris
Sperabam curis finem fecisse futuris."

deine Seele ergriffen hat, abkühle. Ich habe dir, daß ich die Wahrheit gestehe, vertraulicher geschrieben, als es jemals vor dir irgend ein Mann von mir zu erringen vermocht hat. Aber ihr schlauen oder, besser gesagt, weltgewandten Männer pflegt uns einfältige Mädchen in der Rede zu fangen; weil wir gewöhnlich in Einfalt des Gemütes mit euch auf den Kampfplan der Worte herausgehen, so durchbohrt ihr uns mit euren Geschossen eines, wie ihr meint, logisch klaren Denkens. Daher kommt es, daß du den Brief, der jüngst von mir an dich geschrieben worden war, mit gewissen ungeheuren Tieren verglichen hast, die nicht existieren, aber doch bezeichnend sind, und daß du doch darnach ganz dasselbe gethan hast, dessen deine Freunde zu beschuldigen du dich nicht scheutest. Denn mit allzu schamlosem und keckem Gemüte über das Maß hinausschreitend, hast du unvorsichtig die Zügel des ruhig laufenden Gespräches gelockert, indem du Worte, die, wie ich meine, gut und ehrlich waren und aus gutem Gewissen und ungeheuchelter Treue entsprangen, mit einer Chimäre und Sirene verglichen hast. Das kommt nirgend anders her, wie ich fest glaube, als daher, weil ihr handelt, wie es in dem bekannten Worte heißt: ‚Was der Bock u. s. w.'*) und weil ihr glaubt, daß ihr nach jedem freundlichen Worte von uns gleich zu Thaten übergehen müßt. So ist es nicht und so wird es niemals sein. Denn ich möchte dir desto schlechter gefallen, wenn ich mich allen denen hingeben wollte, welchen ich gütlich zuspreche. Weil du mir meine Rede verkehret hast, so bist du mir fremd und seltsam geworden. Das sollst du nimmermehr thun; Freund, folge du meiner Lehre, die kann dir nicht schaden. Denn wärst du mir nicht lieb, so ließe ich dich in den Abgrund, daß ich so sage, der Unwissenheit und Blindheit laufen. Das hast du aber nicht verdient, weil

*) Anfang eines Sprichwortes, welches lautete: „Was der Bock an ihm selber weiß, desselbig zeihet er die Geiß."

in dir Früchte der Ehre und des Edelsinnes sind. Ich hätte dir wohl mehr geschrieben, doch du bist also wohl erfahren, daß du aus wenigem viel zu nehmen weißt. Beständig und selig du immer seist!" *)

Dieser kurze Briefwechsel gewährt uns klaren Einblick in ein solches Liebesverhältnis eines Geistlichen zu einer Edeldame. Auch hier treten ganz dieselben Erscheinungen zu tage, wie bei dem Liebeswerben der Ritter. Der Mann ist ungestüm und heftig in seinem Begehren, die Frau dagegen zeigt sich als die Hüterin der Sitte und feinen Zucht, sie lehnt die Auffassung der Liebe, wie der Geliebte sie zeigt, ab und verweist ihn auf den geistigen Verkehr. Von ähnlichen zarten Verhältnissen zwischen Geistlichen und hochgestellten Frauen liegen noch mancherlei andere urkundliche Zeugnisse vor. So wird in der Chronik des Klosters St. Gallen**) über den Mönch Ekkehard II. berichtet, daß derselbe mit der verwitweten Herzogin Hadawig von Schwaben den Virgil gelesen habe. Als ihn ein Klosterbruder von Reichenau, namens Ruodmann, in spöttischer Weise beglückwünschte, daß er eine so schöne Schülerin habe, gab ihm Ekkehard den Spott zurück, indem er sagte: „Hast du doch auch die schöne Gotelind Dialektik gelehrt."

Wie an der Minne, so fanden die Kleriker auch Ver-

*) Der Schluß des Briefes wechselt in köstlicher Weise zwischen deutscher und lateinischer Rede; überall wo das Gefühl spricht, bricht die deutsche Sprache durch. Er lautet in dem handschriftlichen Text: *Wande ih mohte dir deste wirs gevalle, ob ih mih* prosternerem *in allen den ih gotlichen zuspriche. wande du mir daz vercheret hast,* notabilis factus es mihi. *desne soltu dun niemere. friunt, volge du miner lere. diu nemach dir gescaden nieth. wande warest du mir nieth liep,* ego permittererem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantie et cecitatis. *des ne bist abe du nieth wert,* quia in te sunt fructus honoris et honestatis. *ich habete dir wol mere gescriben, niuwan daz du bist also wole getriben,* quod scis colligere mul(ta) de paucis. *statich und salich du iemer wis.*

**) Ekkehardi IV., Casus S. Galli, Monumenta Germaniae, Script. II., 75 ff.

gnügen am Minnesang. Mit vielem Eifer sammelten sie weltliche Liebeslieder und schrieben sie sorgfältig auf, und wir sind diesen emsigen Schreibern zu großem Danke verpflichtet; denn nur äußerst wenig von der Poesie des Mittelalters würde auf unsere Zeit gekommen sein, wenn es nicht in den Handschriften der Klöster aufbewahrt worden wäre. Aber sie dichteten auch selbst weltliche Lieder, leichte, heitere, schwungvolle Weisen, meist in lateinischer Sprache, zuweilen aber auch halb lateinisch, halb deutsch. Merkwürdig ist es, daß in jener Zeit fast alle Gedichte, welche sittliche und religiöse Fragen behandelten, aus dem Kreise der Laien hervorgingen, während die heitere Weltlust auf der Seite des Klerus war.

Eine solche von einem Geistlichen angelegte Sammlung lateinischer und deutscher Lieder ist uns in einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Kloster Benedictbeuern überliefert.*) Dieselbe enthält Ernstes und Heiteres, religiöse, sowie weltliche Gesänge. Namentlich die letzteren sind in großer Zahl vertreten, es sind Liebes-, Trink- und Spiellieder (amatoria, potatoria, lusoria), die zum Teil einen sehr ausgelassenen Ton anstimmen. Fast durchgehends sind es Lieder, wie sie die Fahrenden zu singen pflegten, und aus dem Munde fahrender Leute hatte sie wohl auch der Mönch vernommen, der sie niederschrieb. Daher sind in die lateinischen Lieder vielfach deutsche und romanische Worte eingemengt, die zum Teil sicher durch das Wandern von Mund zu Mund hineingekommen waren. Es finden sich auch einzelne Strophen von Dietmar von Aist, Heinrich von Morungen, Reinmar dem Alten, Walther von der Vogelweide, Otto von Botenlauben und anderen Minnesingern mit aufgezeichnet. Der größte Teil der Lieder aber war

*) Dieselbe befindet sich gegenwärtig auf der Königlichen Bibliothek zu München; von Schmeller ist sie unter dem Titel Carmina Burana (Stuttgart 1847) herausgegeben worden.

von Geistlichen selbst gedichtet*), von fahrenden Schülern und wandernden Klerikern, zuweilen wohl auch von Mönchen in ihrer einsamen Zelle, die durch die Phantasie sich über ihre Abgeschiedenheit hinwegtäuschten und im Gedicht genossen, was die strenge Ordensregel in Wirklichkeit umzusetzen ihnen verbot.

Unter den deutschen Strophen, die sich in dieser Sammlung finden, ist manches anmutige Liedchen. So z. B. das folgende:

„Komme, komm, Geselle mein,
Voller Sehnsucht harr' ich dein.
Voller Sehnsucht harr' ich dein:
Komme, komm, Geselle mein.

Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.
Komm und mache mich gesund,
Süßer, rosenfarbner Mund.“

Das Lied hat auch den Klosterbrüdern gefallen; denn einer derselben hat es lateinisch nachgebildet:

„Veni, veni, venias,
Ne me mori facias.
. . . .
. . . .

Pulchra tibi facies,
Oculorum acies,
Capillorum series,
O quam clara species!

Rosa rubicundior,
Lilio candidior,

*) Die schönsten, bedeutendsten und ältesten derselben schreibt J. Grimm dem Archipoëta, einem wandernden Kleriker, zu. Philol. und hist. Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissensch. zu Berlin, 1843. S. 176 ff.

Omnibus formosior,
Semper in te glorior."*)

Solche lateinische Nachbildungen deutscher Minnelieder finden sich viele in jener Sammlung. So ist z. B. auch die folgende Strophe lateinisch nachgebildet worden:

„Edele Herrin mein,
Um Gnade bitt' ich dich,
Dein wonniglicher Schein
Will ganz verderben mich:
Süße, geh' in dich,
Dein Leib ist mir zu wonniglich.
Nach ihm ist mir not,
Süße Herrin, Gnade, ich bin tot."

Die lateinische Nachbildung lautet:

„Nobilis, mei
Miserere precor,
Tua facies
Ensis est quo necor,
Nam medullitus
Amat meum te cor.
Subveni!
Amor improbus
Omnia superat,
Subveni!"**)

Eine andre deutsche Strophe lautet:

*) Die lateinische Nachbildung ist zugleich eine Erweiterung; sie lautet deutsch: „Komme, komme, komme nur und lasse mich nicht sterben. Schön ist dein Antlitz, hell deine Augen, dicht und langwallend dein Haar, von welch herrlicher Art bist du! Röter als die Rose, weißer als die Lilie, schöner als alle bist du, in dich setze ich ewig meinen Ruhm."

**) d. i. „Edle, ich bitte dich, erbarme dich meiner! Dein Antlitz ist das Schwert, durch das ich getötet werde. Denn aufs innigste liebt dich mein Herz, komme mir zu Hilfe! Unermeßliche Liebe überwindet alles, stehe mir bei!"

„Niemals ich den Sommer sah,
Daß er so herrlich deuchte mich:
Mit manchen Blumen wohlgethan
Die Heide hat gezieret sich,
Sanges ist der Wald so voll,
Die Zeit, die thut den kleinen Vöglein wohl.“

Der Geistliche, der sich an dieser Minnestrophe freute, gab dieselbe lateinisch in folgender Weise wieder:

„Aestas non apparuit
Praeteritis temporibus
Quae sic clara fuerit:
Ornantur prata floribus.
Aves nunc in silva canunt
Et canendo dulce garriunt.“*)

Auch die folgende Strophe, die selbst schon halb lateinisch und halb deutsch ist, wurde übersetzt:

„Floret silva undique,
Nach meinem Gesellen ist mir weh.
Grünt der Wald allenthalben:
Wo ist mein Geselle allsolange?
Der ist geritten hinnen,
O weh, wer soll mich minnen?“

Die fast wörtliche Übersetzung lautet:

„Floret silva nobilis
Floribus et foliis.
Ubi est antiquus
Meus amicus?
Hinc equitavit,
Eia, quis me amabit?“

In dieser Weise suchten die Geistlichen in ihre lateinische Welt sich hereinzuholen, was ihnen fahrende Leute

*) d. i. „Noch nie erschien in vergangener Zeit ein Sommer, der so herrlich gewesen wäre: Die Wiesen schmücken sich mit Blumen. Die Vögel singen nun im Walde und plaudern süß im Gesange.“

in deutscher Sprache vorgesungen hatten. Sie wollten sich dadurch den Genuß an diesen Liedern erhöhen und gaben sich mit großer Lust und Liebe solcher Beschäftigung hin, wie die große Zahl der Nachbildungen bekundet. Von der Nachbildung erhoben sie sich aber zu eigner Produktion, indem sie teils den nachgebildeten eine Reihe neuer und selbständiger Strophen hinzufügten, teils neue Lieder schufen, in welchen sie in schwungvoller Weise Weib, Würfel und Wein, die drei berühmten W, besangen. In einigen dieser Lieder mischt sich die lateinische Sprache mit der deutschen, ein Zeichen, daß auch bei den lateinisch Gebildeten bereits die deutsche Sprache ihr Recht verlangte. Gewöhnlich tritt in Gedichten dieser Art die deutsche Sprache überall da ein, wo das Gefühl warm und voll zum Durchbruch kommt. Man fing an zu erkennen, daß die lateinische Sprache, wie überhaupt jede fremde Sprache, zum unmittelbaren Ausdruck der innersten Gefühle und Gedanken unzulänglich sei, und daß das innerste Leben der Seele wahr und ganz sich nur in der Muttersprache äußern könne. Auch die lateinischen Gedichte sind völlig deutsch gedacht, nur das Gewand ist noch ein fremdes; der Geist, den dasselbe birgt, ist bereits ein durch und durch deutscher, der nur des Augenblickes wartet, in welchem er, befreit von dem unwürdigen Joche, in seiner natürlichen Schönheit und Reinheit einherschreiten kann. So steigt, zwar ganz langsam und allmählich, aber doch mit sicherem Schritte das mißachtete Heimische über das Fremde empor, an dem man nur deshalb so lange hartnäckig festhielt, weil man es sich mühsam angeeignet hatte und sich in dem so schwer erworbenen Schmucke des Fremden vornehmer dünkte.

Die aus lateinischen und deutschen Worten gemischten Lieder sind daher durchaus nicht auf eine komische Wirkung berechnet, wie man wohl geglaubt hat, sondern sie sind völlig ernst gemeint und haben im Gegenteil meist etwas Rührendes und Inniges. Es erinnert an das Stammeln eines

Kindes, wenn plötzlich zwischen glatten lateinischen Sätzen einzelne deutsche Worte erklingen, die oft nur eine schlichte, einfache Übersetzung des lateinischen Satzes sind, oft jedoch auch in schmuckloser, aber herzlicher Weise den Gedanken weiterführen. Ein recht hübsches Gedicht dieser Art ist das folgende:

„Stetit puella*)
Rufa tunica:
Si quis eam tetigit,
Tunica crepuit.
Eia.

Stetit puella,
Tamquam rosula
Facie splenduit
Et os ejus floruit.
Eia.

---

*) d. i. „Es stand ein Mädchen
In einem roten Kleid.
Wenn jemand sie berührte,
Da rauschte das Kleid.
Eia.

Es stand ein Mädchen,
Gerade wie ein Röslein
Glänzte sie im Antlitz
Und blühte ihr Mund.
Eia.

Es stand ein Mädchen
An einem Baume
Und schrieb ihre Liebe
Auf ein Blatt.

Gleich darauf kam dorthin Venus;
Große Liebe,
Gar hohe Minne
Bot sie dem Manne.“

Stetit puella,
Bî einem boume,
Scripsit amorem
An eime loube.

Dar chom Vênus alsô fram;
Caritatem magnam,
Vil hôhe minne
Bôt si ir manne."

Die bei weitem größte Zahl ihrer Lieder aber dichteten die Geistlichen ganz in lateinischer Sprache. Diese lateinische Poesie des Klerus trägt durchaus den Charakter der Vagantenpoesie, sie ist ein wilder Sproß der Schulgelehrsamkeit und weicht von dem Tone des höfischen Minneliedes ganz wesentlich ab. Von der Zartheit, Innigkeit und frischen Natürlichkeit desselben ist nur wenig zu spüren, der Ausdruck ist frei und keck, zügellos überschreitet die Phantasie alle Grenzen, und die ungebundene Lust kommt oft in derbster Weise zum Durchbruch. Dabei ist aber die Sprache glänzend und schwungvoll und eine gewisse Genialität ist vielen Liedern nicht abzusprechen, eine Genialität freilich, die ohne Maß und Ziel im Genusse schwelgt und den Becher des Lebens bis zur Neige leert.

Eins der maßvolleren ist das folgende, das hier in Übersetzung mitgeteilt wird:

„In der Morgendämmerung
Führte auf der Heide
Eine Schöne, frisch und jung,
Ihre Herd' zur Weide.

Schafe, Esel, Ziegen sind
In der kleinen Herde.
Munter springt manch' junges Rind,
Mutig von Gebärde.

Auf dem Rasen dort sie sah
Einen Schüler stehen:
‚Sagt, mein Herr, was treibt Ihr da,
Wollt Ihr mit mir gehen?‘

Ein andres lautet:

„In holder, schöner Frühlingszeit
Umkränzt vom reichsten Blütenkleid
Ein Mädchen träumt von Glück und Leid.
O süße Liebe!

Sieh, wie die Bäume herrlich blüh'n,
Und wie der Mädchen Wangen glüh'n
Und ihre Augen Blitze sprüh'n.
O süße Liebe!

Und sieh, die Lilie strahlt so weiß,
Die Mädchen sammeln sich im Kreis,
Ihr Lied ertönt zu Gottes Preis.
O süße Liebe!

Hielt ich doch die in meinem Arm,
Nach der mein Herz sich sehnt so warm,
Ihr Kuß benähm' mir allen Harm.
O süße Liebe!"

Die meisten der Lieder jedoch schlagen ganz andere Töne an und sind nur im lateinischen Original genießbar, da die Keckheit des Ausdrucks in der Übersetzung allzu schroff an unser Ohr schlagen würde. Neben den Minneliedern haben die Kleriker auch Spiel- und Trinklieder gedichtet, welche die höfische Lyrik erst in der Zeit ihres Verfalles zu pflegen begann. Einige dieser Trinklieder sind von gewaltiger Kraft und führen uns mitten in die überschäumende Lust mittelalterlicher Zechgelage hinein. In Versmaß und Rhythmus schließen sich die meisten dieser lateinischen Lieder, die Liebesgesänge eingeschlossen, eng an den Bau des deutschen Liedes an, sie sind meist gereimt, in antiken Metren sind nur wenige gedichtet.

So bringt die ritterliche Welt mit ihrem Frauenkultus und ihrer heiteren Lebenslust auch in die einsame Zelle der Mönche. Freilich hatte hier die Schulgelehrsamkeit die Naivetät verdrängt, welche sonst jenem Zeitalter eigen war,

und an Stelle derselben war ein überlegener, mit heidnischen Anschauungen genährter Geist getreten, welcher zwar die Gefühlswelt sicher beherrschte, aber auch bereits mit den Gefühlen zu spielen begann. Besonders aber fehlte dem Leben der Klosterbrüder der mildernde und veredelnde Einfluß weiblicher Anmut, die in der ritterlichen Welt eine so schöne Herrschaft ausübte, und dieser Mangel tritt auch in ihrer Poesie zu tage, deren ungebundene Kraft des Zügels edler, weiblicher Sitte dringend bedurft hätte.

7.

Des Minnesanges Verfall.

Früh schon begann der Verfall des Minnesanges. Noch während die besten und edelsten Dichter ihre schönsten Weisen sangen, machte sich bereits neben ihnen eine Strömung geltend, welche derbere Töne anschlug und die Zartheit des höfischen Kunstgesanges verspottete. Eine solche Erscheinung darf nicht Wunder nehmen; wir finden sie in jedem Zeitalter hoher Kunstblüte, und wir sehen solche Strömungen auch immer zuletzt den Sieg über die edlere Kunstrichtung davontragen. Das Hohe und Edle weilte immer nur kurze Zeit auf Erden und flüchtete sich bald wieder aus dem irdischen Getriebe. Die Entfaltung der Kunst zu hoher Blüte ist bedingt durch ein reiches, inneres Leben, das zuerst in bevorzugten Menschennaturen zutage tritt und durch diese den Besten des Volkes sich mitteilt. Nichts aber verfällt leichter dem Spott und Hohn der großen Menge als ein in rückhaltloser Weise sich offenbarendes Menschengemüt, das seinen inneren Reichtum ausstrahlen muß wie die Sonne ihren Schein. Noch heute belächeln viele den Empfindungsreichtum, welcher sich beispielsweise in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeigte, und doch war es diese reiche Gefühlswelt allein, aus der Klopstocks, Goethes und Schillers Werke und mit ihnen eine neue deutsche Kunst ge-

boren wurden. Und so wurde auch die reiche, innere Welt, welche sich in den Liedern der Minnesinger offenbarte, ein Gegenstand des Spottes; weil man selbst nichts zu empfinden vermochte, hielt man die Gefühle anderer für unwahr und gemacht, weil man selbst keine Ahnung von der Gewalt edler und reiner Liebe hatte, glaubte man auch nicht, daß andere die Wirkung einer solchen Liebe an sich empfunden hätten.

Der Verfall des Minnesanges hing eng zusammen mit dem Verfalle des Rittertumes überhaupt. Die Zahl der Ritter war nach und nach eine so große geworden, daß viele derselben kein Lehen erhalten konnten und so keinerlei sichere Einkunftsquelle besaßen. Die Folge davon war, daß diese besitzlosen Glieder des Ritterstandes es ihre erste Sorge sein ließen, sich Geld und Gut zu erwerben. Die anderen idealen Aufgaben ihres Standes traten hinter dieser Sorge zurück, und bald verdrängten Habsucht und Geldgier alle edleren Gesinnungen aus ihren Herzen. Sie fingen an, den Bürger- und Bauernstand arg zu bedrängen und sich mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht freiwillig gab. Und was sie so erwarben, vergeudeten sie wieder in wüsten Gelagen. Rohe Genußsucht fing an die feine, höfische Heiterkeit und Lebenslust zu verdrängen. An die Stelle der schönen, buntbewegten Kampfspiele traten garstige Händel streitsüchtiger und gewaltthätiger Männer, die nur noch darauf ausgingen, dem Gegner Geld und Gut abzunehmen. Überfälle, wie sie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst berichtet (s. S. 97), waren nichts Seltenes. Die Frau wurde aus ihrer Stellung, welche sie in der Blütezeit des Rittertumes einnahm, verdrängt, und im Haus wie in der Gesellschaft fingen die Männer wieder an, ein hochfahrendes und trotziges Wesen zu zeigen, wie in altgermanischer Zeit. Den Frauen zart und mit feinem höfischen Anstand entgegenzutreten galt für unmännlich, sich um ihretwillen prächtig zu kleiden, für Thorheit und weibische Eitelkeit. Und gar

in treuer, edler Liebe um ihre Gunst zu werben, wie es früher geschehen war, wurde für lächerliche Schwachheit gehalten. „Wie gern ich auch recht von Herzen freudig wäre," läßt Ulrich von Wintersteten ein Mädchen klagen, „die Betrübnis läßt mich nicht los. Die Männer sind entartet. Wer könnte den trüben Sumpf ganz beseitigen? Wenn sie hörten, daß ein junger Mann um ein Weib würbe, ein solches Verhältnis würden sie an allen Orten mit losen Worten zerstören: Gott mache ihr Leben zu Schanden! Mich wundert, daß unter hunderten nicht ein einziger Mann ausgesondert ist, der Weibes Ehre eifrig zu mehren suchte, so wie es die höfische Zucht verlangt. Nun seht an, sie sind sicherlich allesamt in der Frauen Gesellschaft widerwärtig: die Weichlinge und Schlemmer sind Prahlhänse, sie sind uns feindselig gesinnt und ganz schamlos. Vordem gab die Minne selige Freude dem Sinn des Mannes das ganze Jahr hindurch. Wer sie nun suchet oder seinen Sinn auf sie richtet, der ist verflucht: das ist leider wahr. ‚Er ist ein arges Minnerlein', sagen nun die Jungen. Die, welche vordem sangen und nach Ehre rangen, sind nun verdrängt worden: das liegt klar am Tage."

Wer noch in alter Weise den Minnedienst übte, wurde verhöhnt und verspottet. So singt Geltar, ein Dichter der späteren Zeit: „Hätt' ich einen Knecht, der Lieder von seiner Frauen sänge, der müßte sie mir bestimmt nennen, damit niemand etwa dächte, es wäre mein Weib. Alram Ruprecht Friedrich, wer sollte Euch das zutrauen, daß Ihr so die Herren von Mergersdorf äffet? Wäre Gericht, es ginge Euch an den Leib. Ihr seid zu feist bei Eurem Liebeskummer; wäre es jemand Ernst, der in solcher Weise Liebesnot leidet, der wäre in Jahresfrist tot." Und ein andrer Sänger ähnlichen Schlages, namens Gedrut, sagt: „Herr Wachsmut von Künzingen liebt seine Frauen über tausend Meilen; dennoch ist sie ihm gar zu nahe. Es würde ihm so wohl thun, wenn er sie auf einem hohen

Turme schauen und dann von ihrer Hand einen Fingerring empfangen sollte, den küßte er tausendmal. Wäre er bei der Wohlgethanen mit ihrem roten Munde, er rührte sie nimmer an, vor Liebe käme er nicht dazu. Wäre aber ich so selig, daß ich die viel Liebe hätte ganz allein an einer Stätte, da uns niemand trennte, da würden wir ohne Haß von einander scheiden: wer weiß, was ich ihr thäte! Ich küßte nicht den Fingerring, den sie an ihrer Hand trüge, ich küßte sie auf ihren roten Mund, ja ich wäre, wie mich dünkt, so unartig und ließe mir daran noch nicht genügen."

Durch Lieder, in welchen man die Minnegesänge edler Dichter unter Anwendung niedriger Bilder, geschmackloser Wendungen und recht handgreiflicher Übertreibungen nachahmte, suchte man den ganzen Ton und Gedankenkreis des Minneliedes herabzuziehen. Das that z. B. der Schulmeister von Ezzelingen (wahrscheinlich der Rektor Henricus in Ezzelingen, welcher um 1280 lebte) in seinen Liedern. „Der Wald hat sich mit Kleidern schön geschmückt und manchen stolzen Kranz aufgesetzt," singt er einmal, „hei, wie dem die Heide entgegenglänzt! Die hat ihr wunderbar schönes Schleppkleid angelegt. Dabei hört man die Vögel Freudenlärm machen, als ob sie Harfe spielen wollten. Da draußen im Freien herrscht voll und ganz seltsame und wunderbare Freude. Ich mag wohl von fremden und seltsamen Freuden singen; denn leider will mir alle Freude fremd sein. Der Vogelsang kann mir keine Freude bringen, mich freut weder Laub, noch Gras, noch Blütenpracht. Ein toller Hase im Wald und auf dem Gefild ward nie so ganz unstet, als mir die Freude ist: O weh, Lieb, die Schuld ist dein. Geliebte, du koppelst*) alle meine Gedanken, und nun ist von dir mein ganzer Sinn an das Band gelegt worden. Fange mir doch, Geliebte, die Freude ein und lege sie mir ans Band: dazu gehört von Hundekoppel nichts weiter als

*) Ein Jägerausdruck, vom Zusammenkoppeln der Hunde entlehnt.

deine blanken Ärmelein. Du Traute, du mein endlos liebes Lieb, mir gefällt keine Bande ganzer Freude, außer deine Umarmung.“ Während er hier in der ersten Strophe sich eng an das Minnelied anschließt, sinkt er in den andern zum Tone eines Possenreißers herab, indem er durch die unedlen Bilder des tollen Hasen und der Hundekoppel die höfische Kunstpoesie parodiert. Ein andrer vergleicht sich einer Ente, die sich vor dem Falken der Minne ängstlich zu verbergen suche, und ein dritter verirrt sich gar zu folgendem Gleichnis: „Wie ein Schwein in einem Sacke, so fährt mein Herz hin und her.“

In dieser Art der Verspottung des Minnewerbens leistet Außerordentliches namentlich Steinmar, der um 1260 lebte und aus einem ritterlichen Geschlechte im Thurgau stammte. Er besitzt viel Talent, und es ist zu bedauern, daß er es nicht zu Besserem anwendete. Seine Poesie ist eine Fortsetzung der Neidhartschen Richtung; er besingt keine höfischen Damen, sondern immer ist eine Dorfschöne der Gegenstand seiner Lieder. Oft schlägt er einen echt volksmäßigen Ton an, und immer zeigt er große Gewandtheit in der Form; seine Lieder waren daher weit verbreitet und ihres Wohlklanges wegen sehr beliebt. Aber ihm fehlt Neidharts feiner Humor und ritterlicher Geist; Neidhart stand doch immer noch in der ritterlichen Welt und sang neben seinen ländlichen Idyllen auch viele ernstere, völlig höfische Weisen, er entwarf jene Bilder aus dem Leben der bäuerlichen Welt nur, um die Hofgesellschaft zu erheitern. Ganz anders Steinmar. Er setzte an die Stelle des höfischen Sanges seine derben Lieder, welche mit unverkennbar beabsichtigter Roheit das Schmachten und Sehnen der Minnedichter lächerlich machen sollten. So singt er einmal:

„Sommerzeit, ich freu' mich dein,
Daß ich nun kann schauen
Ein gar lieblich Mägdelein,
Meines Herzens Frauen.

Eine Dirne, die nach Kraute
Geht, das ist die Herzenstraute,
Der ich diene
Allezeit mit froher Miene.
Schau um dich,
Wer verstohlen Liebe hegt, der hüte sich.

Sie war mir den Winter lang
Leider ganz verborgen:
Hin zum Feld ist nun ihr Gang
Jeden Maienmorgen,
Wo sie Blumen bricht zum Kranze,
Mit dem sie ihr Haar zum Tanze
Schmücken will:
Ei, da kos' ich mit ihr viel.
Schau um dich,
Wer verstohlen Liebe hegt, der hüte sich.

Ich freu' mich der lieben Stund',
Wenn sie geht zum Garten
Und ihr rosenroter Mund
Mich da heißet warten.
Höher steiget da mein Mut,
Weil sie aus der Mutter Hut
So entrann,
Die dorthin nicht bringen kann.
Schau um dich,
Wer verstohlen Liebe hegt, der hüte sich.

Da ich mich nun hüten soll
Vor der Mutter Dräuen,
Herzenslieb, so schaffst du wohl
Bald, was mich kann freuen.
Brich den Trotz und all' die Hut,
Davon wird mir wohl zu Mut,
Soll ich leben,
Dir sei Leib und Gut gegeben.
Schau um dich,
Wer verstohlen Liebe hegt, der hüte sich.

Steinmar, heb empor den Mut:
Wird dir nun die Hehre,
Sie ist höfisch fein und gut,
Sie bringt dir Ruhm und Ehre.

Du hast erwählt das beste Teil,
In dem der Erde Freud' und Heil
Ruhen soll:
Das wird da gewährt dir voll.
Schau um dich,
Wer verstohlen Liebe hegt, der hüte sich."

Hier wird eine niedrige Dirne mit denselben Redewendungen gepriesen, die sonst nur Edeldamen gegenüber gebraucht wurden; der hohe Ton der Minnepoesie wird auf Verhältnisse angewendet, die demselben nicht im mindesten entsprechen, und durch diesen Kontrast ins Lächerliche gezogen. Diese Parodierung des Edlen fand großen Beifall, und Steinmars Lied wurde viel gesungen. Wir können das ganz klar daraus ersehen, daß dasselbe zu einem geistlichen Gesang umgedichtet wurde; das geschah nur mit solchen Liedern, die beim Volke sehr beliebt und allgemein verbreitet waren. Edlere Naturen suchten den Niedergang ins Gemeine dadurch aufzuhalten, daß sie unedlen Liedern, die viel gesungen wurden, einen besseren Text gaben. Aus diesem Streben gingen viele solcher Umdichtungen hervor. Die geistliche Umdichtung des angeführten Liedes lautet:

„Himmelreich, ich freu mich dein,
Daß ich da kann schauen
Gott und die liebe Mutter sein,
Unsre schöne Frauen,
Und die Engel mit der Krone
Singen dort vor Gottes Throne:
Des freu'n sie sich.
Gott, der ist so minniglich.
Schau um dich:
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich.

Wenig reden, das ist gut,
Und mit Maßen lachen.
Beherrsch' die Augen und den Mut,
Man soll lange wachen.
Bete gern und sei allein,
Flieh die Welt, sie ist unrein,

Ihr falsches Leben!
Gott, der will sich selbst uns geben.
Schau um dich,
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich.

Da ich mich nun hüten soll
Vor des Teufels Dräuen,
Herr, mein Gott, so schaffst du wohl,
Was mich kann erfreuen.
Herr, verleih mir deine Gnade,
Daß der Leib mir nimmer schade
Und die Welt,
Deren Lohn mir schlecht gefällt.
Schau um dich,
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich."

Es ist interessant zu beobachten, wie diese Umdichtungen sich möglichst eng an das Original anschlossen und namentlich die Reimworte beibehielten.

Nicht alle Nachahmer Neidharts verfuhren so wie Steinmar und zogen den Minnesang ins Niedrige herab; es gab unter denselben manchen, der Neidharts Art glücklich traf und ganz reizende Weisen schuf, wie namentlich der Schenk Ulrich von Wintersteten und Burkhard von Hohenfels. So hat letzterer z. B. ein Erntelied gedichtet, dessen sich Neidhart selbst nicht zu schämen brauchte. Zwei Mädchen unterhalten sich:

„Ich will reihen,"
Sprach eine wonnigliche Magd.
„Diesen Maien
War mir Freude ganz versagt.*)
Nun hat mein Jahr ein Ende,**)
Des freu' ich mich:
Niemand die Freud' mir wende,
Nun tanze ich.
Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Mut
Lieber als ein Rosenkranz bei strenger Hut."

*) Der Herr, bei dem sie als Magd diente, hatte ihr das Tanzen im Mai verboten.

**) Ihr Dienstjahr läuft ab.

,Ach, beklage
Mich,' sprach die Gespielin da,
,Große Plage
Mir vom Reichtum stets geschah.
Reich schuf mich Gottes Hand;
Wär' arm ich doch,
Ging ich im Tanzgewand
Zur Freude noch.
Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Mut
Lieber als ein Rosenkranz bei strenger Hut.

Mich hat verdrossen
Sehr, daß meine Muhme mir
Hat verschlossen
Mein Gewand so ängstlich hier.
Sie sagt, wenn still ich sinne,
Lieb' schüf mir Not;
Freu ich mich, das thut Minne:
Ach, wär' sie tot!
Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Mut
Lieber als ein Rosenkranz bei strenger Hut.'

„Laß dein Sorgen!
Was soll dir dein schöner Leib?
Komm mit morgen,
Trauern ich dir dann vertreib'.
Ich will dich lehren schneiden,*)
Sei freudevoll.
Thut's weh, so woll'n wir's meiden,
Uns wird schon wohl.
Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Mut
Lieber als ein Rosenkranz bei strenger Hut."

,Eine Rache
Hab ich schön mir ausgedacht,
Daß ich lache,
Wo man mir entgegenlacht.
Nie ließ sie je mich lachen
Gegen Würdigkeit:
So nehm' ich einen Schwachen,
Das ist ihr leid.
Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Mut
Lieber als ein Rosenkranz bei strenger Hut.'

*) Korn schneiden.

Zu diesen mehr höfischen Nachahmern gehört aber Steinmar nicht. Noch stärker, als in seinem oben angeführten Liede, verspottet er das höfische Minnelied in dem folgenden: „Nun ist der Sommer dahingeschwunden, man sieht den Wald entkleidet, Laub fällt von den Ästen auf die Heide herab: dem betrübenden Reif bin ich gram und ebenso der Winterzeit. O süßer Sommer, schön müsse ich leben, daß ich manch Vöglein grüße. Die, welcher ich bisher meine Lieder gesungen habe, ist eine schmucke Dienstmagd, nach ihrer Minne habe ich viel gerungen. Doch bin ich zu keinem Ziel gekommen; denn sie wollte Gut von mir haben. O süßer Sommer, laß mich doch so reich werden, daß ich ihr Schuhe für die nackten Füße kaufen kann. So wäre mein Singen wohl bewahrt; dazu nähme mich die Feine, die hinter dem Pfluge herschreitet und da schon oft kalt werden mußte, und die den Wagen schieben muß, so oft er still steht; sie besorgt des Meiers Hof ganz und gar. O süßer Sommer, ich grüße dich lieber als den Winter: Schuhe für ihre Füße kaufe ich ihr nicht." Die größte Roheit entfaltet aber Steinmar in einem Gesange, in welchem er das Tagelied parodiert; an Stelle des Ritters tritt bei ihm ein Bauernknecht, an Stelle der Edeldame eine Bauerndirne, der Wächter, welcher dieses edle Paar weckt, ist ein Hirt, der seinen Ruf: „Wohl auf, laßt aus die Herde!" durchs Dorf erschallen läßt.

Das, was Steinmar andeutet, indem er sagt: „sie wollte Gut von mir haben," war auch eine der schlimmen Erscheinungen, welche der Verfall des Rittertums mit sich brachte. Geld und Gut stieg empor über alles Ideale, über Ehre, Ruhm, Liebe und edle Sitte; das niedrige Jagen nach Besitz erstickte alle höheren und reineren Gesinnungen in den Herzen der Männer, wie der Frauen. Ein wahrheitsgetreues Bild von dem düstern sittengeschichtlichen Hintergrunde jener Zeit entrollt Ulrich von Lichtenstein in seinem F r a u e n b u c h e. In demselben läßt

er eine Frau und einen Ritter sich über den Verfall der Sitten unterhalten, der in ihrer Zeit zu tage trete. Beide suchen nach den Ursachen, welche diese traurige Entartung herbeigeführt haben. Der Ritter giebt den Frauen, die Frau den Männern die Schuld; die Laster und Unsitten werden aufgezählt, welche das Gute und Edle verdrängt haben. Das Ganze hält sich fern von aller Übertreibung und schließt damit, daß die Frau zugesteht: „Die Männer sind schuldig und auch wir.“ In dieser Unterredung nun zwischen dem Ritter und der Frau erhebt der Ritter unter anderem auch folgenden Vorwurf gegen die Frauen seiner Zeit:

„Swen ir minnet der muoz iu guot
Umb iwer süeze minne geben.
Daz ist iedoch ein schwachez leben,
Daz peste daz diu welt hât,
Daz ir daz von iu koufen lât.
. . . .
Ez solte veile nimmer werden
Deheinem manne ûf der erden.“

Ähnliche Vorwürfe erhob ja auch bereits Walther von der Vogelweide gegen die Frauen; auch sie fingen an von ihrer sittlichen Höhe herabzusinken.

Auch die Dichter wurden von dieser Habgier, welche das ganze Zeitalter des Verfalles kennzeichnet, ergriffen, und es ist in hohem Grade traurig zu sehen, wie das ganze Streben der meisten dieser Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts darin gipfelt, einen hochstehenden Gönner durch irgend eine Kunstleistung zu einer Bethätigung seiner Freigebigkeit zu veranlassen. Gab er, so wurde er gepriesen, gab er nicht, so wurde er in derben Worten verunglimpft. Während das Blütenalter des Minnesanges als den höchsten Zweck der Kunst den hingestellt hatte: der Welt Freude zu geben, ein Ziel, das Schiller in der Einleitung zur Braut von Messina geradezu zum Prinzip aller

Kunst erhoben hat, kannte die spätere Zeit fast kein anderes Ziel der Sangeskunst mehr als den Erwerb von Geld und Gut. So ist bei vielen dieser Dichter fast der einzige Inhalt ihrer Lieder oder Sprüche die Schilderung ihrer Dürftigkeit und trostlosen Lage oder die Bitte um eine Gabe oder die heftigste Scheltrede gegen den Fürsten oder Herrn, der sie ohne Geschenk von seinem Hofe weiterziehen ließ; z. B. klagt Süßkind, der Jude von Trimberg: „Wohernehmen und Nichtsfinden, die fügen mir oft Schmerz zu, Herr Nahenot und Darbian, die sind mir sehr feindlich gesinnt. Darüber klagen oft meine Kinder, bös steht's um ihre Schnabelweide; selten sind sie satt geworden. In meinem Haus schafft mir Herr Dünnehabe Mangel, er ist fürwahr ein lästiger Geselle. Ihr Freigebigen, helft mir von dem Bösewichte, er schwächet mich an Speise und auch an Kleidung."

Namentlich wurde Rudolf von Habsburg, der gegen die Sänger und fahrenden Leute nicht allzu freigebig war, wegen seiner Kargheit arg geschmäht. So singt zum Beispiel Meister Stolle von ihm:

„Der König von Rom, der giebt auch nicht und hat doch königlich Gut:
Er giebt auch nicht, ihn ziert fürwahr des Löwen starker Mut!
Er giebt auch nicht, er ist keusch und rein;
Er giebt auch nicht, und ist doch fleckenlos.
Er giebt auch nicht, er minnet Gott und ehrt das reine Weib;
Er giebt auch nicht, niemand empfing jemals so herrlichen Leib;
Er giebt auch nicht, er haßt der Lüge Schein;
Er giebt auch nicht, er ist weise und groß.
Er giebt auch nicht, er richtet wohl;
Er giebt auch nicht, er liebet Treu und Ehr'.
Er giebt auch nicht, er ist tugendvoll;
Er giebt auch leider keinem je: was soll der Rede mehr?
Er giebt auch nicht, er ist ein Held, dem Freude wohl behagt;
Er giebt auch nicht, der König Rudolf,
Was jemand von ihm singet oder sagt."

Ähnlich wie dieses in Priamelform aufgebaute Scheltlied ist ein andres von dem Schulmeister von Ezzelingen:

„Hinweg, der König, der giebt euch nicht;
Hinweg, er läßt euch essen, habt ihr ein Gericht;
Hinweg, die Romfahrt wird zunicht';
Hinweg, was er verheißt, ist Fabel nur.
Hinweg, ihm ist ja alles gleich;
Hinweg, er machte lieber seine Kinder reich;
Hinweg, sie wollten mehr sogleich;
Hinweg, gar mager war'n sie von Natur.
Hinweg, so arm ist sein Geschlecht;
Hinweg, an uns erspart er's recht.
Hinweg, eh' sein Geschlecht hat voll den Kropf,
Hinweg, steht wirr uns längst der Kopf:
Hinweg, so wird dem Bratenwender nichts zu teil."

Auch dieser Spruch wendet sich gegen Rudolph von Habsburg, dem man Mangel an idealem Sinn vorwarf, weil er kein Verlangen nach der römischen Kaiserkrone trug, und dessen Streben, eine Hausmacht zu bilden, man um so mehr verurteilte, je weniger freigebig er sich gegen seine Umgebung zeigte.

So trat die Kunst in den Dienst niedriger Habsucht und entkleidete sich immer mehr ihres idealen Charakters. Und mit der Habsucht Hand in Hand ging zügellose Genußsucht. Während früher weibliche Anmut die Gesellschaft beherrschte und heitrer Scherz und edle Freude die Zusammenkünfte der Ritter beseelte, mieden jetzt die Männer die Gesellschaft der Frau; sie kamen allein, ohne die Frauen, zu wüsten Gelagen zusammen, und an Stelle der feinen Sitte, wie sie früher geherrscht hatte, war Roheit und rücksichtslose Derbheit getreten. Man schalt die Frauen, die man früher gepriesen hatte, man verspottete die, welche einem Weibe in Liebe ergeben waren, man verhöhnte alles Hohe und Edle und zog dasselbe ins Niedrige und Gemeine herab. Solcher Art war jetzt die Unterhaltung der Männer. Edlere Naturen beklagten diese Entartung aufs tiefste. So singt Friedrich von Sunburg, ein oberdeutscher Dichter, der in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahr-

hunderts lebte: „Ich sänge wohl gern höfischen Sang und erzählte auch gute Märe und würde mich auch eines feinen, höfischen Benehmens befleißigen, wenn ich in Gesellschaft bin; mein Mund versichert euch allen, daß ich wohl höfischer wäre und daß ich, wenn mir schöner Habedank zu teil würde, auch weisen Sinn hätte; ich würde auch Lieder singen von der Minne und von des Maien Tau, wie so schwer sich Liebe von Liebe und ein Freund von seiner Herrin trennt: das alles sänge ich und noch mehr; nun aber unterlasse ich es aus folgendem Grunde: Zucht und höfischer Sang thut unsrer adligen Jugend weh, nur eins thut ihnen wohl, wenn sie, beim Weine sitzend, die Frauen schelten können."

Bei solchen Zechgelagen, denen die Frauen fern blieben, konnten auch die Lieder zum Preise des Frühlings und der Frauen, des Blumenduftes und des Vogelsanges keine Stelle mehr finden. Man verlangte nach einer derberen Kost, und diese wurde den Genossen einer solchen Tafelrunde auch zu teil. An die Stelle des Frühlings setzte man den Herbst und pries nun die Wonne des Herbstes und die mannigfachen Genüsse, welche derselbe bot. Wiederholt versichert der von Buwenburg, ein schwäbischer Ritter, daß der Herbst höher stehe als der Frühling; denn niemand könne ohne Speise froh sein. Wein und Speisevorräte seien eine gar schöne Wehr gegen die kalte Luft des Winters. Und Steinmar singt: „Da sie, der ich so viel Lieder gesungen habe, mir nicht lohnen will, seht, so will ich den preisen, der mich meiner Sorgen entledigt, den Herbst, der des Maien Kleid von den Zweigen herabstreift. Ich weiß wohl, es ist eine alte Geschichte, daß ein armes Minnerlein ein recht gemarterter Mensch ist. Seht, denen war ich zugesellt: Wehe! Die will ich lassen und will zu lustiger Schlemmerei übergehen. Herbst, nimm dich meiner an; denn ich will dein Helfer sein gegen den glänzenden Mai. Um deinetwillen meide ich die Liebesnot. Da dir Gebe-

wein*) gestorben ist, so nimm an seiner Statt mich unverständigen Laien zu deinem beständigen Diener an. ‚Steinmar, sieh, das will ich thun, wenn ich nun erfahre, ob du mir die nötige Ehre anthun kannst, nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken'. Wehe, ich singe, daß wir alle voll werden. Herbst, nun höre mein Leben an! Wirt, du sollst uns mehr als zehn Sorten Fische geben; Gänse, Hühner, Vögel, Schweine, Würste, Pfauen sollen da sein und Wein aus Welschland. Davon gieb uns viel und lasse Schüsseln vor uns aufhäufen: Becher und Schüsseln werden von mir bis ganz auf den Grund ausgetrocknet. Wirt, laß dein Sorgen sein: Weh! ein Herz, das von Schmerz erfüllt ist, muß der Wein trösten. Was du uns giebst, das würze uns wohl, besser, als man in rechtem Maße soll, daß in uns eine Hitze entstehe, daß das Dampfen von dem Pfeffer dem Trunke entgegengehe, wie Rauch von einer Feuersbrunst, und daß der Mann schwitze, als ob er ganz zerlechzen wollte. Schaffe, daß uns von den Gewürzen der Mund wie eine Apotheke dufte. Verstumme ich von des Weines Kraft, wehe! so gieße in mich, Wirt, um deiner guten Kameradschaft willen. Wirt, durch mich geht eine Straße: darauf schaffe uns allen einen Vorrat von mancher Art Speisen. Weines so viel, daß er recht gut ein Rad treiben könne, gehört auf diese Straße. Meinen Schlund preise ich: mich würget nicht eine große Gans, wenn ich sie verschlinge. Herbst, mein Trautgeselle, nimm mich nun doch zu deinem Diener. Gegen das Ertrinken bin ich gesichert; denn meine Seele sitzt auf einer Rippe, wehe! auf die ist sie gehüpft, um sich vor dem Weinstrome zu retten."

Ein späterer Vertreter dieser derb realistischen Richtung ist Meister Johannes Hadlaub, ein bürgerlicher Dichter, der

---

*) d. i. eigentlich der Wirt, hier als Geistlicher gedacht. Der Dichter spielt damit zugleich auf die Kargheit der Herren an, die den Sängern nicht einmal mehr Wein zu trinken gäben.

gegen Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Zürich lebte. Auch er preist wie Steinmar die Freuden des Herbstes und fordert ganz in demselben Tone zur Schlemmerei und zu wüstem Zechgelage auf. Sein Erntelied ist ein geradezu niedriger und gemeiner Gesang und kann sich nicht im geringsten mit dem oben angeführten reizenden Ernteliede Burkhards von Hohenfels messen. Selbst da, wo er den höfischen Minnesang nachzuahmen sucht, ist er trocken und schwunglos, und seine Liebe zu einer vornehmen Dame Zürichs entbehrt jedes großen und edlen Zuges. Durch und durch philiströs ist sein Lied von der Haussorge, in welchem er einen Familienvater beklagt, der nicht im stande ist, seinen Kindern Brot, Schmalz und Käse zu geben. Die Form seiner Lieder ist durchgängig roh und unbeholfen und steht in schroffem Gegensatz zu der Eleganz, welche die Sprache andrer Minnesinger auszeichnet. Überhaupt hat seine Kunst etwas Bausbäckiges und Behäbiges, es ist die Poesie eines Spießbürgers. Nur ganz vereinzelt finden sich bei ihm Züge, die sich über die Linie des Gewöhnlichen und Alltäglichen erheben. So schildert er beispielsweise einmal ganz hübsch, wie er die Geliebte ein Kind herzen sieht und wie er dann das Kind an sich zieht und auf dieselbe Stelle einen Kuß drückt, an welcher die Geliebte es mit ihrem roten Munde berührt hatte.

Neben dieser niedrigeren Richtung, welche die Sangeskunst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts einschlug, lebte aber auch die eigentlich höfische Dichtkunst noch weiter und wurde eifrig gepflegt. Hier findet sich zwar zuweilen noch ein Lied, das eben so gut im Blütenalter des Minnesanges gedichtet sein könnte, wie z. B. die bereits in dem dritten Abschnitt dieses Buches angeführten Lieder des Tannhäusers, des Herzogs Heinrich von Breslau, des Dürners, Kristans von Lupin, Hetzbolts von Weißensee u. a., aber der Verfall der Kunst macht sich auch hier auf das Bestimmteste geltend, und selbst Dichter, die in einzelnen

Liedern Treffliches leisten, sinken in anderen unter die Linie des Schönen weit herab. Während in der Blütezeit des Minnesanges das Volksmäßige mit dem Kunstmäßigen auf's innigste verschmolzen ist, während sich da die Einfachheit und Natürlichkeit des Volkstümlichen mit der Formvollendung und dem Geist und Gedankenreichtum der Kunstpoesie aufs schönste vereinigt, trennt sich jetzt das Volksmäßige von dem Kunstgesang, und beide gehen ihren eigenen Weg. Diese Trennung gereicht aber beiden nicht zum Heile; denn das Volksmäßige, das der Zucht und des Geistes der Kunstpoesie entbehrt, verirrt sich leicht ins Niedrige und Gemeine, wie das die Lieder Steinmars und ähnlicher Dichter beweisen, und die Kunstpoesie, die sich von dem Volkstümlichen völlig gelöst hat, verliert sich in Künstelei, tote Reflexion, Unnatur, Geschraubtheit der Sprache und der Gedanken, sie entbehrt aller Frische und Gesundheit und gleicht einem entseelten Körper. Es hat nie einen großen Dichter gegeben, der nicht gründlich durch die Schule des Volksmäßigen gegangen wäre und vieles aus demselben in seine Poesie mit hinübergenommen hätte, ja gerade das Bedeutendste und Höchste, was die Dichter schaffen, hat gewöhnlich seine Wurzel in dem einfachen Fühlen und Denken des Volkes. Was hat nicht alles Goethe, und um ein Beispiel aus der Gegenwart zu wählen, was hat nicht alles Emanuel Geibel vom Volksliede gelernt. Das Volkslied ist der ewigsprudelnde, klare Quell, in dem sich unsere Dichtung jederzeit verjüngen kann, der echte Jungbrunnen der Poesie.

Der Minnesang der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist eine Kunstpoesie, die alles Volksmäßige ausgeschieden und sich damit weit von dem Boden der gesunden Natur entfernt hat. Man setzte das Wesen der Kunst in Äußerlichkeiten und betrachtete eine subtile Verskünstelei als die höchste Aufgabe des Dichters. Während in der Zeit der Blüte Reimkünste höchstens einmal zum Scherz angewendet worden waren, hielt man jetzt jedes Lied für

kunstlos, wenn es nicht wunderliche und schwierige Reimverkettungen zeigte. Der Sprache wurde dabei die größte Gewalt angethan, der Inhalt sank zu einer wertlosen Nebensache herab. Schon Gottfried von Neifen findet Gefallen an solchen Reimtändeleien. Er hat Vokalspiele, grammatische, rührende Reime und auch bereits Klappreime. Unter grammatischen Reimen verstand man solche, die aus verschiedenen Flexionsformen eines und desselben Wortes gebildet wurden, z. B.

„Süße Minne, kannst du binden
Die, von der ich bin gebunden,
Die mein sehnendes Herze band?
Läßet sie mich Gnade finden,
Die ich selten doch gefunden,
Seit ich sie im Herzen fand?“ u. s. w.

Rührende Reime waren solche, die aus völlig gleichklingenden Worten verschiedenen Sinnes bestanden, z. B.

„Ich wollte nicht erwinden,*)
Ich ritt aus mit Winden**)
Heuer in kühlen Winden
Gegen die Stadt zu Winden.***)
Ich wollte überwinden
Eine Magd, die sah ich winden,
Wohl sie Garn wand.“

Klappreime wurden zwei unmittelbar auf einander folgende Reimworte genannt, z. B.

„Ich hör' wieder die Vögel singen,
In dem Walde süß erklingen;
Dringen sieht man Blumen durch das Gras.
Das dient aller Welt zur Freude,
Nun hat wieder die liebe Heide
Beide Blumen und Rosen rot.“

---

*) d. i. abstehen von etwas.
**) d. i. mit Windhunden.
***) Stadt in Schwaben.

Immer mehr und mehr wurde die Strophe von Reimen durchsetzt, so daß sich schließlich alles in lauter Klang aufzulösen schien. In einem Liede des Kanzlers wimmelt es förmlich von Reimen, so daß in dem ganzen Gedicht fast gar kein Ruhepunkt sich findet:

„Helfet mir, ihr Laien, Maien klagen!
Tragen soll'n wir gegen den schlimmen Winter Haß u. s. w.

Taub Laub will viel fallen,
Schallen hört man nicht die Nachtigall.
Dieser Unmut thut Herzen Schmerzen mehr,
Sehr häuft sich das Eis auf Bergen und im Thal."

Und Konrad von Würzburg, der diese Verirrung auf ihre höchste Spitze trieb, hat in der That zwei Strophen fertig gebracht, in welchen sich jedes Wort reimt:

Seht! steht bloß groß Wald, kalt Schnee weh thut u. s. w.

Hier war die Bewegung an ihrer Grenze angekommen; das Reimgeklingel übertönte völlig den Sinn, und der Inhalt war zu einem wesenlosen Nichts geworden. Das erinnert an die gotische Baukunst, wo zuletzt auch die Form in den Zieraten aufzugehen scheint.

Neben dieser Richtung machte sich noch eine andere innerhalb der höfischen Lyrik geltend, welche das Hauptgewicht auf den Inhalt legte und durch Gedankenreichtum glänzen wollte. Statt aber nun wirklich Gedanken zu bieten, gab man in den Gedichten allerlei gelehrte Beziehungen und Anspielungen, die man aus allen möglichen Schriften zusammentrug. Und diese Andeutungen hüllte man in so geheimnisvolles Dunkel, daß viele derselben bis heute ganz unverständlich geblieben sind. Diese dunkle Rätselsprache hielt man für die Krone aller Weisheit und Gedankentiefe. Heinrich Frauenlob namentlich suchte seine Gedichte durch solchen gelehrten Schwulst interessant zu machen. So fing die Gelehrsamkeit an, sich der Poesie zu bemächtigen, und

mit großem Dünkel blickten diese gelehrten und halbgelehrten Dichter der späteren Zeit auf die ungelehrten Sänger der Blütezeit des Minneliedes herab. Ja, Heinrich Frauenlob meinte sogar, Walther von der Vogelweide und seine dichterischen Genossen seien den schmalen Steg gewandelt, seine Dichtung aber schreite auf kunstreicher Straße einher. Und seine Zeitgenossen fanden Geschmack an dieser trockenen und dürftigen Art, gelehrte Dinge in Liedern und Sprüchen vorzutragen. Man erhob Heinrich Frauenlob hoch und pries ihn mehr als alle älteren Sänger; die falsche Meinung, daß die Kunst ein Stück der Gelehrsamkeit sei und durch gelehrte Studien erlernt werden könne, und daß es außerhalb der Gelehrsamkeit gar keine eigentliche Kunst gebe, ein Irrtum, welcher der Entwickelung unserer Dichtung Jahrhunderte hindurch so schweren Schaden zugefügt hat, stand in vollster Blüte und fing bereits an, schlimme Früchte zu zeitigen. Die Empfindung, ohne die ein wirkliches Gedicht gar nicht gedacht werden kann, war aus dieser gelehrten Poesie ganz verschwunden. Die Spruchdichtung erhielt den Vorzug vor der Liederdichtung, und die dürftigste und trockenste Lehrhaftigkeit bildete den Inhalt dieser Spruchdichtung. Da war nichts mehr zu entdecken von einer Beziehung auf den Augenblick, von der alten Gelegenheitsdichtung, von der Gewalt der Empfindung und dem Schwung der Sprache, wie sie die Spruchdichtung Walthers auszeichnen: es ist alles nur gedacht, kalt, schwunglos und ohne Geist.

Den Verfall des Minnesanges begleiten zwei eigentümliche äußere Veränderungen, die sicher nicht bloß rein zufällige sind. Einmal treten in dieser späteren Zeit die adligen Dichter in den Hintergrund und bürgerliche Sänger werden die Pfleger der Dichtkunst. Die ritterlichen Minnesinger erhielten in den Handschriften den Titel H e r r, die bürgerlichen dagegen wurden M e i s t e r genannt. Während im Zeitalter der Blüte die Dichter fast ausnahmslos als

Herren aufgeführt werden, z. B. Herr Walther von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Reinmar u. s. w., treten im Zeitalter des Verfalles viele bürgerliche Dichter auf, z. B. Meister Friedrich von Sunburg, Meister Sigeher, Meister Räumsland, Meister Singauf, Meister Stolle, Meister Boppe, Meister Konrad von Würzburg, Meister Heinrich Frauenlob u. a. Und das andere Mal verschwindet die Minnedichtung mehr und mehr in Süddeutschland und geht nach und nach auf den Norden über; es finden sich in der Zeit des Verfalles unter den Minnesingern eine große Zahl Norddeutscher. So gehörten Räumsland, Stolle, Hermann der Damen, Heinrich Frauenlob, Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Herzog Johann von Brabant u. a. sämtlich dem Norden an.

Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts verstummte der Minnesang. Nachdem er von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an allmählich zu seltener Höhe emporgestiegen war, deren Gipfelpunkt Walther von der Vogelweide darstellte, sank er allmählich wieder von dieser Höhe herab und verklang teils in roher Sinnlichkeit, teils in unnatürlicher Künstelei und gedankenarmer Gelehrsamkeit.

8.

Der Meistersang.

Zwischen Minnesang und Meistersang besteht kein prinzipieller Unterschied; sie sind im Gegenteil nichts weiter als verschiedene Benennungen einer und derselben Sache nach verschiedeneu Zeiten und Stufen ihrer Entwickelung. Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, daß das Wort Minnesang keineswegs bloß die Liebeslyrik, sondern überhaupt alle lyrische Poesie jener Zeit bezeichnete, deren Hauptinhalt zwar die Liebe war, die aber doch auch andere Stoffe behandelte. Man könnte daher die Bezeichnung *Minnesang* auch für diejenige Poesie gebrauchen, die man gewöhnlich *Meistersang* nennt. Oder man könnte umgekehrt auch die ganze Poesie der Minnesinger zugleich mit als Meistersang bezeichnen. Denn in der That werden auch Minnesinger von ihren Zeitgenossen *Meister* und *Meistersinger* genannt. So sagt Walther von der Vogelweide einmal im Kampfe gegen die Kunstverderber: „Herr Wicmann, ist das Ehre, daß man *die Meister* in ihren meisterlichen Sprüchen hindern soll?“ Ulrich von Singenberg beklagt den Tod Walthers mit den Worten: „Uns ist unsres Sanges *Meister* dahingegangen.“ Hermann der Damen spricht von dem *Meister* Konrad (von Würzburg), Räumsland gebraucht bereits das Wort *Meistersinger*, der

Neubearbeiter des Wolfram'schen Titurel, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunders lebte, sagt, daß er das Werk nach des „Meistersanges Orden“ (d. i. Regel) gemessen habe, und Johann Hadlaub berichtet, daß man in der Züricher Liedersammlung*) Meistersang finden könne. Wenn man gesagt hat, daß hier und an andren Stellen das Wort Meister in einem andern Sinne gebraucht sei, indem es nur die Dichter solchen Gesanges bezeichnen solle, der allen als Muster dienen könne, so ist dem entgegenzuhalten, daß das Wort Meister auch in späterer Zeit ganz in demselben Sinne gebraucht wurde. Auch das ist nicht richtig, daß der Titel Meister nur bürgerlichen Dichtern beigelegt worden sei, auch adlige, wie z. B. Walther, wurden so genannt, ja, vermutlich wurden bereits im Blütenalter des Minnesanges überhaupt alle hervorragenden Dichter als Meister bezeichnet, adelige wie bürgerliche. Die adligen Dichter aber führten außerdem noch den Titel Herr und nannten sich nun lieber nach diesem höheren Titel; die bürgerlichen aber, die weiter keinen Titel hatten, nannten sich Meister. Daher kam es, daß in den Handschriften die adligen Sänger als Herren, die nichtadligen als Meister aufgeführt wurden; genau genommen hätten auch die adligen als Meister bezeichnet werden müssen, wie das z. B. auch der Marner that, indem er sagte: „Mein Meister Herr Walther von der Vogelweide.“ Es tritt uns hier ganz dieselbe Erscheinung entgegen, wie wir sie bei dem Ritterstande finden, wo sich auch die Fürsten nnd Grafen und alle, die einen höheren Titel hatten, nicht Ritter nannten, obwohl sie Ritter waren und in der That auch diesen Titel führten. Wenn man behauptet, nur die bürgerlichen Dichter hätten den Titel Meister gehabt, so scheint das ebenso unrichtig zu sein, als

*) Wenn dieselbe auch nicht mit der Pariser Liederhandschrift (C.) identisch sein sollte, so konnte doch eine Liedersammlung im Jahre 1300 nur Lieder aus dem 12. und 13. und aus früheren Jahrhunderten enthalten, also hauptsächlich aus der Zeit der Minnesinger.

wenn man sagen wollte, nur die niederen Adligen seien Ritter gewesen.

Wenn es nun aber auch der historischen Entwickelung genauer entsprechen würde, die ganze Lyrik des Mittelalters vom zwölften bis ins sechzehnte Jahrhundert als Meistersang zu bezeichnen, so ist doch die Scheidung in Minne- und Meistersang bereits so tief eingewurzelt und hat in der That so manches für sich, daß sie auch hier beibehalten werden soll. Wenn auch beiden das gleiche Prinzip zu Grunde liegt, das Jakob Grimm treffend in dem dreiteiligen Aufbau der Strophe findet, so bestehen doch mancherlei nicht unwichtige Unterschiede zwischen ihnen. Jugendfrische und Natürlichkeit waren dem Minnesange bei aller Kunst eigen, Inhalt und Form standen bei ihm in wunderbarem Einklang; der Meistersang dagegen hatte nichts mehr von jener köstlichen Frische, die Aufmerksamkeit der Dichter wendete sich ganz der Form zu, und man setzte das Wesen der Kunst in eine äußerliche Vers- und Reimkünstelei. Der Meistersang hielt also Jahrhunderte hindurch mit einer Zähigkeit ohnegleichen diejenige Kunstanschauung fest, welche sich in der Zeit des Verfalles der Minnedichtung geltend gemacht hatte. Ferner war der Minnesang unmittelbar aus dem Leben entsprungen, er war fast durchgängig Gelegenheitsdichtung und sein Hauptinhalt war die Liebe, der Meistersang dagegen stand dem Leben ferner, er wurde zunft- und schulmäßig betrieben und sein Hauptinhalt waren ernste, vorwiegend religiöse Betrachtungen. Noch Konrad von Würzburg, der doch bereits der Zeit des Kunstverfalles angehörte, sang stolz von der Dichtkunst, daß sie kein Mensch erlernen könne; alle übrigen Künste, die es auf Erden gebe, könnten von den Leuten gelernt werden, die Dichtkunst aber sei eine besondere Gnadengabe Gottes, und nur Gottes Kraft allein könne sie dem Menschen mitteilen. Die Meistersinger hingegen betrachteten die Dichtkunst wie ein Handwerk, das man zunftmäßig erlernen und dann als geprüfter Meister aus-

üben könne. Daß dabei Empfindung und Schwung der Sprache gänzlich verloren gingen, war unvermeidlich. Endlich war der Minnesang eine höfische Lyrik und wurde hauptsächlich von adligen Dichtern gepflegt; der Meistersang hingegen war eine bürgerliche Lyrik, die fast ausnahmslos von bürgerlichen Dichtern und in späterer Zeit vorwiegend von Handwerkern betrieben wurde. In der Kürze gesagt war demnach der Meistersang der von bürgerlichen Dichtern geübte zunft- und schulmäßige Betrieb der Dichtkunst, welcher das Wesen derselben in äußerlichem Regelwerk sah, eine Fortsetzung der Thätigkeit der Minnesinger, aber zugleich ein starres Festhalten an dem Kunstbegriff, wie er in der späteren Zeit des Minnesanges zur Herrschaft gelangt war.

Hält man an dieser Begriffserklärung fest, so kann man den Anfang des Meistersanges erst in jene Zeit setzen, in welcher sich die ersten Spuren einer zunftmäßig errichteten Schule zeigen, in der die Sangeskunst regelrecht erlernt wurde. Und diese Spuren finden sich zuerst im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts. Heinrich Frauenlob gilt als der Urheber der ersten Schule dieser Art und somit als der erste Meistersinger. Diese Meistersingerschule soll Frauenlob in Mainz errichtet haben, wo er die letzten Jahre seines Lebens sich aufhielt und auch am 29. November 1318 starb. Wenn auch für die Thatsache, daß er eine solche Schule gegründet habe, nicht gerade urkundliche Sicherheit vorliegt, so wurde es doch allgemein von den späteren Meistersingern angenommen, und in der That prägt sich in Frauenlobs Dichtung zum erstenmale deutlich die ganze Art des Kunstbetriebs aus, wie wir ihn bei den Meistersingern finden. Schulmäßige Einrichtung und strenge Abstufung zwischen Meistern und Lehrlingen ist schon deutlich sichtbar. Solche Meistersingerschulen entstanden dann nach und nach auch in andern Städten: nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Straßburg, Kolmar, Würzburg, Frankfurt, Zwickau, Prag, im fünfzehnten Jahrhundert in Nürnberg und Augs-

burg, im sechzehnten in Regensburg, München, Ulm, Breslau, Görlitz und Danzig, im siebzehnten in Memmingen und Basel.

Die Meistersinger selbst führten aber die Entstehung ihrer Kunst auf viel frühere Zeiten zurück. In allen ihren Schulen war die Sage verbreitet, daß ihre Kunst im zehnten Jahrhundert, zur Zeit des Kaisers Otto I., durch zwölf geschickte Männer erfunden worden sei. Johannes Christophorus Wagenseil, der in seinem Werke De civitate Noribergensi (Altdorf 1697) in einem Anhange auch „von der Meister-Singer origine, praestantia, utilitate et institutis (Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen)" handelt, erzählt, daß in der Nürnberger Meistersingerschule als diese zwölf Erfinder des Meistersanges folgende galten:

1. Heinrich Frauenlob, der heil. Schrift Doktor zu Mainz.
2. Heinrich Mögeling,*) der heil. Schrift Doktor zu Prag.
3. Nicolaus Klingsohr, der freien Künste Magister.
4. Der starke Poppo, sonst auch der starke Poppser genannt.**)
5. Walther von der Vogelweide, ein Landherr.
6. Wolfgang Rohn oder Rahm, ein Ritter.***)
7. Hans Ludwig Marner, ein Edelmann.
8. Barthel Regenbogen, ein Schmied.
9. Sigmar der Weise, sonst der Römer von Zwickau genannt.

---

*) d. i. Heinrich von Mügeln, ein bürgerlicher Dichter, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte und aus Meißen gebürtig war; er wird bei den Meistersingern auch Mügling genannt.

**) Meister Boppe, S. 306.

***) Wolfram von Eschenbach.

10. Konrad Geiger, den andre Jäger nennen, von Würzburg, ein Musikant.*)
11. Kanzler, ein Fischer.
12. Stephan Stoll, sonst der alte Stoll genannt, ein Seiler.**)

Diese zwölf seien, erzählt Wagenseil, weil sie des Papstes und des Klerus Leben in ihren Liedern getadelt hätten, bei dem Papst Leo VIII. als Ketzer angeklagt worden, die neue und irrige Lehren aufbrächten. Der Papst habe sich an Kaiser Otto gewendet, der damals gerade in Italien gewesen sei, und dieser habe, um die Angelegenheit zu untersuchen, die zwölf Meistersinger zuerst nach Pavia, und von da, als er sich von Italien nach Frankreich begeben habe, nach Paris kommen lassen. An beiden Orten hätten die Zwölf in Gegenwart des Kaisers, päpstlicher Legaten, vieler Gelehrten und vornehmer Leute zu jedermanns Vergnügen herrliche Proben ihrer holdseligen Kunst gegeben. Und zugleich hätten sie durch dieselbe allen falschen Wahn der Ketzerei von sich abgelehnt, und die neue Kunst sei sowohl von dem Papst, als auch von dem Kaiser gut geheißen und gelobt worden. Auch sei sie mit mancherlei Freiheiten begabt worden, und man habe die Zwölf ermahnt, fleißig in derselben fortzufahren. Puschmann***), der dieselbe Sage berichtet, fügt außerdem noch hinzu, daß Kaiser Otto den zwölf Meistern, sowie ihren Schülern und Nachkommen eine güldene Krone verliehen habe, mit welcher diejenigen, welche sich im Singen am meisten auszeichnen würden, geschmückt werden sollten. Man nannte daher den

*) bei Puschmann, Gründtlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, Görlitz 1573, richtiger bloß Konrad von Würzburg genannt. Er war wahrscheinlich aus Basel gebürtig.

**) Meister Stolle, S. 307.

***) a. a. O. in der Vorrede.

besten Singer den Krongewinner. Diese Krone wurde der Sage nach in Mainz aufbewahrt, wo auch, wie man glaubte, das Wappen der Meistersinger und die alten Privilegien derselben in sorgsamer Hut gehalten wurden.

Diese Sage von dem Ursprunge der Meistersingerkunst war in allen Meistersingerschulen verbreitet, nur daß hier und da einzelne Namen der Erfinder andere waren. Wagenseil selbst weist darauf hin, daß diese Erzählung „wegen der vielen Anachronismen" keinen Anspruch auf historische Wirklichkeit machen könne. Aber eine innere Wahrheit liegt doch in derselben: es lebt darin das Bewußtsein fort, daß der Meistersang aus der höfischen Lyrik hervorgegangen sei und in derselben seine Wurzeln habe. So haben denn auch die Meistersinger einzelne Töne verschiedener Minnesinger des dreizehnten Jahrhunderts teils wirklich übernommen, teils nach denselben benannt. Die Kolmarer Liederhandschrift*), die reichhaltigste Sammlung von Meisterliedern, führt z. B. folgende Töne auf: Die gespaltene Weise Walthers von der Vogelweide und desselben Dichters Hof- oder Wendelweise und die goldene Weise. Die gespaltene Weise und die Hofweise sind wirkliche Töne Walthers; gespaltene Weise wurde von den Meistersingern diejenige genannt, in welcher der Spruch: „O hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise u. s. w." (s. oben S. 275) gedichtet ist. Gespalten nannte man sie wohl deshalb, weil der Abgesang nicht am Schlusse steht, sondern zwischen die beiden Stollen eingeschoben ist. Der angeführte Spruch Walthers steht mit einigen Änderungen in der Handschrift,

*) Dieselbe ist im fünfzehnten Jahrhundert von verschiedenen Händen geschrieben. Sie befand sich ursprünglich in Mainz, verschwand während der französischen Revolution, tauchte, nachdem sie mehr als fünfzig Jahre für verloren gehalten worden war, plötzlich in Basel wieder auf und befindet sich gegenwärtig auf der Königlichen Bibliothek zu München als Cod. germ. 4997. Einen Auszug aus derselben hat Karl Bartsch, Stuttgart 1862, veröffentlicht.

und von einem späteren Nachdichter sind noch zwei ganz gleichgebildete Strophen hinzugesetzt worden, so daß der Spruch zu einem Liede von drei Strophen erweitert wurde. So verfuhren die Meistersinger sehr oft. Gewöhnlich änderten sie die ursprüngliche Strophenform etwas ab, besonders dadurch, daß sie den Auftakt hinzufügten, den sie für unentbehrlich hielten. Und dann dichteten sie oft zu einer Spruchstrophe noch zwei, vier oder sechs andre hinzu oder stellten in den Handschriften mehrere solcher Spruchstrophen verwandten Inhalts zusammen, um so auch den Spruch zu einem drei-, fünf- oder siebenstrophigen Liede zu erweitern. Denn die Meistersinger pflegten hauptsächlich nur das Lied; Leiche und Sprüche wurden zwar im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert noch hin und wieder von ihnen gedichtet, aber in späteren Jahrhunderten verschwanden sie ganz aus ihrer Poesie. Die Sammler dieser Lieder waren sich übrigens vielfach recht wohl bewußt, daß manche der gesammelten Dichtungen, die den Namen älterer Dichter trugen, erst von späteren in den Tönen älterer Meister nachgedichtet waren. Viele Töne lassen sich auch bei den älteren Dichtern, deren Namen sie in den Meisterliederhandschriften tragen, gar nicht nachweisen. So ist z. B. die oben angeführte goldene Weise Walthers von der Vogelweide bei Walther nicht zu finden. Nun ist es bei dem unvollkommenen Zustande der Überlieferung wohl möglich, daß der Urheber der betreffenden Weise doch Walther war, und daß das in dieser Weise gedichtete Lied nur verloren gegangen ist, aber wahrscheinlicher ist es doch, daß der Ton von einem späteren Dichter stammte, der ihn nur nach Walther benannte.

Von solchen Tönen älterer Meister führt die Kolmarer Handschrift noch viele andere auf, so z. B. den goldenen Ton Wolframs von Eschenbach und desselben Dichters Mühlweise, die beide Wolfram nur beigelegt worden sind und keineswegs von ihm herstammen, ferner die Grußweise des tugendhaften Schreibers, den

Frau=Ehren=Ton Reinmars von Zweter (s. oben S. 308), den langen Ton Marners*), desselben Dichters Prophetentanz und goldenen Ton, den Hauptton oder goldenen Ton des Tannhäusers, die Alment des alten Stolle, den Aspiston Konrads von Würzburg, desselben Dichters Nachtweise, Hofton, Morgenweise, den Hofton Boppes, den geschwinden Ton Räumslands, den hohen goldnen Ton des Kanzlers und desselben Dichters Hofton und süßen Ton, den überzarten Ton Frauenlobs und den gekrönten Reihen, den langen Ton, die Froschweise, den Würgendrüssel, den goldenen Ton, den Tannton, den gekrönten Ton, die Hundweise, die Spiegelweise, den vergessenen, den neuen, den süßen Ton, den Leitton, die Grundweise, den zarten, den grünen Ton, die Ritterweise, die Zugweise desselben Dichters, die Briefweise Regenbogens und dessen Thorenweise, Tageweise, langen Ton, Grundweise, blauen Ton und goldenen Ton, den langen Ton Heinrichs von Mügeln, dessen kurzen Ton, Traumton und grünen Ton, den Kauf- oder Fürstenton Heinrichs von Ofterdingen, den schwarzen Ton Klingsors u. a.

Von einigen dieser Töne seien hier Proben in neuhochdeutscher Übertragung gegeben. So lautet „Herrn Frauenlobs gekrönter Reihen“ wie folgt:

„Seid fröhlich, Frau'n, mit Züchten in dem Maien,
Die Lieb' will sich zu Lieb' so gerne zweien
Und will nach Freuden ringen.
Euch mögen nicht verdrießen Pfaffen, Laien,
Ihr merkt und prüfet einen guten Reihen,
Und den will ich euch singen.

*) So hieß der Ton, in welchem der Spruch gedichtet ist, welcher im 5. Abschnitt dieses Buches S. 303 mitgeteilt ist. Die Kolmarer Handschrift führt denselben Spruch mit auf.

Wenn Wald, Heid', Anger, Berge, Wiesen, Auen
Auch steh'n in reichster Schöne,
So lob' ich höher doch die reinen Frauen,
Mehr als der Vögel Töne.
Mit Züchten ehren wir
Die höchste Maid, gern dienen alle ihr:
Ihr Lob mit Sang' ich kröne.

Ich will eine Maid schön mit Gesange grüßen,
Die kann des Lebens Bittre mir versüßen:
Des freu' ich mich zur Stunde.
Sie ist geheißen Maria, die Süße,
Sie hilft dem, welcher fromm in Demut büße,
O reine, sel'ge Kunde!
Sie ist ein Spiegel, klar und auserlesen,
Und währt in Ewigkeit,
Voll hoher Güte ist ihr ganzes Wesen.
Sie zeigt sich allezeit
Hilfreich den Menschen allen:
Sie wirkt voll Güte jedem zu Gefallen,
Fern ist ihr Haß und Neid.

Wohl mir, daß ich geboren bin auf Erden,
Daß ich ihr dienen soll, der Zarten, Werten
Mit Reden und mit Singen.
Gern huld'ge ich der Hehren und Verklärten,
Von Gottes Sohn zur Mutter selbst Begehrten:
Er gab ihr gut Gelingen.
Wie hatte er so herrlich sie geschaffen.
Sie hatte Güte viel:
Es lesen auch von ihr die weisen Pfaffen,
Daß ihre Güt' ohn' Ziel.
Sagt, wer mag ihr nun gleichen
Hier auf der Erd' und in des Himmels Reichen?
Gott thut auch, was sie will.

Maria Mutter, aller Welten Güte,
Du sendest reiche Gnade dem Gemüte.
Du Lilie, schön und reine,
Du lichte Rose, allzeit uns behüte,
Dein wertes Lob, das grünte und das blühte
Allzeit in hellem Scheine.
Gieb Gnade uns, laß uns nicht sein verloren!

Wie rein dein Herz stets war!
Gott Vater, Sohn und Geist hast du geboren,
Der Engel sagt' es klar.
Durch ihres Ohres Pforte
Drang ein des Geistes Segen von dem Worte,
Daß sie die Frucht gebar.

Des danken wir dir, Magd, du reine, gute,
In deinem Schoß der Welten Heiland ruhte;
Du leitest unsern Gang
Zum Himmel hin, wir gehn mit frohem Mute:
Dort ruht der Geist, befreit von Fleisch und Blute,
Und höret Saitenklang,
Dort oben in dem allerhöchsten Throne.
Des Himmelreiches Fraue
Die wird gelobt in manchem schönen Tone.
Ein jeder ihr vertraue,
Sie macht uns frei von Leide
Und führt uns hin zu ew'ger Augenweide,
Daß jeder Gott dort schaue.

Maria, Herrin, darauf fest ich baue,
Maria, Gottes Tochter, Mutter, Fraue,
Maria, Davids Braut,
Maria, edle Ros' im Himmelstaue,
Maria, hilf, daß jeder Christ Gott schaue,
Maria, hold und traut.
Maria, du trägst hehre Engelskrone,
Maria, von dem Herrn,
Maria, reichster Schmuck ward dir zu Lohne,
Maria, mancher Stern.
Maria, dich zu grüßen,
Ist sel'ges Glück, wir dienen gern der süßen
Um Lohn, den giebt sie gern.

Maria, hohe Mutter aller Gnaden,
Maria, du bewahrest uns vor Schaden,
Maria, Friedensschild.
Maria, wer dir traut, ist wohlberaten.
Maria, dich lob ich mit Wort und Thaten,
Maria, du bist mild.
Maria, Morgenröte vor der Sonne,
Maria, hehr und weis',

Maria, du bist aller Engel Wonne,
Maria, blühend Reis,
Maria, du vollbrachtest,
Daß du den wahren Gott zum Menschen machtest,
Der ganzen Welt zum Preis."

Das angeführte Gedicht stammt nicht von Frauenlob. Derselbe würde sich die zahlreichen Ungenauigkeiten, die das Original in der Quantität der Silben und in der Bildung der Reime zeigt, auf keinen Fall haben zu schulden kommen lassen. Es scheint vielmehr in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von einem Meistersinger verfaßt zu sein, der es nach Frauenlob benannte, wie das ja sehr häufig geschah. Das Lied knüpft noch an den Gedankenkreis des Minnesanges an, benutzt aber diese Gedanken nur als Einleitung zu dem Preise der Maria, der das ganze Gedicht füllt. Es kann sich weder seinem Inhalte, noch seiner Form nach mit den Liedern der Minnesinger messen und zeigt bereits deutlich die Mängel des Meistersanges.

Doch war die Minne keineswegs ganz von den Gegenständen, welche die Meistersinger zu behandeln pflegten, ausgeschlossen; es findet sich im Gegenteil in der Kolmarer Liederhandschrift eine ganz stattliche Anzahl solcher Meistergesänge, welche Frauen und Minne preisen. So besingt z. B. das folgende Lied, das in der Briefweise Regenbogens gedichtet ist, die Frauen:

„Wer Frauen ehret, der ist wohl ein sel'ger Mann,
Wer Frauen ehrt, mit Ehren wohl bestehen kann,
Wer Frauen ehrt, der führet wohl der Ehren Fahn',
Wer Frauen ehrt, der ist wohl wert, daß ihn die Frauen preisen.
Wer Frauen ehrt, der ist in seinem Sinne klug,
Wer Frauen ehret, der hat Ehren gar genug,
Wer Frauen ehrt, ehrt sie, die Gott im Schoße trug,
Wer Frauen ehrt, dem soll kein Mensch auf Erden das verweisen.
Ihr würd'gen Männer, keiner davon weiche:
Ehrt hoch die zarten, reinen Frau'n zu aller Zeit!
Bedenket wohl, daß ihr von Frauen kommen seid,

Daß Heil und Trost euch wird, wenn ihr den Frau'n euch weiht.
Wer Frauen ehrt, den ehret Gott in seines Vaters Reiche.

Wer Frauen ehret, der ist aller Ehren wert,
Wer Frauen ehret, nie ein Unrecht da begehrt,
Wer Frauen ehrt, der führt ein ritterliches Schwert,
Damit soll er beschirmen ihre Ehr' zu allen Stunden.
Wer Frauen ehrt, der ehret wohl das höchste Kleid,
Das nie ein Schneider hier auf Erden macht bereit,
Den reinen Leib mein' ich, der sich der Tugend weiht,
Den tragen sie, daß allezeit sie werden rein erfunden.
Ihr Frauen rein, solch' Kleid tragt allerwegen,
Und thut ihr das, so habt ihr alles Glück und Heil,
Das ist euch nimmer um ein Gut der Erde feil,
Und mit Maria ihr erwählt das beste Teil
Auf ihres lieben Kindes Thron, der geb' euch reichen Segen.

Ach junger Mann, willst du verdienen reichen Sold,
So ehr' die zarten Frauen mehr als rotes Gold.
Wer Frauen ehret, dem sind reine Frauen hold,
Wer Frauen ehrt, der wird belohnt von manchen stolzen Weiben.
Wer kämpft für Frauenehre oder kämpfen will,
Der schweige von der Frauen Gunst nur allzeit still
Und rühme sich von einer Frau ja nicht zu viel:
Das rate ich ihm sicherlich, will er in Huld stets bleiben.
Viel hübscher Abenteuer pflegt ihr, schöne Frauen.
Kein König, Kaiser, Graf auf Erden möchte sein,
Die überstrahlen könnten, Frau, die Ehre dein,
Dich krönt, o Frau, ein sonnenklarer Schein,
Gott selbst stieg, Frau, herab zu dir, herrlich bist du zu schauen!"

In ähnlicher Weise werden die Frauen noch in manchem anderen Meisterliede besungen. Die ehrbare Zunft der Meistersinger wußte aber auch zuweilen mutwilligere Töne anzustimmen, und die Kolmarer Liederhandschrift weist manchen leichtfertigen Schwank auf. Erst späterhin wurden diese Stoffe aus den Singschulen verbannt und nur religiöse Stoffe und unter diesen wieder hauptsächlich solche zugelassen, die aus der heiligen Schrift genommen waren. Auch Lügenlieder, Rätsel und andere Scherze wurden von den Meistersingern gedichtet.

Namentlich aber machte sich auch ein ernster, sittlicher Geist in der Zunft der Meistersinger geltend, welcher durch Gedichte, die zu Wahrheitsliebe, Frömmigkeit, sittlicher Tüchtigkeit, Mildthätigkeit und bürgerlicher Ehrenhaftigkeit mahn- zum Ausdruck kam. Ein solches Gedicht ist das folgende, das in dem goldenen Tone Wolframs von Eschenbach abgefaßt ist:

„Was soll ein Kaiser ohne Recht
Und ein Papst ohn' Erbarmen?
Was soll ein König ohn' milden Mut, ein Fürst wohl ohne Scham?
Was soll ein Rosenmund, o sprecht,
Mit falscher Zung', ihr Armen,
Die Gott zu loben nicht vermag? Sie macht Gesunde lahm.
Was soll ein Graf, der nicht der Ehr' will walten?
Was soll ein Freier, der keinen Tag sein' Ehre kann behalten?
Was soll ein werter Dienstmann wohl, der sich mit Schanden nährt?
Was soll ein Ritter, der die Zeit mit Armut hier verzehrt?

Da man die Armut nun so haßt,
So wär ich gern ein Reicher,
Daß man mich bei den Hochgebornen hielt' ein wenig wert.
Gott teilt' das Gut, ich glaube fast,
Er konnt' es nicht ungleicher,
Daß mancher Wein und Korn verlor und sich nun kärglich nährt.
Ach, möchten doch die Reichen sich besinnen,
Die doch zum Himmel wollen auch und Ehr' und Tugend minnen.
Herr Gott, mach uns das Ende gut durch deine Namen drei.
Was noch vor'm Jahre golden war, das ist nun worden Blei.

Wer nun will wieder machen Gold
Aus dem, was ward zu Bleie,
Dem geb' ich meine Lehre hier, er halte sie für gut:
Der sei stets Gottes Mutter hold
Und achte, wie der Freie
Den armen Freunden allezeit beweiset milden Mut.
Den fremden Wandrer soll er freundlich grüßen,
Um Gottes willen soll er ihm sein hartes Loos versüßen:
So ist Gott und die Mutter Gottes und die Welt ihm hold.
Was vordem war geworden Blei, wird wieder dann zu Gold."

In ähnlicher Weise wurden auch andere sittliche Fragen behandelt, und vielfach wurden derartige Mahnungen in Gleichnisse, Bilder und Fabeln gekleidet. Daneben wurden auch religiöse Stoffe nicht vernachlässigt und oft Erzählungen aus der heiligen Schrift poetisch dargestellt. Endlich wurde auch die Meistersingerkunst vielfach gepriesen, und mancherlei Regeln wurden bereits in den Liedern den Schülern eindringlich vorgehalten.

Die berühmtesten Meistersingerschulen waren die zu Mainz, Straßburg und Nürnberg. Über die letztere hat Wagenseil, welcher 1633 zu Nürnberg geboren und späterhin Professor der Jurisprudenz und der orientalischen Sprachen an der Universität Altdorf war, in seinem bereits oben angeführten Werk: De civitate Noribergensi ausführlichen Bericht erteilt. Die Nürnberger Meistersingerschule war im fünfzehnten Jahrhundert gegründet worden, und noch im siebzehnten wurden in derselben neben den oben genannten zwölf Erfindern der Meistersingerkunst überhaupt noch zwölf alte Nürnberger Meister hochgepriesen. Diese waren: 1. Veit Pogner. 2. Cuntz Vogelgesang. 3. Hermann Ortel. 4. Conrad Nachtigal. 5. Fritz Zorn. 6. Sixtus Beckmesser. 7. Fritz Kohtner. 8. Niclaus Vogel. 9. Augustin Moser. 10. Hannß Schwartz. 11. Ulrich Eißlinger. 12. Hannß Foltz. Neben diesen wurde seit dem sechzehnten Jahrhundert ganz besonders noch Hans Sachs gerühmt, der namentlich auch deshalb verehrt wurde, weil er in einer Zeit, in welcher die Meistersingerkunst in Nürnberg in Verfall geraten war, dieselbe wieder durch seine Thätigkeit zu hohem Ansehen gebracht hatte.

Den Inbegriff aller ihrer Regeln und Lehrsätze, welche sie bei Ausübung ihrer Kunst befolgten, nannten die Meistersinger Tabulatur. Gewöhnlich hielten sie dieselbe geheim, so daß nur die Mitglieder der Singschule von deren Vorandensein genauere Kenntnis besaßen. So erzählt Wagen-

seil (a. a. O. S. 520), daß er einst habe Einsicht in die Tabulatur der Meistersinger zu Nürnberg nehmen wollen, aber die Meistersinger hätten ihm entgegnet, daß die Tabulatur zwar bei ihren Zusammenkünften zuweilen vorgelesen würde, dieselbe anderen zu zeigen sei ihnen jedoch von der Obrigkeit verboten. Erst nach vieler Mühe gelang es ihm, dieselbe zu erhalten, aber mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er sie nur sehen und lesen und nichts daraus abschreiben solle. Später wurde ihm aber auch das letztere erlaubt. Jede Meistersingerschule hatte ihre besondere Tabulatur, und schon Puschmann beklagte das als einen Übelstand. Er gab deshalb im Jahre 1573 zu Görlitz eine Tabulatur heraus unter dem Titel: „Gründtlicher Bericht des deutschen Meistergesangs. Darinnen begriffen, alles was einem jeden, der sich Tichtens und Singens annemen wil, zu wissen von nöten. Und wie die art und eigenschafft der Versen oder Reimen, Thön und Lieder zu erkennen sey. Zusampt der Tabulatur und beiderley Straffarticfeln, auch gründtliche Erklerung derselbigen. Mit angehefter Schulordnung, wes sich Mercker und Singer allenthalben verhalten sollen. Sampt dreyen schönen Schulkünsten, vormals in Druck nie außgangen.“ Er veröffentlichte dieselbe, wie er in der Vorrede angiebt, zu dem Zwecke, daß sich womöglich alle Meistersingerschulen nach dieser Tabulatur richten sollten, damit endlich „einerley gewisse Artickel und Regel“ vorhanden seien und „nicht jeder eine besondere habe.“

Außer dieser Görlitzer Tabulatur wurden noch die der Meistersinger zu Memmingen (im Jahre 1660 zu Stuttgart gedruckt) und die der Nürnberger Singschule veröffentlicht, die letztere durch Wagenseil. Dieselbe sei hier, mit Übertragung unverständlicher Ausdrücke und Satzfügungen in die Sprache der Gegenwart, im Auszuge mitgeteilt:

„Tabulatur der Meistersinger.*)

Eingang.

Dieweil alle Kunst, darinnen sich der Mensch übt, eine ordentliche Anleitung haben muß, nach welcher sich die Schüler derselbigen Kunst üben müssen, solange bis sie von Tag zu Tag, je länger je besser, den rechten Grund und Verstand ihrer angefangenen Kunst ergreifen mögen, so soll und muß auch die hochlöbliche, christliche und holdselige Kunst des deutschen Meistergesangs, welche durch hochverständige und wohlgelehrte Leute, als Doctores, Ritter und Freiherren, Edle und andere verständige Männer, reich und arm, ist erfunden worden, einen gründlichen Bericht haben, damit die Dichter, Merker und Singer sich darinnen ersehen und erfahren mögen, was der rechten, wahren Kunst Ordnung sei. Und dieweil auch viel und mancherlei Singer und Dichter sind, welche etwa aus guten verständigen Worten und Meinungen etwas Übles machen, so ist für nötig erachtet worden, die rechten Artikel und die Tabulatur dieser Kunst, wie sie von ihren alten Erfindern auf uns gekommen ist, zu erklären, damit man spüren, verstehen und erkennen kann, was sträflich oder unsträflich, was zu loben oder zu schelten sei.

1. Von den Meistergesängen, wie auch von deren Art und Eigenschaften.

Eines jeden Meistergesanges Bar **) hat sein ordentliches Gemäß in Versen und Silben, das durch des Meisters Mund ordiniert und bestätigt ist; das sollen alle Singer, Dichter und Merker an den Fingern auszumessen und zu zählen wissen.

*) Dieselbe enthält zugleich Ergänzungen aus Puschmanns und aus der Memmingener Tabulatur, sowie aus einem Manuskript einer österreichischen Tabulatur, die Lorenz Wesel von Esen im Jahre 1562 aufgestellt hatte.

**) d. i. das ganze Lied.

Ein Bar hat gewöhnlich verschiedene Gesätze oder Stücke*), wie viel deren der Dichter dichten mag. Ein Gesätz besteht wieder aus zwei Stollen, die gleiche Melodie haben, und dem Abgesang. Ein Stollen besteht aus etlichen Versen und pflegt dessen Ende, wenn ein Meisterlied geschrieben wird, mit einem Kreuzlein bemerkt zu werden. Darauf folgt der Abgesang, der auch aus mehreren Versen sich zusammensetzt, aber seine besondere Melodie hat.**)

Gesätz.

Stollen:
Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet
Derselbige wird nicht zu Spott;
Ja, dessen Glaub' niemalen wird verletzet,
Dem hilft der fromm' und liebe Gott.

Stollen:
Hingegen aber der, der sein Vertrauen
Nicht setzen will in Gottes Macht,
Der kann nicht anders als auf Sande bauen
Und wird von jedermann verlacht.

Abgesang:
Denn weil er doch hat seinen Gott verlassen
Und seinen Abgott sucht,
So bleibt er nun verflucht,
Und Gott will ihn auch hier mit nichten fassen,
Ja, läßt ihn billig sinken,
Auch für sich selbst ertrinken:
Darum, o Christ,
So klug du bist,
Bestrebe dich, auf Gott allein zu hoffen,
So geht's dir hier und dorten wohl,
Und wirst es haben ewig wohl getroffen
Und bist der Himmelsfreuden voll.

Stumpfe Reime sind solche, welche einsilbig reimen, z. B. Kron', Lohn; Gut, Blut; bereit, Ewigkeit.

Klingende Reime sind die, welche zweisilbig reimen,

*) d. i. Strophen.

**) Allen unseren Chorälen liegt noch heute diese Dreiteilung zu Grunde.

z. B. beschließen, genießen; Länder, Bänder; andern, wandern.

Waisen sind ganz bloße*) Verse, welche das ganze Gesätz hindurch leer stehen, auch in den folgenden Gesätzen nicht gebunden werden. Sie können stumpf oder klingend sein und werden nach Belieben des Dichters in die Mitte oder gewöhnlich an das Ende eines Gesätzes gestellt. Beispiele sind in dem Kirchenlied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" zu ersehen, indem da die Schlußverse der Gesätze:

All Fehd' hat nun ein Ende.
Wohl uns des feinen Herren.
Erbarm dich unser aller.
Dazu wir uns verlassen,

nirgend gebunden werden, sondern bloß und ungebunden stehen bleiben.

Körner sind bloße und ungebundene Verse in allen Gesätzen, die sich aber, wenn man sie zusammenhält, unter einander binden und reimen. Wenn zum Beispiel im ersten Gesätz' der letzte Vers bloß und ungebunden stünde, so würden Körner dann entstehen, wenn derselbe im zweiten und in den folgenden Gesätzen gebunden würde. Zum Beispiel:

1.

Dies arme Pilgerleben
Ist aller Arbeit voll;
Und wird schon einem wohl,
So hat er Müh daneben,
Bis er gerecht gestorben.

2.

Es ist ein Haus der Kranken,
Ein mangelvoller Ort,
Der giebt nur Thränenwort'
Und trauernde Gedanken,
Nichts bleibet unverdorben.

---

*) d. h. sie reimen mit keiner andern Zeile der Strophe, sind also des Reimgatten beraubt.

3.

Deswegen sich die Frommen
Stets sehnen nach der Freud',
Die fern von allem Leid',
Dahin kein Schmerz kann kommen,
Wo Gott selbst wird erworben.

Hier bleibt im ersten Gesätz das Wort gestorben, im andern unverdorben, im dritten erworben bloß und ungebunden, sie reimen aber untereinander.

Pausen sind einsilbige Wörter, welche am Anfang oder Ende, zuweilen wohl auch in der Mitte eines Gesätzes stehen und untereinander durch den Reim gebunden werden. Gewöhnlich nimmt oder giebt eine solche Pause dem nachfolgenden Verse eine Silbe. Beispiel der Anfangs-, Mitte- und Endpausen:

Ach!
Was hab ich, o Herr, begangen,
Meine Sünden sind zu groß,
Meine Glieder liegen bloß,
Herr, nach dir steht mein Verlangen.

Wach!
Du mein Gott und hilf nun mir,
Daß ich bleibe stets bei dir!
Lindre du mir meine Schmerzen,
Denn ich bin von ganzem Herzen
Schwach.

Eine ungiltige Pause ist eine solche, die nicht aus einem einsilbigen Worte besteht, sondern die, damit sie eine Pause werde, ein Wort teilt, z. B.:

Der
König David schreibt in seinen Psalmen,
Er-
Zürne dich nicht über die Gottlosen;
Denn der Gerechte grünet wie die Palmen,
Den Bösen aber wird die Eitelkeit liebkosen.

Hier ist das Er als eine Pause, die das Wort erzürne teilt, nicht gut und deswegen ungiltig.

Schlagreime bestehen aus zweisilbigen Wörtern, die allein stehen; sie können stumpf oder klingend sein. Ein Beispiel stumpfer Schlagreime:

Verpflicht
Verbleiben immer wir den andern,
So lang wir in der Welt umwandern:
Bis endlich dieses Menschenhaus
Vernicht.
Gericht
Wird werden, und dann bleiben aus
Die übermatte Pilgerschaft,
Da dann der Pflichten Saft und Kraft,
Die endlich waren, sich beschließen,
Und wir der Ewigkeit genießen,
Die wir sind immerdar bereit,
Auch uns dann nichts in Ewigkeit
Gebricht.

Ein Beispiel klingender Schlagreime:

Fangen
Rauben, Brennen, Würgen, Töten
Ist der Kirchenfeinde Freud'.
Nimmer wird denselben leid,
Ihre Schwerter keck zu röten
In dem Blut der teuren Christen.
Zangen,
Stangen,
Feuer, Galgen, Strick und Bänder
Und die noterfüllten Länder
Wider sie sich wütend rüsten:
Doch allhier nur diese Scharen,
Die in Marter und Gefahren
Nehmen die versprochne Kron'
Als des Höchsten Gnadenlohn,
Prangen.

Zu merken ist noch: daß in einem Reim oder Vers nicht mehr als dreizehn Silben stehen dürfen, weil der Atem nicht wohl ausreicht, mehr Silben ununterbrochen

hintereinander zu singen, besonders, wenn eine zierliche Blume im Reim gehört werden soll.

2. Von den zweiunddreißig Fehlern, welche begangen werden können, und deren Strafen.

1. Ein Fehler ist, wenn etwas nicht der hochdeutschen Sprache gemäß gedichtet und gesungen wird, wie solche in Dr. Martin Luthers deutscher Übersetzung der Bibel befindlich und in der Fürsten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich ist. Was aber das Aussprechen der Wörter betrifft, so kann einem fremden Singer, wenn er durch und durch seine landesübliche Sprache gebraucht, aus Freundlichkeit das gestattet werden, ja, er darf auch in den Reimwörtern dieselbe anwenden, auf daß man nicht beschuldigt werde, daß man jemandes Sprache strafe oder verwerfe. Doch müssen die Reimwörter einen und denselben Vokal haben. Denn wenn ein Nürnberger sänge: Es ist ein frommer Monn*), und: er ging davon, das wäre zu strafen; denn die Wörter Monn und davon haben im Hochdeutschen nicht den gleichen Vokal. Darum muß man Wörter nehmen, die gleiche Vokale haben, z. B.: Er ist ein frommer Monn, und: Er ist auf rechter Bon.**) In diesen zwei Endwörtern ist beide Male das a in das o verwandelt, und so wird die Nürnberger Sprache recht gebraucht.

2. Falsche Meinungen sind ein grober Fehler. So werden genannt alle falschen, abergläubischen, schwärmerischen, unchristlichen und unziemlichen Lehren, Historien und schändliche, unzüchtige Wörter, die der reinen, seligmachenden Lehre Jesu Christi, der guten Sitte und der Ehrbarkeit zuwiderlaufen. Wer dergleichen bringt, der hat gänzlich versungen. Es kann ihm scharf untersagt und hart verwiesen, ja, er kann sogar von der Schule entfernt werden.

*) statt: Mann.
**) statt: Bahn.

3. Falsch Latein ist ein Fehler, der darin besteht, daß lateinische Wörter nicht in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Grammatik gebraucht werden. Das können nun die, welche Grammatik nicht studiert haben, gar nicht verstehen; darum sollen sie ihre Lieder, welche lateinische Worte enthalten, von den Gelehrten, welche Grammatik gelernt haben, durchsehen lassen. Hierher gehört auch, wenn man die mittleren Silben in Cerberus, Carolus u. ähnl. lang, oder die mittlere Silbe in Cupido u. ähnl. kurz ausspricht. Jede Silbe wird da für eine Silbe gestraft.*) Im übrigen sollen die unnötigen lateinischen Worte weggelassen und, was man von lateinischen Worten deutsch wiedergeben kann, das soll deutsch vorgebracht und gesungen werden.

4. Eine blinde Meinung ist ein Fehler, der darin besteht, daß man das, was man sagen will, nicht deutlich und vollkommen genug ausdrückt. So z. B. wenn man sagt: „Ich, du soll kommen" für: „Ich und du sollen kommen." Wie viele Worte nun blind sind oder ausgelassen werden, für so viele Silben wird man abgestraft.

5. Ein blindes Wort ist ein solches, das undeutlich und unverständlich ist, z. B. Sag für Sach, sig für sich. Ein blindes Wort straft man für zwei Silben.

6. Ein halbes Wort heißt der Fehler, welcher in der Verkürzung eines Wortes um eine Silbe besteht, z. B. Ich kann es dir nicht sag statt: sagen. Ein halbes Wort straft man für zwei Silben.

7. Laster nennt man es, wenn man in zwei oder mehreren Endreimen die Diphthonge in Vokale oder diese in jene verwandelt oder wenn man die Vokale untereinander ändert, z. B. wenn der eine Endreim ein o hat, wie: dieser Sohn, und der andre ein a, wie: ist ein Mann, und wenn man nun, damit es sich reime, nach Nürnberger Art Monn setzt oder singt, oder wenn man Win für

*) d. h. sie wird von den Merkern als eine falsche Silbe notiert.

Wein und schrawen nach gemeiner Straßburger Art für schreien setzt. Ein Laster straft man für zwei Silben.

Andre nennen es auch ein Laster, wenn zwei oder mehrere Verse mit einem oder mehreren gleichen Worten anfangen, z. B.

Tugend ist der beste Freund,
Tugend ist der Laster Feind.

Wieder andere nennen es ein Laster, wenn zwei Wörter mit gleichem Vokale unmittelbar auf einander folgen, wie das, was; wann, dann; wer, der; wie, die; groß, bloß. Diese beiden Arten werden aber nicht gestraft, weil sie sonst im Reden, wie im Schreiben üblich sind.

8. Ein Anhang ist ein Fehler, der begangen wird, wenn man aus einem guten, stumpfen, einsilbigen Reimwort ein böses, klingendes, zweisilbiges Wort macht, z. B. Es ist ein frommer Manne für: Es ist ein frommer Mann. Ein Anhang wird um eine halbe Silbe gestraft.

9. Eine Klebsilbe ist ein Fehler, der darin besteht, daß man ein Wort zusammenzieht oder auch aus zwei Wörtern eins macht, z. B. keim für keinem, gsprochen für gesprochen, im für in dem, vom für von dem, zum für zu dem, zur für zu der. Eine Klebsilbe wird für eine halbe Silbe gestraft.

10. Ein Relativum ist ein Fehler, der begangen wird, wenn ein und dasselbe Wort der Kürze wegen bloß einmal für zwei Sätze zugleich gesetzt wird, z. B. Was nicht recht gesungen wird gestraft; es sollte heißen: Was nicht recht gesungen wird, wird gestraft. Doch kann man das, wenn es vonnöten, passieren lassen.

11. Eine Differenz oder ein Unterschied ist ein Fehler, welcher dadurch entsteht, daß man in einem Worte die Buchstaben versetzt, z. B. Deib für Dieb, der Schafhirt erst die Schaf hintreib, für hintrieb. Die Differenz wird für eine Silbe gestraft.

Andere nennen eine Differenz eine unnötige Wiederholung, z. B. Der Herr der sprach; das Weib das ging. Doch wo die Wiederholung zu größerer Klarheit nötig ist, soll man sie gestatten. Eine völlig unnötige Wiederholung dagegen ist eine grobe Differenz und wird für drei Silben gestraft.

12. Anrührende Wörter werden von einigen für einen Fehler gehalten; dieser Fehler besteht darin, daß ein Vers mit dem letzten Worte des vorhergehenden anfängt, z. B.:

Wer Haber macht,
Macht sich veracht.

Weil man aber so auch redet und schreibt, bleibt es ungestraft; doch darf es nicht zu oft vorkommen.

13. Unredbar wird der Fehler genannt, den man begeht, wenn man die Worte anders stellt, als man das in der natürlichen Rede zu thun pflegt, z. B.:

Der Vater mein
Ist fromm und fein;
Die Mutter gut
Mir gütlich thut.

Man sagt nicht: der Vater mein, sondern: mein Vater, auch nicht: die Mutter gut; sondern: die gute Mutter. Ein unredbar Wort wird für eine Silbe gestraft.

14. Aequivoca oder zweideutige Wörter wird der Fehler genannt, der begangen wird, wenn man gleichklingende Wörter von verschiedener Bedeutung am Ende des Verses aufeinander reimt,*) z. B. Stecken, d. i. Stab, und stecken, d. i. in etwas tief hineingeraten sein. Ein Aequivocum straft man für vier Silben.

*) Die rührenden Reime, wie dieselben die Minnesinger anwendeten (s. S. 381), waren also bei den Meistersingern nicht gestattet.

15. Halbe Aequivoca nennt man es, wenn zu Ende eines Verses ein klingendes Wort in seiner ersten Silbe auf ein stumpfes mit gleichen Buchstaben und gleicher Bedeutung reimt, z. B.:

Sie geben, was sie haben,
Ich auch, was ich so hab;
Damit ich mich ja lab,
Sie werden sich schon laben.

Ein halbes Aequivocum straft man für zwei Silben.

16. Überhoff*) Aequivoca heißt der Fehler, welcher begangen wird, wenn man zwei Reime in beiden Stollen oder in einem Stollen und im Abgesang zugleich braucht. Das straft man um drei Silben.

17. Ein falsch Gebänd ist ein Fehler, der darin besteht, daß man die Verse anders bindet, als wie sie von den Meistern gereimt worden sind, oder wenn man Körner in einem Gesätz sich reimen läßt, wohin sie gar nicht gehören. Ein falsch Gebänd straft man für zwei Silben.

18. Bloße Reime nennt man den Fehler, welchen man sich zu schulden kommen läßt, wenn man einzelne Verse ungereimt läßt, die doch gereimt sein sollten, z. B. wenn es heißen sollte:

Um der schnöden Eitelkeit,
Die mir hält die Welt bereit,
Hab ich mich mit ihr entzweit,

und man sagte dafür:

Um der schnöden Eitelkeit,
Die mir hält die Welt bereit,
Hab ich mich von ihr gesondert.

Bloße Reime straft man für vier Silben.

---

*) d. h. überspringende, sich übertragende.

19. Ein Stutzen oder Zucken ist ein Fehler, der darin besteht, daß man aus Unbedacht oder Vergeßlichkeit pausiert oder innehält, da wo man nicht innehalten sollte. Das wird, wenn das Stutzen nicht lange währt, um eine Silbe gestraft. Wenn man aber länger pausiert, als es Zeit erfordert eine Silbe langsam und bedächtig auszusprechen, so versingt man so viel Silben, wie in der Pause gesprochen werden könnten. Kann man sich gar nicht wieder sammeln, so hat man ganz versungen.

20. Milben nennt man es, wenn am Ende des Verses ein Wort des Reimes halber abgebrochen wird, z. B.:

Von diesem Dinge
Will ich jetzo singe.

Milben straft man für eine Silbe.

21. Zwei Reime oder Verse in einem Atem heißt ein Fehler, den man begeht, wenn man nicht pausiert, wenn ein Vers sich endet. Das wird um vier Silben gestraft.

22. Zu kurz und zu lang heißt der Fehler, der begangen wird, wenn man in einem Verse mehr oder weniger Silben singt, als der Ton des Meisters vorschreibt. Das wird um soviel Silben gestraft, als Silben weggelassen oder hinzugethan worden sind.

23. Hinter sich und vor sich heißt der Fehler, der dadurch entsteht, daß man in einem Vers etwas ausläßt und vergißt und das durch Wiederholung wieder gut machen will, oder daß man etwas wiederholt, um sich auf das folgende Wort besser besinnen zu können, oder daß man überhaupt ein Wort unbedachtsamer Weise zweimal singt. Man straft eine jede Silbe mit einer Silbe.

24. Lind und hart ist ein Fehler, der begangen wird, wenn man zwei Wörter reimt, von denen das eine lind, das andre hart ist, z. B. Knaben, Knappen;

Laden, Thaten; Tod, Gott; glaubt, Haupt. Auch gehört hierher, wenn man zwei Wörter reimt, von denen das eine einen doppelten,*) das andre einen einfachen Vokal hat, z. B. Glück, dick; Öl, Mehl; schön, gehn; Meer, Herr. Eine jede Silbe wird mit einer Silbe gestraft.

25. Zu hoch und zu niedrig ist ein Fehler, der darin besteht, daß man in einem Gesätz höher oder niedriger singt, als man es angefangen hat. Wer dagegen handelt, wird um eine Silbe gestraft. Der Fehler ist größer, wenn man einen Gesang so hoch oder niedrig anfängt, daß die Stimme nicht ausreicht, so daß der Gesang dann höher oder niedriger angefangen werden muß. Das straft man um sechs Silben. Das Zuhoch- oder Zuniedrigsingen nennen etliche mundieren.

26. Singen und Reden ist ein Fehler, der begangen wird, wenn einer, der bereits auf dem Singstuhl angefangen hat zu singen, plötzlich ungefragt etwas dazwischen redet. Es werden soviel Silben als Strafe angeschrieben, als die Zwischenrede mit sich bringt.

27. Veränderung der Töne ist ein Fehler, den man sich zu schulden kommen läßt, wenn man den Ton nicht in gleicher Melodie aussingt. Man muß einen Stollen wie den andern, ein Gesätz wie das andre, bis zum Ausgang des ganzen Liedes singen. Hierher gehört auch, wenn man in einem Tone mehr oder weniger Verse singt oder die Reime anders setzt, so daß der Ton des Meisters verkehrt und gefälscht wird. Veränderung der Töne straft man für jeden Vers um vier Silben.

28. Falsche Melodie nennt man es, wenn jemand einen Ton durch und durch anders singt, als ihn sein Meister gedichtet hat. Ein solcher Singer hat gänzlich versungen.

---

*) d. i. den Umlaut oder einen Diphthong.

29. Falsche Blumen oder Koloratur nennt man den Fehler, der darin besteht, daß man einen Ton am Ende der Verse, der Stollen oder des Abgesanges mit allerlei Blumen, Koloraturen und Läuflein singet, obgleich der Meister den Ton gar nicht geblümet oder koloriert hat. Hierher gehört auch, wenn man die Reime in einem Stollen anders blümt, als in dem vorhergehenden. Sind die Blumen kurz, straft man sie um eine, sind sie lang, um zwei Silben.

30. Auswechslung der Lieder geschieht, wenn man auf der Singschule beim Singen um eine Gabe aus einem gefünften oder gesiebenten Lied*) ein gedrittes macht, indem man mehrere Strophen wegläßt, und dann das Lied als ein gedrittes singt, oder wenn man aus einem gesiebenten Lied ein gefünftes singt. Jedes fehlende Gesätz wird um eine Silbe gestraft.

31. Vor- und Nachklang nennt man es, wenn einer beim Singen eines Liedes einen Klang ertönen läßt, ehe er das Wort anhebt, oder wenn einer nach Vollendung des Gesanges einen Nachschall von sich giebt. Diese zwei Fehler straft man je um eine Silbe.

32. Irren oder Irrwerden ist ein grober Fehler, der begangen wird, wenn man, es sei im Text, in der Melodie, in den Versen, Stollen, Abgesängen oder ganzen Gesätzen, irr wird und eins für das andre singt. Wer irr wird, hat ganz verloren. Dabei ist zu merken, daß alle Meisterlieder aus dem Sinn**) und niemals aus dem Buch gesungen werden.

3. Von den Tönen und Melodieen.

Ein jeder Singer soll sich befleißigen, deutlich, gut deutsch, langsam und gebührlich zu singen. Man muß jedem

*) d. i. aus einem Lied von fünf oder sieben Strophen.
**) d. i. auswendig, aus dem Kopf.

Vers seine richtige Pause geben und nicht zwei oder drei Verse in einem Atem herausschreien und dieselben unordentlich übereinanderwerfen. Wenn in dem Singen nichts getadelt werden kann, so sagt man: es ist glatt gesungen worden.

Wer einen Meisterton machen oder melodieren will, der muß genau darauf achten, daß seine Melodie an keiner Stelle in einen andren Meisterton eingreife und denselben berühre, so weit als vier Silben sich erstrecken, sondern daß er eine ganz neue Melodie und ganz neue Blumen ersinne, die andre Töne der Meistersinger nicht haben.

Billig ist es und recht, daß man einen Ton von seinem Meister selbst höre. Er soll ihn, wenn er zum ersten Male denselben vor der Gesellschaft singt, so niedrig singen, als er vermag. Dann soll er ihn zum andern Male mit voller Stimme singen, wie man das auf der Schule zu thun pflegt. Zum dritten Male soll er ihn aufs höchste singen, so hoch als er die Stimme erheben kann. Wird sein Ton bestätigt und gut gesprochen, dann soll der Dichter demselben zum Unterschied von andern Tönen einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zwei Gevattern dazu bitten. Dann soll er drei Gesätze, für die ihm die Merker den Stoff vorschreiben, in dem neuen Tone dichten und in das hierzu verordnete Meistersingerbuch zum Gedächtnis einschreiben. Zugleich sollen auch das Jahr und der Monatstag, samt des Dichters Namen mit eingetragen werden.

Wenn an Orten, wo keine Gesellschaft ist, Singer sind, welche Töne dichten, so mögen sie solche in Städten, wo sich Gesellschaften befinden, vorsingen und dort bestätigen lassen.

Bei den alten zwölf Meistern und ihren Nachdichtern wird gefunden, daß sie unter sieben Reimen*) oder Versen keinen Ton gedichtet haben. Es ist also zu raten, daß man

*) Reime steht hier für Rhythmen.

auch jetzt unter sieben Versen keinen Ton gelten lasse. Doch soll der ganz kurze Ton Heinrich Mügelings nur fünf Verse haben.

In Bezug auf die überlangen Töne kommt es bei den Alten nicht vor, daß einer den andern so hoch überstiegen hätte, wie jetzt geschieht. Doch ist übrig lang und hoch hinaufgestiegen, wenn ein Ton hundert Verse hat, und die Töne, welche über hundert Verse enthalten, sollen keinen Vorteil vor denen haben, welche hundert umfassen.

Zu gewisser Zeit soll nach Anordnung der Merker auf den Zechen*) die Tabulatur vorgelesen und Umfrage gehalten werden, ob ein jeder alles verstehe. Weiß einer nicht Bescheid, so soll sich der Merker erbieten, ihn gutwillig zu unterrichten.

Wer die Tabulatur noch nicht recht versteht, ist ein Schüler; wer alles in derselben weiß, ein Schulfreund; wer etliche Töne, etwa fünf oder sechs, vorsingt, ein Singer; wer nach anderen Tönen Lieder macht, ein Dichter; wer einen Ton erfindet, ein Meister. Alle aber, die in der Gesellschaft eingeschrieben sind, werden Gesellschafter genannt.

Folgende Meistertöne werden zu Nürnberg besonders gesungen:

Mit fünf Versen:

Die Beerweise Magister Ambrosius Metzgers.

Mit sechs Versen:

Die überkurze Abendbrotweise Georg Hagers.

Mit sieben Versen:

Der kurze Ton Barthel Regenbogens.
Die kurze Tagweise Konrad Nachtigals.

Mit acht Versen:

Der Teilton Hans Folzens.
Die Neujahrsweise Georg Hagers.

---

*) Versammlungen der Meistersinger.

Mit neun Versen:

Die Hagenblühweise Heinrich Frauenlobs.
Die Fenchelweise Hans Findeisens.

Mit zehn Versen:

Die Augenweise Heinrich Frauenlobs.
Die kurze Nachtweise Sebastian Wildens.

Mit elf Versen:

Der kurze Kanzler.
Der Bauernton Severin Kriegsauers.
Der schwarze Ton Klingsohrs.

Mit zwölf Versen:

Der kurze Ton Nunnebeckens.
Der kurze Liebeton Michael Vogels.
Die abgeschiedene Vielfraßweise Karl Fobers.

Mit dreizehn Versen:

Der güldne Ton Barthel Regenbogens.
Der kurze Ton Hans Sachsens.
Die spitzige Pfeilweise Ambrosius Metzgers.

Mit vierzehn Versen:

Der hohe Ton Friedrich Kettners.
Die gestreifte Safranblümleinweise Hans Findeisens.
Die Grünwachsweise Ambrosius Metzgers.

Mit fünfzehn Versen:

Die Stieglitzweise Adam Puschmanns.

Mit sechzehn Versen:

Die Osterweise Friedrich Kettners.
Die Blühweise Onufrii Schwartzenbachs.
Die Klagweise Christoph Lochners.

Mit siebzehn Versen:

Der Hofton Heinrich Müglings.
Die Feuerweise Wolf Büchners.
Der liebe Ton Kaspar Singers.

Mit achtzehn Versen:

Der süße Ton Georg Schüllers.
Der Hofton Peter Zwingers.

Mit neunzehn Versen:

Die Steigweise Pogners.

Mit zwanzig Versen:

Die Lilienweise Hans Vogels.
Die Silberweise Hans Sachsens.
Die Spruchweise desselben.
Die blaue Rittersspornweise Ambrosius Metzgers.

Mit einundzwanzig Versen:

Die süße Erdbeerweise Wemmanns.
Die süße Weihnachtsweise Michael Vogels.
Die harte Trittweise Daniel Steigleins.
Der klingende Ton Hans Sachsens.

Mit zweiundzwanzig Versen:

Der goldne Ton Hans Sachsens.
Die traurige Semmelweise Semmelhofers.
Die Hartfelderweise Veit Fischers.

Mit dreiundzwanzig Versen:

Der lange Ton Barthel Regenbogens.
Der Lindenton Toribolts.

Mit vierundzwanzig Versen:

Die Freudenweise Georg Wickrams.
Der bewährte Ton Hans Sachsens.

Mit fünfundzwanzig Versen:

Der neue Ton Hans Sachsens.
Die Zugweise Fritz Zorns.

Mit sechsundzwanzig Versen:

Die geblümte Paradiesweise Joseph Schmirers.
Die süße Honigweise Leonhard Ferbers.

Mit siebenundzwanzig Versen:

Die Morgenweise Hans Sachsens.
Die Hammerweise Leonhard Nunnenbecks.

Mit achtundzwanzig Versen:

Die Schrankweise Hans Folzens.

Mit neunundzwanzig Versen:

Der lange Ton Kaspar Singers.

Mit dreißig Versen:

Die geflochtene Blumenweise Wolf Mosts.
Die Quittenblühweise Ambrosius Metzgers.

Mit einunddreißig Versen:

Die lange Feldweise Michael Vogels.

Mit zweiunddreißig Versen:
Die Ölbaumzweigweise Ambrosius Metzgers.
Mit dreiunddreißig Versen:
Die starke Straußenweise Ambrosius Metzgers.
Mit vierunddreißig Versen:
Der schlechte lange Ton Hans Sachsens.
Der überzarte Ton Heinrich Frauenlobs".*)

In solcher Weise war in der Tabulatur alles enthalten, was einem Meistersinger für die Ausübung seiner Kunst zu wissen not war. Freilich waren diese Bestimmungen von den alten Meistern durchaus nicht alle innegehalten worden, und selbst Hans Sachs hatte vielfach dagegen gefehlt. Man wußte das, aber man tadelte sie deshalb nicht. Geradezu rührend ist es, wenn Puschmann von einem solchen Gedicht Hans Sachsens, seines verehrten Lehrers in der Meistersingerkunst, sagt: „Solte ich nun sein so artliches und vielfältiges Gedichte, desgleichen ihm keiner nachdichten wird, verwerffen, wollte mir übel anstehen, dieweil man es zu der Zeit anderst nit gewußt." So waren die Meistersinger keineswegs immer bloß beschränkte Nachbeter dessen, was in ihrer Tabulatur stand, sondern sie wußten Gutes und Schönes auch dann anzuerkennen, wenn es nicht ganz in ihr Regelgebäude paßte.

Ihre Singschulen hielten die Meistersinger zu Nürnberg an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage in der Kirche ab, so oft es ihnen beliebte. Und zwar war der Ort ihrer Zusammenkünfte in früherer Zeit die Marthakirche, seit dem siebzehnten Jahrhundert die Kirche der heiligen Katharina. Aus unmittelbarer Anschauung hat uns der treffliche Wagenseil mit großer historischer Treue die Bräuche der Meistersinger dargestellt. Nach seiner Schilderung, welche die beste Quelle für das Leben und Thun der Meister-

*) Es ist aus der großen Zahl der Töne, welche die Tabulatur enthält, hier nur ein kleiner Teil angeführt.

singer ist, sollen diese Bräuche hier mitgeteilt werden: Wenn eine Singschule gehalten werden sollte, ließen die Merker, die Vorsteher der Meistersingergenossenschaft, dieselbe ansagen. Der jüngste Meister mußte zu allen Mitgliedern der Gesellschaft oder zu allen Gesellschaftern, wie sie kurz genannt wurden, ins Haus gehen, um Tag und Stunde der Zusammenkunft genau zu vermelden. Eine Entschädigung an Geld durfte er für diesen Gang nicht verlangen. Jeder Gesellschafter, der zur Singschule eingeladen wurde, war verpflichtet, zu erscheinen; konnte er nicht kommen, so mußte er sich entschuldigen lassen.

Inzwischen wurde in der Kirche nahe bei dem Chore ein niedriges Gerüst aufgerichtet, auf dem ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult und um den Tisch herum eine Anzahl Bänke standen. Dieses Gerüst, welches das Gemerk hieß, wurde mit Vorhängen ganz umzogen, so daß man von außen nicht sehen konnte, was darin geschah. Ein kleines Katheder, welches die Form einer Kanzel hatte, stand jederzeit in der Nähe der eigentlichen Predigerkanzel. Dieses Katheder war der Singstuhl, auf den sich derjenige setzen mußte, welcher ein Meisterlied absang.

War der zur Abhaltung der Singschule bestimmte Tag gekommen, so wurden vier oder fünf große Tafeln öffentlich ausgehängt, gewöhnlich am Markte und am äußeren Thor der Katharinenkirche, welche die Zusammenkunft der Meistersinger ankündigten. Diese Tafeln waren mit mancherlei Bildwerk geschmückt. Die eine trug ein Gemälde, das einen Garten darstellte, in welchem einige Personen umherwandelten. Darüber standen die Verse:

„Zwölff Alte Männer vor viel Jahren,
Thäten den Garten wohl bewahren,
Vor wilden Thieren, Schwein und Beeren,
Die wollten ihn verwüsten gern;
Die lebten, als man zehlt vorwahr,
Neunhundert und 62 Jahr.“*)

*) Die zwölf alten Meister, welche der Sage nach im Jahre 962 von Otto I. nach Paris berufen wurden.

Auf einer andern Tafel war der König David dargestellt, wie er auf der Harfe spielend vor dem gekreuzigten Heiland kniete. Die dritte Tafel war mit einem Gemälde geschmückt, welches die Geburt Christi zeigte; auf der vierten war das Bild Hans Sachsens zu sehen. Jeder dieser Tafeln wurde ein gedruckter Zettel folgenden Inhaltes beigefügt:

„Auff heutiger Singschul geben etliche Liebhaber der Kunst den Meister-Singern etliche Gaben zu versingen.

Darum sollen erstlich in dem Frey-Singen gesungen werden wahrhaftige und beweißliche Historien, so zum Christenthum erbaulich seyn.

Soll das Gemäß seyn von biß auff
Zu dem Gleichen aber von biß auff } Reimen.*)

Im Hauptsingen soll kein Lied passirt werden, es wäre denn der Heiligen Göttlichen Schrifft gemäß. Nemlich aus dem Alten und Neuen Testament.

Soll das Gemäß sein von biß auff
Zu dem Gleichen aber von biß auff } Reimen.

Man wird auch vorher ein schön Neu Lied auff unser Art und Weiß zusammen singen.

‚Ihr Sänger singt zu Gottes Lob,
Beweist der Kunst heut eine Prob;
Wer das best thut, den wird man preisen,
Soll auch das Kleynod davon reissen,**)
Drum ihr Singer thut euch befleissen.‘

Wer solches hören will, verfüg sich nach gehaltener Mittags Predigt zu St. Catharina, so wird man anfangen.“

Oder dieser Zettel lautete zuweilen auch so:

„Nachdem aus Vergunst von einem hochedlen, fürsichtigen, hoch- und wohlweisen Rat dieser

---

*) Die Zahl der Verse wurde von den Merkern bestimmt.
**) d. i. tragen.

Stadt allhier, den Meistersingern vergönnt und zugelassen worden ist, auf heute eine öffentliche christliche Singschule anzuschlagen und zu halten, Gott dem Allmächtigen zu Lob, Ehre und Preis, auch zur Ausbreitung seines heiligen göttlichen Wortes, soll derhalben auf besagter Schule nichts gesungen werden, als was der heiligen, göttlichen Schrift gemäß ist; auch sind verboten zu singen alle Straf- und Reizlieder, daraus Uneinigkeit entspringt, desgleichen alle schandbaren Lieder. Wer aber aus rechter Kunst das Beste thut, soll mit dem David- oder Schulkleinod beehrt werden und der, welcher nach ihm der Beste ist, mit einem schönen Kränzlein."

Nach dem Mittagsgottesdienst oder um ein Uhr kamen die Zuhörer in der Katharinenkirche zusammen. Vor der geöffneten Kirchenthür stand ein Meistersinger mit einer Büchse, in welche diejenigen, welche zugegen sein wollten, nach Belieben etwas einlegten. Von diesem Gelde wurden die Kosten gedeckt, welche die Aufrichtung des Gemerkes verursachte, und die Gegenstände gekauft, welche den Siegern im Wettgesange als Preise überreicht zu werden pflegten. War eine größere Anzahl Zuhörer versammelt, so begann das Freisingen. In diesem durfte sich hören lassen, wer wollte, und es stand auch Fremden frei, in demselben mit aufzutreten. Auch war es in dem Freisingen gestattet, neben Begebenheiten aus der heiligen Schrift weltliche Ereignisse zu besingen oder Gegenstände aus der Sittenlehre in den Gesängen zu behandeln. Die Fehler wurden in dem Freisingen nicht angemerkt, sondern die Merker begannen ihre Thätigkeit erst in dem Hauptsingen. Es wurden daher auch keine Preise verteilt, und außer dem Ruhm konnte ein Singer dabei nichts gewinnen. Wer nun singen wollte, mußte sich fein züchtig auf den Singstuhl setzen, seinen Hut oder sein Baret abnehmen und nach einer kurzen Pause

sein Lied ununterbrochen bis zu Ende vortragen. Die Melodien der Lieder waren sämtlich choralartig.*)

War das Freisingen beendet, so sangen sämtliche Meister, die zugegen waren, gemeinsam ein Lied. Daran schloß sich sofort das Hauptsingen. In diesem durften nur solche Lieder vorgetragen werden, welche einen Stoff aus der heiligen Schrift behandelten, und der Singer mußte gleich zu Anfang Buch und Kapitel angeben, woraus er den Gegenstand seines Liedes genommen. Hatte nun der Singer den Singstuhl bestiegen, so rief der erste Merker: „Fangt an!“ Jetzt erst begann der Singer sein Lied vorzutragen; er sang zunächst ein Gesätz und hielt dann wieder inne, bis der Merker rief: „Fahret fort!“ Hatte er so sein Lied vollendet, verließ er den Stuhl, und ein anderer setzte sich an seine Stelle. Merker wurden die Vorsteher der Meistersingerzunft genannt, welche während des Hauptsingens in dem verhängten Gemerk an dem Tische hinter dem großen Pulte saßen. Gewöhnlich betrug die Zahl derselben vier. Der erste und älteste hatte die heilige Schrift in der Übersetzung Luthers vor sich auf dem Pult liegen; er schlug das Kapitel auf, aus welchem der Singer den Gegenstand seines Liedes genommen hatte und achtete genau darauf, ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch mit der reinen Sprache Luthers übereinstimmte. Der zweite Merker, welcher dem ersten gegenüber saß, gab acht, ob in dem Text des Liedes alles den Gesetzen der Tabulatur entspräche; jeden Fehler merkte er an, indem er auf dem schwarzen Pulte jede Silbe, um die ein Fehler gestraft wurde, mit einem Kreidestriche bezeichnete. Der dritte Merker schrieb jedes einzelnen Verses Endsilben auf und prüfte, ob alles richtig gereimt worden sei und notierte gleichfalls die Fehler. Der vierte trug Sorge, daß kein Ton verfälscht wurde

*) Die Melodien, welche Wagenseil mitteilt, sind denen aus der späteren Zeit des Minnesanges, wie sie von Liliencron und Stade veröffentlicht worden sind, ganz ähnlich.

und daß in allen Stollen und Abgesängen volle Gleichheit herrschte.

Während des Singens mußten sich die übrigen Zunftgenossen ganz ruhig verhalten, damit der Singer nicht irre gemacht wurde. Es durfte auch keiner der Zunftgenossen über das Gemerk laufen oder gar in dasselbe hineingehen. Hatten alle Singer ihre Lieder vorgetragen, so berieten die Merker, wie ein jeder bestanden hätte. Hatten mehrere gleich gut gesungen und keiner von ihnen mehr Silben versungen als der andere, so mußten sie sich noch einmal hören lassen solange, bis einer um weniger Silben strafbar erfunden ward, als der andere, oder ganz glatt sang. Hierauf wurden die Preise ausgeteilt; der Vorhang vor dem Gemerk wurde aufgezogen, und die Merker riefen die beiden, welche am besten gesungen hatten, zu sich hin und gaben ihnen die Preise, welche sie verdient hatten. Der, welcher am besten gesungen hatte,*) erhielt den Schmuck des Gehänges. Dieses Gehäng war eine lange silberne Kette, die aus großen breiten Gliedern bestand; auf diesen waren die Namen derjenigen eingegraben, welche dieselbe hatten fertigen lassen. Außerdem hingen an derselben noch viele silberne Münzen, welche von Freunden des Meistersanges der Gesellschaft geschenkt worden waren. Da aber diese Kette wegen ihrer Größe und Schwere sich wenig zum Umhängen eignete, so wurde späterhin der Sieger im Wettgesange mit einer Schnur geschmückt, an welcher drei große vergoldete Schillinge befestigt waren. Diese Schnur hieß die des Königs David, weil auf dem mittleren Schillinge der König David, wie er auf der Harfe spielte, dargestellt war. Hans Sachs hatte diesen Schilling der Gesellschaft hinterlassen.**) Dem,

*) Wagenseil nennt ihn den Übersieger, ein Wort, das er selbst gebildet hat und das bei den Meistersingern nicht üblich war.

**) Wagenseil schenkte der Gesellschaft, als die genannte Schnur zu zerreißen drohte, eine silberne Kette mit einer güldenen Medaille, die dann an Stelle der Schnur gebraucht wurde.

welcher nächst dem ersten Sieger am besten gesungen hatte, wurde ein aus seidenen Blumen gefertigter Kranz auf das Haupt gesetzt. Zuweilen kam es auch vor, daß ein freigebiger Liebhaber der Meistersingerkunst irgend einen Preis aussetzte, um den gesungen werden sollte.

Der erste Sieger oder der König-David-Gewinner durfte in der nächsten Singschule mit im Gemerk sitzen und hatte das Recht, die Merker zu erinnern, wenn sie etwas überhörten. Er durfte auch sonst in streitigen Fällen seine Meinung mit vorbringen, aber hier nicht eher, als bis er gefragt wurde. Der Kranzgewinner mußte das nächste Mal an der Thür der Schule stehen und das Geld einnehmen.

Über die Preisverteilung bestanden in der Schulordnung folgende Bestimmungen: Ein Ton sollte in einem Jahr nur einmal mit einem Preis ausgezeichnet werden. Zwei Lieder in einem Ton sollten überhaupt nicht zu schnell auf einander gesungen werden. Die Merker sollten treulich und fleißig nur nach der Kunst, nicht nach Gunst merken; bei jedem ohne Ausnahme sollten sie mit gleicher Strenge die Fehler notieren, als ob sie zu ihrem Amte vereidet wären. Wenn eines Merkers Vater, Sohn, Bruder, Vetter oder Schwager sang, so mußte der Merker sein Amt solange einstellen, bis der Betreffende ausgesungen hatte, und ein andrer Gesellschafter mußte an seiner statt die Fehler aufzeichnen. Die Fehler, welche ein Singer gemacht hatte, wurden ihm entweder gleich nach dem Singen öffentlich oder nach geschlossener Singschule privatim mitgeteilt; letzteres geschah, damit der Singer nicht von andern verhöhnt werden sollte. Wer gut gesungen hatte, wurde ausdrücklich ermahnt, seine Gaben nicht zu mißbrauchen und andere weniger Begabte nicht zu verachten.

Neben der Abhaltung der öffentlichen Singschulen war ein weiteres wichtiges Ereignis in der Meistersingerzunft die Aufnahme eines Lehrlings in die Genossenschaft. Wenn jemand Lust und Liebe zur Meistersingerkunst hatte, nahm er

Unterricht bei irgend einem Meister, der bereits einmal das Kleinod gewonnen hatte. Diesen Unterricht gab der Meister ganz umsonst, nur aus Liebe zur Kunst und in der Hoffnung, daß seine Mühe etwas dazu beitragen würde, daß die Meistersingerkunst sich auf die Nachkommen vererbe. Oft suchten aus diesem Grunde die Meister sich selbst Schüler und brachen sich von Ruhe und Schlaf die Zeit für das Unterrichtgeben ab; denn am Tage konnten sie keinen Unterricht erteilen, weil sie da ihrer Berufsarbeit nachgehen und sich ihre Nahrung erwerben mußten. Hatte ein Lehrling sich gut gehalten, die Regeln und eine ziemliche Anzahl Töne, namentlich aber die vier gekrönten, sich wohl eingeprägt, so wurde er auf der Zeche, d. i. in dem Wirtshause, wo die Meistersinger zusammen zu kommen pflegten, gewöhnlich am Thomastage, nachdem die Jahresrechnung abgelegt war, der Gesellschaft durch seinen Lehrmeister vorgestellt mit der Bitte, den Lehrling in ihre Genossenschaft aufzunehmen.

Hierauf stellten die Merker ein Examen an und erforschten, ob der Kandidat ehrlicher Geburt sei, ob er sich immer eines stillen und ehrbaren Wandels befleißigt und ob er die Singschule stets besucht habe. Dann fragte man ihn, was ein Vokal und was ein Konsonant sei, was es mit den Versen und Reimen für eine Beschaffenheit habe, was klingende und stumpfe Reime seien, ob er mit einer ziemlichen Anzahl Töne vertraut sei. Im Singen gab man ihm sieben Silben vor; machte er mehr Fehler beim Vortrag, so konnte er nicht aufgenommen werden. War das alles vollbracht, so entfernte sich der Meister, der den Lehrling empfohlen hatte, mit demselben auf kurze Zeit, und der älteste Merker hielt Umfrage, ob der Vorgestellte der Gesellschaft angenehm sei und für tüchtig erkannt werde. Wurde das bejaht, so erfolgte die Aufnahme und der Lehrling mußte sich verpflichten: 1. daß er bei der Kunst beständig bleiben und von dem Gesange nicht weichen wolle;

2. daß er die Kunst überall verteidigen und den Verächtern derselben bescheiden, aber bestimmt widersprechen wolle; 3. daß er mit den Gesellschaftern friedlich leben, sie vor Schaden warnen, in der Not ihnen beistehen und helfen, ihr Gut und Nahrung bessern und behüten, immer nur Gutes von ihnen reden und sie gegen alle Angriffe verteidigen wolle; 4. daß er kein Meisterlied auf öffentlicher Gasse, weder bei Tag, noch bei Nacht, auch nicht bei Gelagen, Gastereien oder anderen üppigen Zusammenkünften singen wolle, besonders auch nicht, wenn er betrunken sein sollte; denn dadurch würde er der Gesellschaft einen schweren Schandfleck anheften. Doch durfte er vor Fremden, die ihn darum baten, ein Meisterlied hören lassen, jedoch nur dann, wenn sie ihm versicherten, daß sie kein Gespött damit treiben wollten. Früher wurde der Lehrling bei seiner Aufnahme mit Wasser begossen, man ließ aber späterhin von diesem Brauche, weil man darin eine Anspielung auf die Taufe sah.

Hatte sich ein Singer schon oft auf den Schulen hören lassen und hatte er sich sonst in seinem Leben untadelhaft geführt, so konnte er um die Freiung anhalten, d. h. darum, daß er auf offner Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Diesen ganzen feierlichen Akt hat Ambrosius Metzger, welcher Magister der freien Künste und Lehrer am Gymnasium Ägidianum zu Nürnberg war, in einem Meisterliede dargestellt. Das Lied mag zugleich als Probe der Meistersingerkunst jener Zeit hier eine Stelle finden:

„Ambrosius Metzgers

Meisterliche Freiung der Singer,

welche die Freiung auf den Stuhl begehren.

Im Anfang folgt der Gruß
an die Meister und Singer auf folgende Art:

In der Spitzigen Palm-weis.

Gott grüß euch alle in gemein,
So ihr allhie zugegen,

Anzuhören das löblich Meister-Gesang,
Freud zu schöpffen aus dieses Wort und Klang. †*)
Fürnemlich wöllen gegrüst seyn,
So vorhanden deßwegen,
Daß sie haben auf das Gesang fleissig acht,
Ob dasselbig nach rechter Maas fürbracht, †
So die Herren Mercker betrifft,
Welchen der Tabulatur-Schrifft
Sehr hoch ist angelegen.
Daß sie nach derselben Straff und Censur
Urtheilen, ob das Gesang sey rein und pur.

Darnach so thu ich gleicherweis
Mit meinem Gruß verehren
Alle Singer gantz freundlicher Gestalt,
Auch Herren, Frauen, Reich, Arm, Jung und Alt. †
Und bitt das erbar Gemerck mit Fleiß,
Daß sie mich wollen lehren,
Weil mir so anmuthig der Sing-Kunst Krafft,
Wie ich mög kommen zu der Meisterschafft. †
Dann mir beliebt so sehr dern Lob,
Daß ich vor der Gmein eine Prob
Zu thun mich nicht soll wehren.
Und wann mir solcher Zulassung Genad
Vergünstigt würde durch des Gemercks Gutthat,

Wollt ich dasselb zu jederzeit
Verschulden **) ganz bedächtig,
Und mich darauf befleissen gewaltig sehr,
Grösser zu machen derselbigen Ehr. †
Auch will ich mich der Ehrbarkeit,
So der Kunst gantz fürträchtig ***)
Und ist geziert mit der Tugend Joch,
Als viel müglichen ist, befleissen hoch. †
Darum ich euch Singer Tugendhafft,
Die ihr begabt mit Wissenschafft,
Dieser Kunst groß und mächtig,
Bitt mir zu ertheilen ein audienz
Auf meinen jetzt angebrachten sentenz. ****)

---

*) Dieses Kreuz bezeichnet das Ende eines Stollens.
**) d. i. vergelten.
***) d. i. vorwärts trachtend.
****) d. i. Meinung, Satz, Spruch.

Nun empfängt ihn der Meister, der ihn fürstellt, mit Gesang.

Die Erste Frage in der Strohhahn Weis.

Seit uns allen willkommen,
O Singer Tugendhafft. †
Weil wir haben vernommen,
Daß zu der Meisterschafft †
Ihr großen Lust thut tragen
Und auch liebet die Kunst,
So ihr dieser tragt Gunst,
Sagt uns ohnbeschwer,
Wo der Ursprung kommt her.

Antwort auf die Erste Frag.

In der grünen Lilien-weis.

Soviel ich hab Bericht darvon
Durch das Lesen bekommen,
Hat die Kunst schon
In Maintz der Statt sein Anfang genommen
Durch ein Thumherrn *) prächtig,
So fast schöne Lieder gedicht. †
Deßgleich wohnt drin ein Huffschmied auch,
So Regenbogen geheissen;
Den rechten Brauch
In dem Meistergsang thät' er weisen
Durch sein Gedicht fürträchtig, **)
Gantz artlich nach der Kunst gericht. †
Herr Marner war der Dritt genannt,
Ein Ritter im Schwaben bekannt.
Herr Mügling des Vierten Nahm hieß,
Ein Doctor hochgelehrt,
Der ohn Verdrieß
In Böhem ward sehr hochgeehrt,
Von diesen Meistern mächtig
Nam die Kunst ihre erste Pflicht.

Andre Frag.

In der Schreib-Papier-weis.

Nunmehr sollt ihr anzeigen schon,
Womit doch die Meister haben

---

*) Domherr, d. i. Heinrich Frauenlob.
**) d. i. bedächtig, sorgsam.

Erlangt solche grosse Ehr und Gunst, †
Daß jeder hat einen krönten Thon,
Und wer sie darmit thät begaben.
Ist gewißlich nicht geschehen umbsunst. †
Weil sie haben den Preiß vor andern allen,
Und ihn die Ehr wurde zu Lohn.
So lasst aus Meisterlicher Kunst
Eure Antwort durch das Gesang erschallen.

Antwort auf die andre Frag.
In der blauen Kornblumen-weis.

Da diese Kunst jetzt in Teutschland
Durch die vier Meister kommen,
Ward sie für einen Mißverstand
Von den Gelehrten aufgenommen,
Gleichsam ein neue Ketzerey.
Daß man derselben würde frey,
Ließ man die Sach gelangen †
An Kayser Ottonem, der bald
Solche Meister citiret;
Wie er gehört der Kunst Inhalt,
Er sie hoch approbiret,
Und sie drauf schicket zum Pabst hin,
Daß er von der Kunst scharffen Sinn
Auch solt ein Bericht empfangen. †
Da der Papst von solcher Kunst Gnad
Durch das Gesang wurd gelehret,
Er diese Meister sämptlich hat
Mit einer Kron verehret.
Weil sie so hoch waren belöhnt,
Hieß man ihre vier Thön gekrönt,
Die man noch braucht mit Prangen.

Die dritte Frag.
In der schwarzen Agstein-Weiß.

Weiter solt ihr uns durch Gesang fürbringen,
Warum die schöne Kunst das Meister Singen
In Teutscher Sprach ein Kunst sehr herfür bringet
Und vor andern Gesang sehr wohl erklinget? †
Wisset ihr auch, was dieser Kunst gebühret,
Wann ihr diese mit Fleiß habt observiret,
So werd ihr Zweiffels ohn haben gespühret
Viel Unkunst, so hierinn nicht wird passiret. †

Dieweilen ihr euch der Kunst allzeit beflissen,
So müsset ihr vor allen dieses wissen,
Sonst werdt ihr vor keinen Meister geprissen.

Antwort auf die dritte Frag.

In deß Orphei sehnlicher Klag-Weiß.

Mit Worten schlecht
Will ichs erweisen,
Solchs Meister=Gesang mit Recht
Daß man ein Kunst kan heissen,
Weil dasselbige eigentlich
Auff gewissen Gründen thut bestehen,
Derer man im Gesang muß befleissen sich,
Und darff kein Buchstaben von diesen gehen. †
Verbotten seyn
In der Kunst verächtig
Alle Meynung unrein;
Differenz unbedächtig
Hat auch in solcher Kunst kein stat.
Kein bloser Reimen wird eingeführet,
Der sonst im Gebänd seinen Gesellen hat;
Kein Aequivoca, noch ein Reim, so rühret. †
Zu Lang noch Kurtz keiner nicht singen soll,
Auch soll keiner nicht hinter sich greiffen.
Der Stutz wird auch gestattet nicht.
Kein Thon man mit verschweiffen
Fälschen soll in der That.
Weil solches hat in der Pflicht
Das Meister=Gesang, wird sie ein Kunst genennt so hoch.

Die vierdte Frag.

In der verschlossenen Helmweiß.

Weiter sollt uns anzeigen ihr,
Wer erstlich die Straff thät erfinden
Und derselbigen also scharf nachgründen, †
Daß man singt nach Kunst und Zier
Und die Kunst, wie mans pflegt zu nennen,
Von der Unkunst eigentlich kan erkennen: †
Daß man kan wissen, welcher glatt thut singen
Oder einen Fehler vorbringen,
Oder was sonst ein Laster sey,
Das solt ihr uns anzeigen frey,
Wann ihr in eurer Jugend=Jahren
Von der Kunst anderst so viel habt erfahren.

Antwort auf die vierdte Frag.
In der gelben Löwen-Haut-Weiß.

Recht und wohl ihr Meister thut schliessen,
Daß die Meister-Kunst aus dem Grund
Der Freyen Künste her thut fliessen,
Derer jede für sich so rund,
Daß sie wahrhafft
Mit gewisser Eigenschafft
Von Gott aller Künst' Erfinder gezieret. †
Aus der die recht Red gründlich genommen,
Grammatica die erste heißt.
Weil der recht Schluß aus ihr thut kommen,
Dialectica wird gepreist.
Rhetorica
Ziert die Red allda.
Vor andern Musica darinn floriret. †
Arithmetica darinnen viel gilt,
Wie nicht minder Astronomia mild,
Auch Geometria geehret.
Aus diesen sieben Künsten frey
Haben die Zwölff Meister gelehret,
So erstlich der Kunst wohnten bey,
Die Meister-Kunst,
Die noch hat grosse Gunst,
Mit gantz sonderlichen Fleiß componiret.

Die fünffte Frag.
In der spitzigen Pfeil-Weiß.

Ach werter Singer zeigt uns an,
Warum ihr thut begehren,
Gefreyt zu werden hier auf offner Schul,
Da ihr doch offt betretten den Sing-Stuhl †
Und gesungen vor jedermann
Manch schönes Lied ohn Beschweren
Mit gefreyten Singern um die beste Gab,
Wie ichs auch selbst von euch gehöret hab, †
Und wolt dennoch werden gefreyt
Als ob ihr sonst kein Singer seyt.
Ich bitt thut uns erklären,
Was nutzt euch die Freyheit zu diesen End,
Die wir euch doch vor einen Singer erkennt?

Antwort auff die fünffte Frag.
In der krummen Zincken-Weiß.

Weil ein Meister zu jederzeit
Mehr in der Kunst soll wissen,
Als ein Schüler, der nicht gefreyt,
Muß er stets seyn geflieſſen,
Daß er täglichen lerne mehr,
Damit er könn' mit Ehren
Vor ein approbirten Meister bestehen. †
Aus der Ursach thu ich so hoch
Der Meisterschafft nachstreben,
Daß ich gleichsam mit einem Joch,
Fleißig zu seyn, umbgeben,
Ferner nachzusetzen der Kunst,
Auf die mit grosser Brunst
Jederzeit von mir soll werden gesehen. †
Im Fall ich nun durch deß Gemercks volle Kraft
Erlangt werd haben die Meisterschafft,
Will ich dieser mit höchsten Fleiß
So viel müglich nachsetzen,
Mich und andre durch manche Weiß
Deß Gesangs offt ergetzen.
Versprich *) auch, daß ich will forthin
In auffrichtigen Sinn
Der Kunst gemäß gantz frölich herein gehen.

Die Abforderung vom Sing-Stul.
In der Ampffer-Weiß.

Ach Singer Tugendhaft,
Jetzt haben wir vernommen,
Wo die Kunst her ist kommen.
Euch soll die Meisterschafft
Nun zugesaget seyn,
Wann ihr eurem Versprechen
Wolt gnug thun und nicht brechen,
So kommt zu uns herein.
Empfanget die Freiheit,
Die ihr begehrt habt lange Zeit;
Alsdann so will ich auch
Euer Haupt nach gebühren
Mit einem Kräntzlein zieren
Nach Meister-Singer Brauch."

*) d. i. ich verspreche.

Bevor aber der neue Meister gekrönt wurde, mußte er noch ein Meisterstück vor der ganzen Versammlung ablegen das darin bestand, daß er die vier gekrönten Töne sang. Als Beispiel dieser bei den Meistersingern so hochberühmten vier gekrönten Töne sei hier eine Schulkunst aus dem sechzehnten Jahrhundert mitgeteilt (aus Puschmann, a. a. O. S. 19):

„Eine Schulkunst, vorher zu singen, wenn man Schul helt, darinnen angezeigt der ursprung dieser Kunst, wer, wie, wenn und warumb sie erfunden. Mit angeheffte Schulregister oder Straffartikel.

Ein gefünfft Lied in den 4 Gekrönten Haupt-Thönen der 4 Gekrönten Meister.

Das 1. Gesetz, Im langen Thon Doctor Müglings.

Sancte Spiritus mit dein Gaben zu uns kum,
Et reple corda tuorum fidelium,
Entzünd in ihn das Feuer deiner liebe.

Per Christum salvatorem nostrum te rogo
Steh du mir auch jetzt bey mit dein Gaben also
Mit Gsang Gott zu loben, nach deim getriebe.

Wie du halffst dem Psalmist David,
Der sang die schönsten Lieder auff der Erden,
In seim Psalterio in fried
Vermant er uns zu singen ohn geferden.
Sein acht und Neuntzigst Psalm spricht fein,
Jauchtzet dem Herrn all Welt, thut Lobsingen,
Rhümet und lobt den Herren rein,
Die Psalmen last auff Seitenspiel erklingen.
Solches alles hat verursacht
Unser Vorfahrer weise,*)
Die Tichten Gott zu lob und danck
Meister Gesang,
Der waren ir Zwelff an der zal,
Auff die höret gar leise.

*) d. h. die Weise unserer Vorfahren.

Das 2. Gesetz im langen Thon Doctor Frauenlobs.

Herr Frauenlob war ein Doctor, ticht zum ersten,
Zu dem andren
Herr Mügeling geehret
War ein Doctor gelehret,
Beide warens Theologi;
Klingeßohr unvermehret
War ein Magister artium,
Solchs war Starck Popp dergleichen.

Herr Walther von der Vogelweid war ein Land Herr,
Wolff Rohn Ritter,
Marner der war von Adel,
Die andern fünff ohn tadel
Waren Erbar Bürger all Fünff,
Regenbogen war zadel,*)
Der Römer war künstreich und frum,
Der Cantzler ticht künstreichen.

Conrad von Würtzburg war Erbar,
Auch der alte Stoll. Die Zwelff fürwar
Wurden im Jahr
Neunhundert zwar
Und zwey und sechtzig citirt gar
Gen Pariß vor der Gelehrten schar
Von Keiser Otto erst zum
Verhör irs Gsangs süßleichen.**)

Das 3. Gesetz im langen Thon Marners.

Da sungen sie lieblich und fein
Jeder sein Melodey
Nach irer Tabulatur rein,
Wie ir hernach werd hören frey.
Erstlich nach der hoch Deudschen sprach
Sungen sie ire Lieder all.

Falsch meinung liessen sie nicht sein,
Blind Meinung auch dabey,
Vermieden auch alls falsch Latein,

*) d. i. arm, litt Mangel.
**) d. i. süß, lieblich.

Auch blinde wörter mancherley,
Halbe wort vermiedens hernach,
Die Laster auch in gleichem fall.

Kein Aequivocum sungens nit,
Es war gantz oder halb,
Falsch Bundreim und die blossen Reimen allenthalb,
Brachten kein Pauß noch Stutz,
Auch nicht zween Verß in einem Odem,
Milben hieltens für keinen nutz,
Sungen auch nicht zu Kurtz noch Lang,
Hindersich noch Fürsich,
Lind und hertlich,
Auch nicht zu Hoch noch zu Nidrich,
Redten nicht im singen lieblich,
Vermitten*) der Thön verendrung,
Falsch Thön und Blum vielfeltiglich,
Außwechßlung der Lieder war schmach,
Wenn man irr ward, strafftens all mal.

Das 4. Gesetz: Im langen Thon Regenbogen.

Mercket die Straffen in die Scherffe,
Man sol straffen ein Wort welches hat ein Anhang,
Pausa in viel sylbendem wort,
Auch heimliche Aequivoca dergleichen.

Ein differentz man auch verwerffe,
Auch wo man Lind und Hart wörter singet mit zwang,
Hart Klebsyllaben strafft man fort,
Regirt ein wort Zwo Meinung ist streffleichen.

Klingende Stumpffreimen strafft man,
Auch die Versen so einander halb rüren,
Auch so ist ein straff auf der bahn,
Wo ein Versen Zwo Meinung thut einfüren,
Auch wer zu Niedrig oder Hoch
Singet sein Meisterlied.
So hat ir gehört all Straffen hiemit,
Jedoch die letzten Elff solt ir,
Erst angreiffen, wenn man uber drey mal

*) d. i. vermieden.

Thut gleichen,*) das man sie scheid schier.
Aber wer vermeidet die Straffen all,
Den vergleichet man gar billich
Den ersten zwölff Meistern weis, rein und pur,
Die erstes mal erfunden doch
Meistergesang nach ihr Tabulatur.

Das 5. Gesetz mus in den 4 vorgehenden Thönen gesungen werden.

Der 1. Stoll: Im langen Thon Mügling.

Als Keyser Otto ir Kunst und Gesang vernam,
That er den Zwelffen und irn nachkomben allsam
Ein Güldin Kron zum Schulkleinod verehren.

Der 2. Stoll: Im langen Thon Frauenlobs.

Seidher singt man noch umb Schulkleinod oder Kron,
Wo Schulenthon
Gesellschaft in gemein halten;
Auch verehrten die Alten
Poëten einen Lorberkrantz
In Graecia manchfalten,
Dem der das best im Singen that,
Das thut sich bey uns mehren.

Das Abgesang fecht**) sich an in des langen Marners Abgesang, bis in 8 Reimen.

Hört was die Zwölff hat verursacht,
Tichten das Meistergsang.
Zu irer zeit viel böß ungereimbt Gsang erklang,
Ohn alle zal und maß
Der Versen, Sylben und Gebänd,
Wie jetzt bey uns auch geschicht das,
In Gassen, Kirchen und Wirtßhaus
Das gar unkünstlich steht.

Der ander Theil des Abgesangs, ist der letzte Theil des Abgesangs: Im langen Thon Regenbogen in die 10 Reimen.

Darumb so seid vermant,
All die ir Meistergsang halt für ein thant***)

---

*) d. i. wenn man die Regel dreimal verletzt.
**) d. i. fäht, fängt.
***) d. i. Tand.

Und die daraus treiben den spott,
Das sie diese Kunst lassen unveracht,
Sondern veracht, was hasset Gott,
Nehmlich euer leichtfertigkeit betracht.
Aber euch Zuhörer ich bitt,
Das ir all wollet still und züchtig sein,
Das wir nicht werden verirret.
Nu fanget an und singt Gottes Wort rein.
Anno salutis 1571. 1. Januarii."

Solcher Art waren die Gebräuche der Genossenschaft bei der Freiung eines Singers zum Meister. Außer dem Ernst wurde aber auch die Heiterkeit gepflegt. An den Tagen, an welchen eine Singschule abgehalten worden war, kam die Gesellschaft der Meistersinger abends zu einer ehrbaren, ehrlichen und friedlichen Zeche zusammen. Alles Spielen, unnütze Reden und überflüssige Trinken war bei einer solchen Zeche verboten, und es wurde ein Zechkranz als Preis ausgesetzt, damit, wer Lust hatte, ein Lied singe, um diesen Preis zu erwerben. Straf- und Reizlieder waren auch hier verboten; auch sollte keiner den andern auffordern, um Geld oder Geldeswert zu singen. Ferner war es nicht gestattet, sich unaufgefordert an den Tisch zu setzen, an welchem die Merker saßen. Wer auf der Schule den Kranz gewonnen hatte, der mußte bei der Zeche aufwarten und Speise und Trank herzutragen. Konnte er nicht allein fertig werden, so mußte ihm derjenige dabei helfen, welcher auf der vorhergehenden Singschule sich den Kranz ersungen hatte. Wer auf der Schule das Davidskleinod oder den Kranz gewonnen hatte, erhielt zwanzig Groschen. Jeder Merker bekam zwanzig Kreuzer. Dieses Geld wurde von der Summe genommen, die am Eingang der Kirche vor der Eröffnung der Singschule als Einlaßgeld gesammelt worden war. Ebenso wurde davon die Zeche der Meistersinger bezahlt. War nicht so viel eingekommen, um diese Kosten zu decken, so wurde das Fehlende aus der gemeinsamen Kasse genommen.

War ein Meistersinger gestorben, so wurde er von allen Mitgliedern der Meistersingerzunft zur letzten Ruhestätte geleitet; dieselben sangen noch an seinem Grabe ein Meisterlied, um ihm die letzte Ehre durch Gesang zu erweisen.

So bewegte sich der Meistersang in den festen Formen bestimmter Satzungen und Bräuche und das, was eigentlich die Grundlage aller reicheren Kunstentfaltung ist: der Charakter und die Persönlichkeit des einzelnen Dichters, trat vollständig hinter den Forderungen zurück, welche die Gemeinsamkeit des Kunstbetriebs an jeden stellte. Wie im Mittelalter überhaupt Korporationen und Bündnisse das gesamte äußere und innere Leben beherrschten, so wurde auch die Kunst zunftmäßig ausgeübt, und ihre Freiheit war durch eine überreiche Zahl allgemeiner Bestimmungen völlig beschränkt. Daher trägt auch die Poesie in jener Zeit durchaus das Gepräge der Mittelmäßigkeit, die ja stets unter dem Schutze von Zunftprivilegien am üppigsten gedeiht. Durch nichts wird die ganze Auffassung der Poesie, wie sie die Meistersinger besaßen, treffender gekennzeichnet, als durch Wagenseils Ratschläge, die er den Schülern der Meistersingerkunst giebt: „Ein schönes Gedicht lässet sich nit so hinschlenkern. Ein Poet, will er was Tüchtiges zu Papier bringen, so muß er nach eines der besten Poeten, nämlich des Horatii Ausspruch, lange tiefsinnig sitzen, den Kopf oft kratzen, seiner Hände Nägel bis auf das Blut benagen und vielfältig das, was er geschrieben, wieder auslöschen.“ Von der Dichtkunst, die unmittelbar aus dem Herzen quillt und deshalb auch unmittelbar zum Herzen spricht, hatten sie keine Ahnung.

Sieht man aber von der eigentlichen Entwickelung der Kunst ab, so ist zweierlei bei der Meistersingerzunft hoch anzuerkennen. Einmal der ernste, religiöse, ehrenfeste und sittlich tüchtige Sinn, welcher in allen Meistersingerschulen ohne Ausnahme lebte und welcher für das Leben des Volkes im

hohen Grade segensreich war, das andre Mal die Verehrung für Deutschlands Vergangenheit und für die alten Meister, sowie die Liebe zur Lutherbibel und zur deutschen Muttersprache überhaupt, welche von den Gesellschaften der Meistersinger überall sorgsam gehütet und gepflegt wurden. So waren die Meistersingerzünfte Schulen der Religiosität und bürgerlichen Tüchtigkeit, der Liebe zum Vaterlande und der Pietät, und hier auf socialem und politischem Gebiete lag die Bedeutung derselben für das Leben unsres Volkes; der Entwickelung der Kunst aber, der Entfaltung deutscher Dichtung und Poesie waren sie im allgemeinen nicht förderlich.

Zwar einzelne traten auch hier, wie überall, als leuchtende Ausnahmen aus der Menge hervor. So namentlich der berühmteste Vertreter der Nürnberger Sangeskunst: Hans Sachs. Einem Heiligen gleich wurde dieser von den späteren Meistersingern zu Nürnberg verehrt, und noch die heutige Zeit sieht in ihm einen echten Dichter und einen treuen Förderer deutscher Kunst. Am 5. November des Jahres 1494 war Hans Sachs zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein Schneider. Bereits im siebenten Lebensjahre, im Jahre 1501, mußte Hans Sachs die lateinische Schule zu Nürnberg besuchen; denn sein Vater hatte hohe Pläne mit ihm, er wollte ihn studieren lassen. Leider wurde aber der Knabe im Jahre 1503, als er neun Jahre alt war, von einem hitzigen Fieber befallen. Dasselbe warf ihn auf ein langwieriges Krankenlager und schwächte ihn so, daß er noch im fünfzehnten Lebensjahr unter den Nachwirkungen dieses Fiebers zu leiden hatte. Daher konnte er auch die anstrengenden geistigen Studien nicht fortsetzen, sondern mußte einen Beruf ergreifen, bei dem der Geist ruhen und körperliche Bewegung die Gesundheit des Leibes und Geistes fördern konnte. Sein Vater brachte ihn nun zu einem Schuhmacher in die Lehre, und Hans Sachs erlernte das Schuhmacherhandwerk. Schon als Kind hatte er das geheimnisvolle Treiben der Meistersinger mit Neugier betrachtet,

und kaum war er zum Jüngling herangewachsen, so nahm er auch Unterricht in der von ihm so hochverehrten Kunst. Sein Lehrer in derselben war der Meistersinger Leonhard Nunnenbeck zu Nürnberg. Noch in hohem Alter gedachte er desselben mit warmer Dankbarkeit.

Nach vollendeter Lehrzeit begab er sich im siebzehnten Jahre seines Lebens, im Jahre 1511, auf die Wanderschaft. Zunächst wanderte er nach Regensburg und ging von da über Passau und Salzburg nach Hall in Tyrol. Zu Innsbruck wurde er Jäger oder, wie er selbst sagt „Weidmann“, bei dem Kaiser Maximilian I. und beteiligte sich an manchem Jagdzug dieses Fürsten. Hierauf wandte er sich nach München, und von da suchte er die Städte Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln und Aachen nach einander auf. Kam er in eine Stadt, in welcher sich eine Meistersingerschule befand, so nahm er überall fleißig an den Zusammenkünften der Sangesgenossen teil; oft half er die Singschule verwalten, häufig trug er auch neue Lieder vor, die er selbst gedichtet und in Töne gesetzt hatte. Er schildert selbst in einem dieser Gedichte, wie er sich in seinem achtzehnten Lebensjahre entschloß, alle Laster zu fliehen und nur der Tugend zu dienen. Die Philosophie, so erzählte er, führte ihn ins dunkle Thal der Laster und auf den hohen Berg der Tugend; er entschied sich für den letzteren, welche Beredsamkeit auch die Philosophie aufbot, um das Laster zu beschönigen. In einem andern Gedichte schildert er, wie er als neunzehnjähriger Jüngling im Traum die neun Musen gesehen habe und wie Klio an ihn herangetreten sei und ihm verkündet habe, Apollo und Pallas hätten sie ausgesandt, ihnen in Deutschland einige Diener zu werben. Er erklärte sich bereit, in ihren Dienst zu treten und die ganze Mußezeit seines Lebens der Poesie zu widmen. Nachdem er noch Leipzig, Lübeck, Wien und andere Städte auf seiner Wanderschaft besucht hatte, kehrte er im zweiundzwanzigsten Jahre seines Lebens nach Nürnberg zurück.

Bald nach seiner Rückkehr machte er sein Meisterstück als Schuhmachergeselle und vermählte sich im Jahre 1519 mit Kunigunde Creutzerin, der Tochter Peter Creutzers aus dem benachbarten Flecken Wendelstein. Seit 1540 wohnte er in der Nähe der Lorenzkirche, und seine letzte Wohnstätte war ein Haus im Mehlgäßlein am Spitalkirchhofe. Einundvierzig Jahre war er mit Kunigunde vermählt, und zwei Söhne und fünf Töchter gingen aus dieser Ehe hervor. Als im Jahre 1560 Kunigunde gestorben war, vermählte er sich zum zweiten Male mit Barbara Harscherin. Er blieb Schuhmacher bis an sein Lebensende und starb am 25. Januar des Jahres 1576. Das sind die Hauptzüge seines Lebens; er schildert dieselben teils selbst in einer poetischen Lebensbeschreibung, die bis zum Jahre 1567 reicht, teils sind dieselben von Ranisch in seiner „historisch-kritischen Lebensbeschreibung Hanns Sachsens" (Altenburg 1765) gesammelt und mitgeteilt.

Hans Sachs war ein eifriger Freund und Verteidiger des Protestantismus, den er selbst mit in Nürnberg einführen half, und im Jahre 1523, kurz nachdem durch ein Kaiserliches Mandat in Nürnberg der Verkauf der Bücher Luthers verboten worden war, verfaßte er sein Gedicht auf „die Wittenbergische Nachtigall", in welchem er Luther lebhaft gegen alle Angriffe in Schutz nahm. Und im Jahre 1524 schrieb er sieben Dialoge zur Verteidigung der lutherischen Lehre. Auch seine „Klagred ob der Leiche Doctors Martin Luther" zeugt von der Verehrung, welche der schlichte Schuhmacher dem großen Reformator zollte. Er war ein sehr fruchtbarer Sänger; die Zahl seiner Gedichte giebt er selbst, mit Einschluß von 4275 Meistergesängen, auf 6048 an. Sie füllten vierunddreißig Folianten. Außer den Meistergesängen dichtete er noch geistliche und weltliche Lieder, Komödien, Tragödien, Fastnachtsspiele, Lehrgedichte, Fabeln und Schwänke. Den ganzen Psalter brachte er in Reime, ebenso behandelte er die beiden Bücher Sirach, die

Evangelien und andre Stoffe aus der Bibel poetisch. Lange Zeit war er einer der Vorsteher der Meistersingerzunft zu Nürnberg; als solcher war er Preisrichter und hatte dem König-David-Gewinner die silberne Kette umzuhängen. Mit großer Strenge verwaltete er sein Amt, er duldete keinen Übelbeleumundeten in der Genossenschaft; der Ruhm seines Namens brachte die Meistersingerschule zu Nürnberg zu hoher Blüte. Er war es hauptsächlich, der es durchsetzte, daß die Sprache der Lutherbibel zum Maß und Muster für alle Vorträge in der Schule der Meistersinger erhoben wurde.

Seine ganze Art ist der Luthers innig verwandt, wie er denn auch von Luther sehr hoch geschätzt wurde. Schlicht und einfach ist seine Sprache, aber stets ist der Ausdruck wahr und treffend. Scharf beobachtet er das Leben aller Stände, und alles, was sich in seiner Umgebung zutrug, weiß er teils in ernsten Lehrgedichten, teils in lustigen Schwänken aufs getreuste zu schildern. Mit treuherzigem Tone trägt er alle seine Beobachtungen vor, und eine innige wohlthuende Wärme spricht aus allen seinen Dichtungen. Er hat Natur und Herz, zwei Dinge, die ihn zum echten Poeten stempeln. Die Wirrsale des Menschenlebens und Welttreibens verwirrten ihm nie den klaren Blick, immer sprach und that er das Rechte zu rechter Zeit. Seine Bildung war keine gelehrte; aber dennoch war er mit den Werken der Griechen, Römer, Italiener und Franzosen, die er in deutscher Übersetzung las, genau bekannt. Es ist erstaunlich, welchen Reichtum an historischen Kenntnissen er in seinen Gedichten verarbeitet hat, wenn man bedenkt, daß er nur ein schlichter Handwerker war, der den Tag über in anstrengender Arbeit seinem Erwerbe nachging. Nimmt man nun dazu noch seinen sittlichen Ernst und seinen tüchtigen Sinn, so muß man gestehen, daß uns in ihm eine wahre Kerngestalt echten Volks- und Dichtersinnes entgegentritt.

Das gelehrte siebzehnte Jahrhundert, das nur die lateinische Schulpoesie anerkannte, verspottete und verhöhnte den schlichten Volksdichter. Erst Goethe und Wieland erkannten den Genius, der aus dem einfachen Manne mit dem Schurzfell und dem Pfriemen sprach. Das Hans Sachsische Versmaß wurde von Goethe und seinen dichterischen Genossen für kleinere Dichtungen mit großer Freude willkommen geheißen, und selbst das gewaltigste Werk Goethes, sein Faust, erwuchs auf diesem Grunde. Das Beste und Treffendste, was man über Hans Sachsens gerade, edle und natürliche Kunst gesagt hat, ist denn auch von Goethe in seinem Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung" zum Ausdruck gebracht worden. Er schildert in demselben, wie die gesunde Muse des Volkes zu Hans Sachs tritt und ihm als seine Dichteraufgabe folgendes zuweist:

„Ich habe dich auserlesen,
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollst dus mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,

Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert;
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Obs ihm möcht eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihr's mögt in seinen Schriften lesen."

So trug auch die Dichtung des Mittelalters das Ihre bei zu der Neubelebung der Kunst im achtzehnten Jahrhundert. Die deutsche Dichtung hatte im dreizehnten Jahrhundert in hoher Blüte gestanden, war dann erstarrt in dem Formelwesen der Meistersinger, und aus der letzteren Mitte ging der Mann hervor, in dessen Werken die jugendlichen Feuergeister der Genieperiode im vorigen Jahrhundert den Weg zur Natur und Wahrheit vorgezeichnet fanden. So greift in der geschichtlichen Entwickelung eins in das andere, und nichts steht vereinzelt und abgetrennt von dem Ganzen. Wunderbar verschlingen sich oft die Fäden, aber sie entwirren sich vor dem Auge des aufmerksamen Beschauers, und selbst Ereignisse, die sich hart zu widersprechen scheinen, treten in innigen Zusammenhang.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

R. Schiller. Der Minnesang als Gesellschaftspoesie. Diss. Bonn. 1907.

